Franzos
Vom
Don zur Donau

<366398398300 18

<366398398300 18

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 2049 o (2

Vom Don zur Donau.

Zweiter Band.

Vom Don zur Donau.

Neue

Culturbilder aus „Halb-Asien“

von

Karl Emil Franzos.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1877.

Wb 43/1442

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Die „Gezwungenen“	1
Markttag in Barnow	59
Der wilde Staroſt und die ſchöne Jütta	177
Henker und Bajazzo	215
In Peſt's Verbrecherhöhlen	269

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11/VI. 1870.

Die „Gezwungenen.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Es war vor mehreren Jahren, im vollen Frühling. Auf der Promenade von Odessa blühten die Akazienbäume und draußen, im weißblinkenden Villenviertel, die seltsamen Blumen des Südens. Selbst über die arme Haide ging ein Dufthauch, und auf der gelblichen Düne hob der Strandhafer schüchtern sein zartbefiedert Haupt. Und dazu Tag für Tag lenzfröhlicher Sonnenschein über der jungen, schönen Stadt und dem Hafen und der tiefblauen Meerfluth; es schien, als gäbe es keine Wolke mehr in jenem Mai.

Alles war schön, Alles. Aber es nützte mir nichts; ich mußte fort und heim.

Mindestens schied ich des Abends, wo all die Herrlichkeit verschleiert war. Am nächsten Morgen war ich in Balta, einer ansehnlichen Stadt, was, aus dem Südrussischen übersetzt, bedeutet, daß dort sehr viele Holz- und Lehmhütten beisammen stehen. Hier verließ ich die Bahn, oder vielmehr sie mich. Eine Endstation; wer damals von Odessa nach der Bukowina wollte, mußte von Balta ab durch das podolische oder bessarabische

Gouvernement die kaiserliche Post benützen, sofern er nicht wohlweislich einen Lohnwagen vorzog. Denn mit der Post fährt in Neu-Rußland nur der Unkundige, und kundig wird, wer sie einmal verkostet. Diese Post ist nicht so schrecklich als ihr Ruf; sie ist noch viel schrecklicher. In Alt-Rußland steht es damit besser, in mancher Gegend ganz gut. Aber im Süden kann man den kaiserlichen Marterkarren nicht einmal angehenden Selbstmördern empfehlen. Denn wer den Willen zum Leben noch so energisch verneint, findet doch angenehmere Gelegenheit dazu, als das Todtgebeuteltwerden.

Ich miethete mir also die „Britschka" des Nüssan Goldkäfer aus Hussiatyn. Man darf dabei kaum an das gleichnamige Fuhrwerk denken, welches auch im westlichen Oesterreich, besonders in Mähren, gebräuchlich ist. Das ist eine so idealisirte und civilisirte Kutsche, daß sie mit jener meiner Heimat in der That kaum mehr gemein hat, als den Namen. Es ist schwer, dieses anmuthige Gefährt zu schildern, dessen Hauptzweck es zu sein scheint, den Magen des Reisenden fortwährend in gelinder Erschütterung zu erhalten — oft auch in ungelinder — es kommt eben auf den Weg an. Am leichtesten gewinnt der Leser ein Bild davon, wenn er sich auf einem plumpen Gestell mit vier gleich großen Rädern einen offenen Sarg befestigt denkt, an dessen vorderem Ende ein Brettchen angenagelt ist — der Kutschbock — und

über dessen hinterem Ende eine Plache in Form einer umgestürzten Mulde gespannt ist, unter welcher der Reisende ruht.

So viel zur Erklärung der „Britschka“.

Zur Erklärung des Nüssan Goldkäfer aber die Bemerkung, daß, wer im Osten daheim, immer den jüdischen Lohnkutscher dem christlichen vorziehen wird. Der Christ ist billiger und williger, das ist wahr. Aber der Jude hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, zwei gute Eigenschaften: er hinterläßt keinem Vetter am Wege als Souvenir ein Gepäckstück des Reisenden, und er betrinkt sich nicht bis zur Bewußtlosigkeit. Ach! was ein Rausch ist, weiß man doch eigentlich nur in Halb=Asien! In diesem zahmen Europa ist man ja geneigt, auch schon eine kleine Erheiterung so zu nennen, welche in einer einzigen Nacht ausgeschlafen ist! Aber wer, wie ich, einmal sechsunddreißig Stunden in einer elenden Wald=schänke hat halten müssen, weil der Kutscher, ein rumä=nischer Schlingel aus Bessarabien, nicht aus seiner Betäubung aufzurütteln war, der weiß, bis zu welcher Größe ein Rausch gedeihen kann, und hütet sich künftig vor diesen willigen, billigen Burschen. Auch die Juden haben im Osten ein wenig von dieser allgemeinen Feuchtigkeit angezogen, aber sie sind doch die mäßigste Nation in jenem Völkergewirr. Nur in der dunklen, wüsten Secte der „Chassidim“ finden sich Trunkenbolde;

der Aberglaube, der Fanatismus, der Müßiggang haben dort zu diesem Laster geführt, wie leider zu manchem anderen auch.

Aber mein Nüssan war kein „Chassid"; er gehörte zu den „Misnagdim", den Oppositionellen, den Bibelgläubigen. Während die Chassidim die Kabbala über den Talmud stellen, achten die Misnagdim nur Bibel und Bibel-Commentare und verwerfen die Kabbala. Sie verachten die Wunder-Rabbis, werden gern Handwerker, Fuhrleute, Gastwirthe, Krämer, sind strenggläubig, jedoch nicht fanatisch. So werden sie es z. B. als eine Todsünde meiden, eine Fleisch- und eine Milchspeise hinter einander zu genießen, aber sie hassen Niemanden um des Glaubens willen, und die Aneignung fremder Bildung scheint ihnen lobenswerth. Sie sind (mutatis mutandis!) die — Altkatholiken des Judenthums; trotz aller dogmatischen Strenggläubigkeit sehen sie sich von einer Majorität überflügelt, welche immer neue Dogmen als Staffeln emporthürmt — zum Himmel, wie sie glaubt, zum Gipfel des Blödsinns, wie Andere glauben...

„Gottlob, ich bin kein Chassid!" sagte mir also mein Herr Goldkäfer grimmig, schon als wir an den letzten Hütten von Balta vorbeifuhren. Eine dieser Hütten war nämlich ein chassidisches „Beth-ha-midrasch", was man, natürlich überaus frei, mit „Volksbibliothek" übersetzen könnte. Ein großer, verwahrloster Raum, in welchem

auf den Tischen schmutzige Folianten liegen und auf den Bänken Knaben, Männer und Greise sitzen, denen gleichfalls größere Sauberkeit nicht schaden könnte. Die verehrliche Versammlung schaukelt sich entweder, halblaut in den Folianten lesend, mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels hin und her, oder sie erörtert in gellender Discussion die Dinge von jener Welt, oder sie widmet sich, wozu die Gelegenheit sich oft genug bietet, einem Ding von dieser Welt, dem Branntwein. Brutstätten des Müßiggangs, in welchen ein wirklich gelehrter Mann sich so häufig findet, wie ein weißer Rabe, wie denn überhaupt die jüdischen Gelehrten nicht unter den Chassidim zu finden sind.

„Kein Solcher!“ rief also Nüssan grimmig und schwang seine Peitsche in unzweideutigster Weise gegen das fromme Haus. „Sondern ein echter Jude, ein Mis-nagid, ein Mann, ein ehrlicher Mann, ein Fuhrmann!“ Und dann begann er, mir seinen Standpunkt des Näheren zu erläutern.

Ich weiß nicht, warum er es that; auch im Osten führen die Kutscher in der Regel keine religions-philosophischen Gespräche. Vielleicht weil er mich durch lebhafte Unterhaltung dafür schadlos halten wollte, daß er einen blinden Passagier, einen feisten Landmann aus der Ukraine, aufgenommen, der nun breit neben ihm auf dem Bocke saß. Oder weil er mir beweisen wollte, daß

man ein Fuhrmann sein und doch in uraltem Wissen bewandert sein könne. Jeder Mensch — die Zeit der Flegeljahre ausgenommen, die freilich bei Manchem bis ins siebzigste reicht — sucht sich eben gerne seinem Nächsten von der günstigsten Seite zu präsentiren. Und sein Talmudwissen hielt dieser rechtgläubige Jude natürlich für seinen schönsten Schmuck.

Ich mußte, während er eifrigst sprach, daß die Citate nur so niederhagelten, auf ihn blicken und dann auf seinen Nachbar, und sonderbare Gedanken kamen über mich. Die beiden Leute waren beiläufig einander gleich in Vermögen, in Lebensweise, in ihrem Verhältnisse zur europäischen Cultur, von der sie wol Beide gleich wenig wußten. Auch ihre Kleidung war dieselbe — Zwillichröcke und darüber Schafspelze, der Hitze wegen nach Außen gekehrt. Nur daß der Eine am Leibe ein Amulet trug, ein Säckchen mit Knoblauchknollen, welches ihm sein Pope zu Ostern um fünfzig Kopeken geweiht; der Andere aber eine Art Westchen, an dem die Schaufäden hingen. Und doch! — welche ungeheure Kluft trennte den Gedankenkreis dieser beiden Landsleute — blos deßhalb, weil der Eine das Knoblauch-Amulet trug und der Andere das sonderbare Westchen! Der Russine haftete mit slavischer Zähigkeit an der Scholle, und von der Vergangenheit seines Volkes wußte er wahrscheinlich nur, daß bereits sehr viele Russinen gestorben. Der Jude

aber — wol fuhr er auf der podolischen Landstraße hin und her, aber dieses Land war nicht seine Heimat. Seine Heimat war ein fernes, fernes Land, welches er nie gesehen, welches so, wie er es sah, nicht mehr auf Erden bestand: heute fließen Milch und Honig nicht mehr im Jordanthale . . . Und all sein Wissen, all sein Denken, Alles, was ihn zum Menschen erhob, wurzelte in jenem Lande und seinen Geschichten. Der Staub der Jahrtausende hat sich darüber gelegt; ihm war es die ewig junge, die einzige Welt. Jeder talmudisch erzogene Jude ist eigentlich — sit venia verbo! ein gelehrter Mensch, aber diese Gelehrsamkeit ist todt und starr; sie beweist nichts, als die ungeheure Bildungsfähigkeit dieser Race; sie nützt nicht ihm, noch den Völkern, unter denen er wohnt . . .

Der Citaten-Hagel kam strichweise; bald lichtete er sich, bald ward er wieder stärker. Und nun kam schließlich ein citatloses Argument. „Aber was kommt noch dabei heraus? Abfall! Gottlosigkeit! Zuerst zu fromm und dann ganz gottlos! Wenn ein Chassid aufhört, es zu sein, was wird er? Ein „Meschumed“ (Abtrünniger)! Ißt Schweinefleisch! Oder Braten und Milchreis von derselben Schüssel. Aber Gott wird wissen, was er mit den Hunden zu thun hat, welche von dem Glauben abfallen, in dem sie geboren sind. Mit Allen! . . . das heißt“ — er stockte und fuhr dann zögernd fort — „hm!

mit Allen? .... ich weiß nicht, da fallen mir diese Leute ein ...“

Er verstummte und starrte nachdenklich vor sich hin.

„Welche Leute, Nüssan?“

„Hm! — es ist mir nur so eingefallen, weil wir heute an einem solchen Hause vorbeifahren müssen ... ich meine die „Gezwungenen“...“

„Die Gezwungenen!?“... Ich dachte an eine neue Secte. Es ist sonst im Osten just keine große Bewegung der Geister, aber in Glaubenssachen ist dort sehr häufig eine sonderbarliche Neugeburt zu verzeichnen. „Sind es Christen oder Juden?“

„Nicht Christen, noch Juden, sondern eben „Gezwungene“. O Herr! Das ist ein großes Elend! Und ein großer Frevel! Unsere Kinder wenigstens werden nichts mehr davon wissen, denn neue Opfer kommen nicht dazu, und auf den Ehen dieser Menschen lastet ein Fluch: sie bleiben unfruchtbar. Aber was rede ich nur! — es ist kein Fluch, sondern ein Segen, eine Barmherzigkeit Gottes! — soll sich das gräßliche Elend auch noch vererben? ... Die „Gezwungenen“ haben keine Kinder; Gott weiß, was er will! ... Aber man soll nicht davon reden; ich Thor, ich Sünder, was schwatze ich da! ...“

Und er hieb grimmig auf die Pferde ein, daß der Wagen ruckweise weiterflog. Ich that noch eine Frage, aber Nüssan hörte mich nicht oder wollte mich nicht

hören. Darauf machte ich keinen Versuch mehr, so neugierig ich auch war; ich kenne diese Leute; was sie für eine Sünde halten, thun sie doch nicht; um keinen Preis.

Aber ich sollte doch noch am selben Tage von den Leuten hören, denen Gott seine Barmherzigkeit erweist, wenn er sie einsam dahinsterben läßt . . .

Wir fuhren weiter gen West, immer der Sonne entgegen, durch das waldreiche, sanft gewellte Wiesenland, welches zwischen den grauen, abenteuerlich geformten Kalkfelsen des Dniesterthales und dem schwarzen fetten Ackerland der Ukraine liegt

Die Landschaft ist spärlich bewohnt und schlecht bebaut; man kann stundenlang fahren, ohne ein Haus zu gewahren, einen Acker oder sonst eine Spur der Menschenhand, außer der Straße da, welche auch nicht danach aussieht, als ob sich der Menschen Hand viel mit ihr beschäftigte. Kamen wir an eine besonders schlechte Stelle, so stiegen wir aus und gingen neben den Pferden her, und Nüssan fluchte jüdisch, der Landmann russinisch und ich deutsch. Dann setzten wir uns in den Wagen und fuhren schweigend weiter.

Als uns die Sonne zu Häupten stand, machten wir in einer Schänke Rast, welche am Rande eines meilenweiten Forstes lag. Diese Wälder gehören einem Potocki, ich glaube dem Grafen Adam, dem ehemaligen österreichischen Minister. Das ist ein guter Wirth. Auch

dieser Forst zeigte Spuren von Cultur, und die Schänke war in gutem Baustand.

Freilich sah es drinnen eben so wüst aus, wie in allen diesen „Karczmas“. Aber daran war nicht der Graf Adam schuld, sondern die Wirthsleute, die da hausten. Und vielleicht auch nicht diese Leute, sondern die sonderbaren Reinlichkeitsbegriffe des Ostens. Tout comprendre, c'est tout pardonner; es hat mich sehr betrübt, daß die Wirthin, ein schönes, üppiges, junges Weib, sich offenbar nicht alle Tage das Gesicht wusch, aber grollen konnte ich ihr deßhalb nicht.

Außer dieser Frau waren noch vier lebendige Wesen in der großen unheimlichen Schänkstube mit den grau-grünen Wänden: ein Paar Besitzer unsterblicher Seelen und ein Paar ohne solche. Zwei Viehhändler, ein Moskowiter und ein Kleinrusse, und ihre Köter. Die Köter würgten einander, und die Herren thaten dasselbe. „Du Russe!“ rief der Eine, „du Russine!“ rief der Andere, und das in einem Tone, als wären es die größten Schimpfwörter.

Das junge Weib saß schläfrig hinter der Schänkbarre und schaute dem Streite zu. Ihm war die Sache jedenfalls nicht so interessant, als sie sicherlich einem slavischen Bruder aus Oesterreich gewesen wäre. Ich glaube, Hunde und Katzen haben einander lieber, als die einzelnen slavischen Stämme in Rußland.

Durch unsern Eintritt nahm der Kampf eine neue Wendung. Der russinische Landmann, der mit uns gekommen, fragte nicht erst, wer im Rechte war, sondern warf sich auf den Großrussen und begann dessen hintere Partien kräftig zu gerben. Der Moskowiter, so zwischen zwei Feuer gerathen, zog sich schleunigst in eine Ecke zurück und bombardirte seine Gegner nur noch mit den ehrenrührigsten Ansichten über ihre Nationalität und über ihre — Mütter. „Du Sohn einer Hündin!“ Das war noch das relativ Sanfteste, was er hinüberrief. Auch die Russinen sprachen mit großer Sicherheit ihre Ansichten über die ihnen doch gewiß persönlich unbekannte Gebärerin ihres Gegners aus. Aber schließlich knurrten beide Theile nur noch leise und ihre Köter desgleichen.

Ich verständigte mich mit der Frau über mein Mittagessen, oder vielmehr: ich versuchte dies, denn sie verstand mich nicht und ich sie nur sehr schwer. Die Juden Südrußlands sprechen freilich auch noch Deutsch, aber das ist nicht blos von der Sprache Luther's und Lessing's, sondern auch von dem Jargon verschieden, welchen die Juden Galiziens und Rumäniens sprechen. Eine Menge slavischer Wörter ist eingewoben, und eine fremdartige Aussprache macht das Ganze fast unverständlich. Ich setze als Sprachprobe die Antwort der Wirthin möglichst getreu hieher. „Rajd pomale; Kardunisch her jech swair. Jech ob nor jajzis w dome in

maith. Efscher zan impes jajisnice in potem brutne ziwilis.“ (Das heißt zu Deutsch: „Redet langsam [slavisches Wort]; Deutsch [„Kardunisch“ d. h. die Sprache, die hinter dem Cordon (Grenze) gesprochen wird: in Oesterreich also die deutsche Sprache] verstehe [„höre“] ich schwer. Ich habe nur Eier im Hause [Slavisch] und Meth. Vielleicht zum Imbiß Eierspeise und später gebratene Zwiebel.) Ein Satz, der sich dem Hochdeutschen mehr nähert als der vorstehende, dürfte sich aus diesem maßlos corrumpirten Jargon kaum zusammenstellen lassen.

Auf „brutne ziwilis“ glaubte ich verzichten zu sollen und begnügte mich mit „jajisnice in maith“. Die schöne Frau setzte sich zu mir und suchte den Gast zu unterhalten. Da auch sie „pomale“ sprach, so errieth ich, was sie mir mittheilte. Ihr Gatte sei sechzehnjährig und derzeit noch in der Talmudschule, beim Rabbi von Belz. Die Hochzeit habe vor vier Jahren stattgefunden, sie sei damals siebzehn Jahre alt gewesen. Hier, bei den Schwiegereltern, habe sie es sehr gut und bedaure nur ihren armen Mann, der sich noch immer, fern von ihr, in der Schule so sehr anstrengen müsse . . .

Vielleicht klingt dies dem Leser recht sonderbar, ja unglaublich ins Ohr. Aber es gibt unter den Juden des Ostens manche ähnliche Ehe . . .

In diesem Hause war es, wo ich dem ersten „Gezwungenen“ begegnen sollte.

Wir hatten im Plaudern das Rollen eines Wägelchens überhört, welches langsam genug vor die Schänke gefahren kam. Erst als es hielt, blickten wir auf. Es war ein ärmlicher Bauernkarren, auf dem ein Fäßchen und ein Korb standen. Ein hagerer Klepper zog mühsam genug das leichte Fuhrwerk. Ein Bauer lenkte es, vor dem Thore sprang er ab.

Die junge Wirthin erhob sich hastig.

„Was will er?“ flüsterte sie. Eine leichte Bläße jagte ihr über die Wangen.

Noch auffallender benahm sich mein Kutscher.

„Herr, Herr!“ rief er mich laut, fast ängstlich an. Und dabei streckte er die Hand gegen die Thüre vor, als wollte er sich eine nahende Gefahr vom Leibe halten.

„Was habt Ihr?“ fragte ich erstaunt.

Aber er schüttelte nur stumm und heftig den Kopf und starrte dem Eintretenden entgegen.

Der da eintrat war ein ältlicher Bauer, gekleidet wie alle russinischen Landleute. Nur weil ich ihn sehr scharf ansah, fiel mir auf, daß er ein feines weißes Hemd trug. Von dem Gesichte konnte ich nicht viel sehen, der Strohhut beschattete es.

„Wirthin“, wendete er sich an die junge Frau, „möchtet Ihr mir etwas abkaufen? Ich habe alten Weichselschnaps und Holzlöffel, Holzschüsseln, Pfeffer-büchsen, Nadelbüchsen, Salzschalen, Holzbecher — eine

große Auswahl, gedrechselt oder geschnitten, gutes hartes Holz, Alles sehr billig . . ."

Fast flehend sagte er dies, aber langsam und ohne den Blick zu erheben. An seiner Aussprache war leicht zu merken, daß er kein Russine war, sondern ein Pole. Denn er sprach immer statt des „h" ein „g" und verschluckte die Endvocale.

Die Frau blickte ihn scheu an.

„Ihr wißt, mein Schwäher hat es verboten", sagte sie zögernd. „Wegen Eurer Frau . . . Aber er ist nicht zu Hause —"

Sie stockte und wendete sich zum Kutscher:

„Reb Nüssan, werdet ihr mich nicht verrathen? Ihr kommt häufig des Weges . . ."

Der „Misnagid" zuckte die Achseln und wendete sich ab. „Thut, was Ihr wollt", brummte er grimmig.

„Dann", sagte die Frau hastig zu dem Bauer, „dann bringt mir nur eine Schüssel und zwölf Löffel. Ich will dem Schwäher schon was aufbinden . . ." Und als der Mann gegangen war, seinen Korb zu holen: „Ihr dürft es mir nicht übelnehmen, Reb Nüssan. Es sind gar so arme Leute."

„Freilich! Sehr arme Leute!" erwiederte dieser milder. „Im Leben Hunger und Elend! Und im Tode die Hölle! Und Alles unverdient!"

Aber da stand schon der Mann mit seinem Korbe wieder in der Stube.

Die Frau wählte, feilschte und bezahlte endlich die wenigen Kopeken. Ich trat heran und besah mir die Waare; es waren sehr sauber geschnitzte Sächelchen darunter.

„Ich habe auch Cigarrendosen“, sagte der Mann und zog demüthig den Hut.

Aber sein Antlitz war mir vorläufig interessanter als seine Waare.

Man sieht selten solche Züge; so viel Leid auch auf Erden wühlen mag, man sieht sie selten. Auf diesem blassen, verhärmten Gesichte lag düsterer Trotz wie eingemeißelt, und die Augen hatten einen Blick, der unwillkürlich ans Herz ging; müd, fast starr, und doch voll leidenschaftlichster Trauer . . .

„Sie sind ein Pole?“ fragte ich.

„Ja — aus Littauen.“

„Aber Sie wohnen hier in der Gegend?“

„In der Dettimer Schänke; acht Werst von hier. Ich bin dort Wirth.“

„Und daneben Drechsler?“

„Man muß sich helfen, wie man kann. Wir haben selten Gäste im Hause.“

„Ihre Schänke liegt abseits?“

„Dicht an der Hauptstraße, Herr! Es war einst das

beste Wirthsgeschäft zwischen Bug und Dniester. Aber bei uns kehren die Fuhrleute nicht gern ein . . ."

„Warum nicht?"

„Weil — weil sie es für eine Sünde halten. Besonders die Juden." Und hastig fügte er hinzu: „Wenn Sie etwas kaufen wollen — diese Dose hier . . ."

Das hübsche Büchschen, welches er mir anbot, liegt vor mir, während ich dieses schreibe. Auf dem Deckel ist die Ansicht eines stattlichen, ländlichen Hauses eingeschnitten. Auch heute freut mich die schöne Arbeit, damals aber überraschte mich diese Feinheit der Ausführung so, daß ich ungläubig ausrief: „Und das haben Sie selbst gemacht?"

„Ja — Alles, mit Drechselbank und Messer."

„Dann sind Sie ja ein Künstler!" rief ich. „Wo haben Sie das Holzschneiden gelernt?"

„In Kamieniec-Podolski."

„Auf der Festung?"

„Ja. Von einem Mitgefangenen, während des Aufstandes von 1863."

„Sie waren unter den Insurgenten?"

„Nein. Aber man fürchtete, ich könnte zu ihnen gehen. Darum schleppte man mich und die anderen „Gezwungenen" auf die Festung, als der Aufstand losbrach, und ließ uns erst frei, als Alles vorbei war . . ."

„Ohne Veranlassung?"

„Ohne die geringste. Ich bin nicht blos heute ein gebrochener Mann, ich war es schon damals. Mir hat, noch als ich ein Jüngling war, die Arbeit in den sibirischen Bergwerken das Mark in den Knochen vergiftet. Auch hatte ich während der fünf Jahre meiner Ansiedlung — ich bin seit 1858 Wirth in jener Schänke — nie den geringsten Grund zum Verdachte gegeben. Aber ich war ein „Gezwungener“, und das genügte . . .“

„Ein „Gezwungener“ — was heißt das?“

„Nun, ein Mensch, der eben zu Allem gezwungen wird, was Andere frei wählen dürfen: Wohnort, Gewerbe, Gattin und Glauben!“

„Entsetzlich!“ rief ich. „Und Sie haben sich gefügt?“

Ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund. „Geht Ihnen das so nahe?“ fragte er. „Wir ertragen sonst sehr leicht die schwersten Leiden, welche Andere erdulden.“

„Das sagt Larochefoucauld“, meinte ich erstaunt. „Haben Sie ihn gelesen?“

„Ja, ich habe die französische Literatur einst sehr geliebt. Aber verzeihen Sie meine Bitterkeit. Ich bin an Theilnahme so wenig gewöhnt — und was könnte sie mir auch jetzt noch nützen?“

Er starrte schmerzlich vor sich hin und ich schwieg gleichfalls; ich fühlte wohl, daß diesem Menschen gegenüber irgend ein Wort leichten Bedauerns eine Rohheit wäre. Es war eine peinliche Pause.

„Haben Sie nach einer Vorlage gearbeitet?“ fragte ich endlich und deutete auf den Schnitt des Deckels.

„Nein — aus der Erinnerung.“

„Ein sonderbarer Baustyl!“

„So sind alle Herrenhäuser in Littauen. Nur der alte Wartthurm ist auffällig. Es war eben ein sehr altes Haus.“

„War? Steht es heute nicht mehr?“

„Es ist niedergebrannt, schon vor sieben Jahren. Die Russen haben es ausgeplündert und angezündet. Sie ahnten nicht, daß sie da selbst gegen ihr Eigenthum wütheten. Das Haus war seit langen Jahren confiscirt und Krongut seit 1848.“

„Und Sie haben die Umrisse noch so fest im Gedächtnisse?“

„Natürlich! denn es ist mein Geburtshaus, ich bin da aufgewachsen und habe es bis zum achtzehnten Jahre selten verlassen. Dergleichen vergißt man nicht. Es sind über zwanzig Jahre her, aber in all diesen Jahren kein Tag, wo ich nicht an das Haus gedacht hätte. Ich wußte wol, daß meine Mutter todt und meine Cousine schlimmer als todt. Ich wußte: das alte Haus steht öde, nur der russische Verwalter haust darin, und wenn er Packleinwand braucht, so nimmt er eines der Familienbilder von den Wänden. Aber ich habe mich doch nach dem alten Hause gesehnt — weiß Gott, wie sehr! Und als es niederbrannte — ich hätte mich ja eigentlich freuen

sollen, daß es nun auch der Feind nicht mehr hatte — und dennoch! mir kamen Thränen, als ich es erfuhr. Die ersten Thränen seit langer Zeit und wol auch meine letzten. Mich kann nichts mehr treffen . . .“

Ich schreibe, was er sagte. Aber wie er's sagte, kann ich nicht schreiben. Ich glaube, dem härtesten Menschen mußte es ans Herz gehen.

Mein Nüssan war kein weicher Mann. Aber dennoch war er leise herbeigeschlichen und nickte nun ernst und wehmüthig mit dem bärtigen Haupte.

„Erlauben Sie, Pani Walerian“, sagte er, „auf Ehre, es ist eine traurige Geschichte. Gewiß, sehr traurig. Will ich Ihnen aber doch etwas sagen. Nämlich, sehen Sie mich an. Ich — das heißt: nicht ich, Gott behüte! aber sagen wir: ich — fahre allein durch einen großen Wald. Da kommt ein Mann. Schimpft mich. Will mich prügeln. Sagt: „Du Judenhund!“ Macht sich daran, mir den Bart auszureißen. Werde ich es mir gefallen lassen? Nein! Sondern? Ich werde mich wehren! Gut! Wenn aber hundert solche Leute kommen? Werde ich mich mit ihnen stellen? Verrückt möcht' ich sein! Sondern ich werde sie im Stillen verfluchen bis in ihres Urur-großvaters Knochen, aber laut werde ich sagen: „Meine Herren Wohlthäter*)! ein schäbiger Judenbart ist wirklich

*) „Herr Wohlthäter“ ist eine Höflichkeitsfloskel des Ostens, etwa so, wie man in Wien Jedermann adelt.

gar nicht werth, von Ihnen ausgerissen zu werden!“ Und werde schauen, im Frieden mit den Hunden auszukommen. Also —“

„Also —?“ Ich war wirklich neugierig —

„Also das ist die ganze Geschichte von Polen“, sagte Nüssan selbstbewußt. „Die ganze Geschichte, das ganze Unglück. Nämlich: der Pole ist nicht so klug wie ich. Nämlich: wäre er so stark wie der Russe — prügle dich in Gottesnamen! Aber der Russe ist hundertmal stärker — also, Pani Walerian, was reizen Sie ihn, was stellen Sie sich mit ihm?“

Ich mußte herzlich lachen. Aber der arme „Gezwungene“ lachte nicht und würdigte diese Abhandlung über praktische Politik überhaupt keiner Antwort. Nur zu mir gewendet sagte er nach einer Pause: „Aber ich habe mich nicht einmal „mit dem Russen gestellt!“ Ich habe nur die Strafe des Verbrechers, ohne das schöne Bewußtsein, wirklich ein „Verbrecher“ gewesen zu sein und Alles für mein Volk gewagt zu haben. Ich war so jung, als sie mich nach Sibirien schleppten, wenig über Neunzehn! Mein Vater war früh gestorben, ich hatte die Aufsicht über das kleine Gut. Dann war eine Cousine im Hause, ein schönes, sechzehnjähriges Mädchen — wahrhaftig, ich dachte nicht an Politik! Höchstens, daß ich polnische Tracht trug, unsere Dichter las, besonders Mickiewicz und Slowacki, und in meinem Zimmer ein

Bild des Kosciuszko hatte. Und um solcher Hochverräthereien willen hätten mich selbst die Russen in normalen Zeitläuften nicht zertreten. Aber es war im Jahre 1848 und Nikolai Pawlowitsch hatte nicht umsonst geschworen: „Und wenn ganz Europa brennt, ich halte mein Land feucht, daß kein Funke aufkommt!“ Und er hielt es feucht — durch Ströme von Blut und Thränen! Wo ein junger polnischer Edelmann lebte, der allenfalls unter Umständen Revolutionär hätte werden können, da ward Haussuchung gehalten, und fand man zum Beispiel nur ein einziges verbotenes Buch, so hieß es: „Pascholl, nach Sibirien!“ Auch mit mir kam es so, blitzschnell, sinneverwirrend — ich war schon in Sibirien und glaubte noch immer nicht an mein Elend! Ach! mir war's auf der ganzen Reise, als rotirte ein Kreisel in meinem Gehirn! Dann hoffte ich, sie müßten mich freilassen, denn ich war ja unschuldig, und damals“ — er lächelte; es war ein entsetzliches Lächeln — „damals glaubte ich noch an Gott! Als ich zu hoffen aufgehört, begann ich zu rasen, und schließlich ward ich stumpf. Es war ein entsetzlicher Zustand, oft war wochenlang alle Erinnerung in mir getilgt, höchstens wußte ich noch, wie ich hieß! Das ist buchstäblich wahr, Herr — dieses Sibirien ist eine ganz besondere Gegend! . . .“

Der Mann war auf eine Bank gesunken und seine Arme lagen ihm laß im Schoße — so furchtbar

müde hab' ich all meine Tage kein Menschenantlitz gesehen.

Endlich fuhr er fort: „Zehn Jahre waren so verflossen, wenigstens sagten es mir die Leute; ich hatte es längst aufgegeben, die Tage meines Jammers zu zählen. Wozu auch? Ich war schon so weit herabgekommen, daß ich nicht einmal mehr Mitleid mit mir selbst hatte. Da ward ich eines Tages mit einigen Gefährten zum Inspektor beschieden: wir seien begnadigt und dürften Colonisten in Neu-Rußland werden. Des Czars Gnade werde Jedem einen Wohnort zuweisen, ein Gewerbe und ein Eheweib, gleichfalls eine Begnadigte. Nur müßten wir uns natürlich zur griechisch-orthodoxen Kirche bekehren. Daran lag uns wenig, Herr, schrecklich wenig! Wir willigten ein, trunken vor Glück — aus Sibirien geht man gerne fort, gleichviel wohin, selbst in den Tod geht man gerne. Und wir hatten ja eine Gnade erfahren! Alexander Nikolajewitsch ist ein gütiger Herr: in Sibirien sind die Bergwerke überfüllt und in Süd-Rußland die Steppen leer! O, ein Menschenfreund, ein Beglücker — decus et deliciae generis humani! Uebrigens, vielleicht thue ich ihm Unrecht. . . ."

„Wir traten die ungeheure Reise an und fuhren langsam gegen Südwest — nach acht Monaten waren wir in Mohilew. Da hielten sie uns nur noch in ge-

linder Haft und ließen vor Allem den Popen auf uns wirken. Das war sehr schnell überstanden. Eines Morgens trieben sie uns in einen Saal zusammen, wol an die hundert Männer und Frauen. Dann kam der Pope, ein baumstarker, schmutziger Mensch, der sich offenbar zu dem heiligen Werke sehr gestärkt hatte, denn er roch auf zwanzig Schritte nach Schnaps und hielt sich mühsam auf den Beinen. „Ihr Lumpenhunde!“ grölzte er, „ihr Läuse der Menschheit, ihr sollt jetzt rechtgläubige Christen werden, aber viele Mühe werde ich mir mit Euch wahrhaftig nicht geben. Denn was meint ihr, was ich per Kopf kriege? Zehn Kopeken, ihr Läuse, zehn Kopeken per Kopf! Da soll ein Hund Missionär sein — ich thue es heute wirklich zum letztenmale! Zwar hat unser Väterchen Alexander Nikolajewitsch einen Rubel für den Kopf im Tarif einstellen lassen, aber der Direktor, der Schuft, stiehlt neunzig Kopeken und mir läßt er einen Zehner! Für heute habe ich es aber noch übernommen, weil man mir gesagt hat, daß ihr Viele seid! Also hört! Ihr seid bis jetzt Katholiken, Protestanten, Juden! Das ist sehr gefehlt! Denn jeder Jude ist eine Wanze, jeder Protestant ein Hund und jeder Katholik ein Schwein! Das sind sie im Leben. Was aber sind sie im Tode? Aas, ihr lieben Leute, Aas! Und wird sich Christus ihrer am jüngsten Tage erbarmen? Wahrhaftig nein!

wird ihm nicht im Traume einfallen! — Und bis dahin? Die Hölle! — Also, liebe Leute, wozu habt ihr das nöthig? Bekehrt euch! Wer also zustimmt, ein rechtgläubiger Christ zu werden, der soll jetzt das Maul halten! Wer sich muckst, kriegt die Knute und muß nach Sibirien zurück! Also, liebe Brüder und Schwestern, wollt ihr rechtgläubige Christen werden?" — Wir schwiegen. — „Gut!" fuhr der Pope fort. „Nun paßt auf! Wer ohnehin schon Christ ist, braucht blos die Schwurfinger aufzuheben und mir das Glaubensbekenntniß nachzubeten. Das wird schnell gehen. Aber mit den verdammten Juden hat man immer einen besonderen Verdruß, so auch hier; die Juden muß ich also vorher erst taufen. Juden, tretet vor — das andere Lumpenpack kann stehen bleiben, wo es eben steht!" Und in dieser erhebenden Weise vollzog sich die Ceremonie bis zum Schlusse."

Der Erzähler hatte dies Alles vorgebracht, ohne eine Miene zu verziehen, und auch mir kam kein Lächeln auf die Lippen, so drastisch auch der Bericht war.

„Am nächsten Tage", fuhr Herr Walerian fort, „folgte der zweite Akt: die Wahl des Berufes. Sie war ebenso spontan, als jene des Glaubens, nur daß man hier nothgedrungen doch etwas mehr individualisiren mußte. Drei junge Gouvernements-Beamte hatten die Aufgabe, unsere Wünsche zu Protocoll zu nehmen

und sie so weit zu berücksichtigen, als dies „im öffentlichen Interesse rathsam und möglich“. Der Mann, vor den ich gerufen wurde, war besonders jung, überdies von jener Sorte, die noch mit grauen Haaren bübisch bleibt. Ein äußerlich sehr feines, innerlich entsetzlich rohes Bürschlein, bornirt und grausam, ohne eine Spur menschlichen Empfindens. Er machte sich einen Spaß mit uns, einen köstlichen Spaß, der gewiß auch seine Kameraden und seine Maitresse sehr erheiterte, wenn er es ihnen am Abend erzählte. Der Bube erkundete auf das sorglichste unsere Wünsche und ordnete dann just das Entgegengesetzte an! . . . Da war eine vornehme Frau unter uns, eine Polin von uraltem Geblüt, eine edelblasse, unglückliche Frau, die in ihrer hilflosen Gebrochenheit dem Rohesten Respect und Mitleid einflößen mußte. Die Frau war zu alt, um an einen „Gezwungenen“ verheiratet zu werden, sie mußte selbst einen Erwerb wählen und bat, als Lehrerin in einem Institut für Offizierstöchter verwendet zu werden; es war auch dringender Bedarf nach solchen Kräften. Aber der junge Herr beorderte sie als Wäscherin in die Garnisons-Kaserne von Mohilew. . . . Da war ein alter Jude, der nach Sibirien geschickt worden, weil er bei Eydtkuhnen verbotene Bücher über die Grenze geschmuggelt. Er hatte einst eine Buchdruckerei besessen, und war auch des Handwerks völlig mächtig.

Vielleicht könne er in einer kaiserlichen Druckerei verwendet werden, bat der Greis, und hatte daneben nur den flehentlichen Wunsch: in einer Ortschaft leben zu dürfen, wo es wenige oder gar keine Juden gab. Denn er hatte ja nur gezwungen seinem Glauben entsagt, an dem er mit allen Fasern seines Wesens hing, und zitterte vor dem Gedanken, daß ihn seine ehemaligen Glaubensgenossen nun doch als einen Sünder betrachten und verabscheuen würden. Der junge Beamte nahm dies gewissenhaft zu Protocoll und machte den Mann zum Polizei-Agenten in Miaskowka, einem kleinen Städtchen im Gouvernement Podolien, welches ausschließlich von Juden bewohnt wird. . . . Da war ein Schulmeister aus Littauen, ein hektischer, todtkranker Mensch, welcher auf den Knieen eine letzte Gnade erflehte: irgendwo auf einem Dorfe ruhig sterben zu dürfen — die Landluft thue seiner wunden Brust wohl. „Natürlich — das ist ein bescheidener Wunsch", sagte der nichtswürdige Bube und schickte ihn als Aufwärter in ein Inquisiten-Spital. . . . Brauche ich Ihnen da erst noch zu erzählen, wie es mir erging? Auch ich ließ mich von der heuchlerischen Miene des Schuftes täuschen und offenbarte ihm meine Bitte, irgendwo als Meier auf ein ganz abgelegenes Krongut zu kommen, wo ich mit möglichst wenig Menschen zu verkehren

brauchte. Und darum wurde ich Schnapswirth an einer vielbefahrenen Heerstraße. . . .“

Der Unglückliche sprang auf und ging erregt in der Stube auf und ab.

„Aber nun kommt das Beste!“ rief er verzweiflungsvoll. „Der dritte Act: die Wahl der Gattin!“

Der Erzähler war jäh verstummt, und als er wieder ansetzte, um zu sprechen, da konnte er nicht, die wildschmerzliche Entrüstung schnürte ihm die Kehle zu. Er schwieg, aber eine jähe, schwere Thräne jagte über seine Wange herab und kündete, wie bitter er noch in der Erinnerung jenen schmachvollen Moment durchlitt.

„Es war entsetzlich!“ stöhnte er.

Endlich faßte er sich.

„Herr! Herr!“ rief er, „seit die Sonne aufgeht, hat sie manches entsetzliche Spiel beschienen, welches der Mächtige mit dem Ohnmächtigen getrieben, aber eine wüstere Farce, als die Art, wie wir zusammengekoppelt wurden, hat sie wol noch nie gesehen. In meiner Jugend habe ich einmal in einer Geschichte der französischen Revolution gelesen, wie Carrier in Nantes die Royalisten mordete. Er ließ den erstbesten Mann an irgend ein Weib binden und auf Kähnen die Loire hinabführen. Mitten im Flusse ward die Fallthür am Boden aufgezogen, und die Geknebelten verschwanden in den Wellen. Aber dieser Wütherich war ein Engel im Vergleich zu

den Beamten des Czars und die „republikanischen Hochzeiten" eine Wohlthat im Vergleich zu jenen, die man uns schließen ließ! Denn in Nantes fesselte man die Opfer doch nur zu gemeinsamem Tode, uns aber zu gemeinsamem Leben! . . .

„Da führten sie uns eines Morgens wieder in jenen Saal, wo wir rechtgläubige Christen geworden. Etwa unser Dreißig waren wir; dann wurden ebensoviele Weiber hineingetrieben. Mit ihnen kam jener Nichtswürdige, der uns in so humaner Weise unseren Beruf angeordnet. „Meine Damen und Herren", begann er näselnd, „Se. Majestät haben Ihnen Allen von Herzen vergeben und wünschen, Sie glücklich zu wissen. Der Einsame ist selten glücklich, und darum sollen Sie heirathen. Jeder Herr hat das Recht, eine Dame zu wählen, vorausgesetzt, daß sie damit einverstanden ist. In Berücksichtigung des Umstandes, daß Keiner von Ihnen, meine Herren, in der Lage ist, eine Dame zu erkiesen, die seiner unwürdig wäre — denn auch die Damen kommen sämmtlich theils aus den Strafcolonien, theils aus den Correktionshäusern —, da Ihnen Se. Majestät ferner väterlich einen Nahrungszweig zugewiesen, so können und dürfen Sie blos Ihr Herz sprechen lassen. Hier ist also das Ideal verwirklicht, welches unserem sehr berühmten und sehr schuftigen Landsmann Alexander Herzen vorgeschwebt. Meine

Damen und Herren! Sie sind in der Lage, den Traum der sozialistischen Normal=Ehe zu verkörpern! Also an's Werk, verkörpern Sie! Und da ferner jede echte Liebe rasch entglimmt, „jäh wie der Blitz und sanft wie Frühlingssäuseln“, wie unser Lermontoff singt, so halte ich eine Stunde Zeit für genügend, um Sie wählen zu lassen. Bedenken Sie auch, daß Ehen im Himmel geschlossen werden und vertrauen Sie getrost Ihrer inneren Stimme. Meine Glückwünsche im voraus, meine Damen und Herren!“

„Dann legte der junge Schurke seine Uhr vor sich hin, setzte sich auf die Estrade und grinste uns schadenfroh mit seinen grünen Fischaugen an. Den vollen Hohn seiner Rede hatten übrigens die Wenigsten verstanden, denn wir waren eine sehr bunte Gesellschaft. Unerhört bunt! Die verwegenste Phantasie hätte sich keine grelleren Gegensätze ersinnen können. Da stand neben dem verthierten bessarabischen Hirten, welcher im Rausche einst sein Weib und Kind massacrirt, der feine hochgebildete Gelehrte aus Wilna, welchen der idealste Trieb der Menschenbrust, die Liebe zu seinem Volke, nach Sibirien gebracht. Da stand der infame, abgefeimte Gewohnheitsdieb aus den Moskauer Kaufläden neben dem polnischen Adeligen, der im tiefsten Unglück noch seine Ehre als das Höchste schätzte, und der junge Ex=Professor aus Charkow, welchen seine communisti=

schen Träume hierhergeführt, neben dem Kosakenräuber vom Don, dem Banknotenfälscher aus Odessa, dem betrügerischen Cridatar aus Cherson! Da stand ich und mir zur Rechten ein Deserteur aus Lipkany, zur Linken ein Baschkire, der schon am Fuße des Galgens begnadigt worden, obwohl er einmal eine Judenfamilie in einem Dorfwirthshause bei lebendigem Leibe rösten geholfen. Eine Gesellschaft, so wahnsinnig wirr zusammengewürfelt, daß es mir noch in der Erinnerung im Hirn wirbelt! Neben dem schönsten Adel der Menschenbrust die niedrigste Verworfenheit, neben der höchsten Bildung die tiefste, die absolut thierische Verkommenheit! . .

„Und die Frauen! Die schamlose Dirne, welche man gern aus der Corrections-Anstalt entlassen, weil sie ihre verworfenen Genossinnen noch verworfener gemacht, neben der unglücklichen Polenfrau, deren reine Seele nie ein Hauch der Gemeinheit vergiftet, deren stilles oder stolzes Glück keine Ahnung eines Kummers getrübt, bis ein Brief, eine Cocarde, eine milde Gabe an einen exilirten Landsmann sie ins Elend brachte — hierher! Da lehnte die französische Gouvernante, welche mit ihrem jungen Freunde, einem Seminaristen, von einer Moskauer Revolution und den „vereinigt Staaten von Europa" geträumt, neben der Kindesmörderin aus dem russinischen Haidedorf, neben der Diebin

aus Mohilew, neben der Geliebten des Straßenräubers aus der Krim. Da drängte sich neben das zarte, jungfräuliche Mädchen, welches kein anderes Verbrechen begangen, als daß es von einer sündigen Mutter in einer Strafcolonie geboren worden, die Gattenmörderin, die Giftmischerin, die infame Kupplerin, das scheußliche Geschöpf, in dessen Seele jeder Funke von Menschlichkeit erloschen war. Vielleicht waren hier die Gegensätze noch greller, denn nichts ist so gut, als ein edles Weib und nichts so schlecht, als ein verworfenes!

„Und diese Menschen sollten nun einander heiraten — und eine Stunde Zeit war ihnen gegönnt, sich kennen zu lernen und zusammenzufinden! O, Herr! vielleicht begreifen Sie nun, warum es mir die Kehle zusammenschnürte, als ich davon berichten sollte! O, Herr, das war der scheußlichste und zugleich sonderbarste Frevel, der je auf Erden geschehen!“

Er verstummte wieder und ging todtenblaß, fast zitternd, in der Stube auf und ab. Auch die junge Wirthin starrte wie verloren vor sich hin, und Reb Nüssan hielt das Haupt gesenkt wie ein Mitfühlender.

Dann faßte sich der Unglückliche wieder und fuhr ruhiger fort:

„Es wird gewiß ein interessantes Schauspiel gewesen sein, wie wir sechzig Menschen uns in jener Stunde betrugen. Selbst des blasirten Unholds auf der

Estrade bemächtigte sich eine fieberhafte Spannung; bald sprang er auf, bald fiel er auf den Stuhl zurück und trommelte mit zitternden Fingern auf das Tischchen. Aber wie es zuging, kann ich Ihnen nicht genau beschreiben — ich bin nicht ganz unbefangen gewesen in jener fürchterlichen Stunde. Nur das weiß ich, daß wir zuerst in zwei Gruppen geballt zusammenstanden, hier die Männer, dort die Frauen, und daß in der ersten Minute kein Blick von einer Gruppe zur andern flog; kein Blick, geschweige denn ein Wort. Wir starrten Alle vor uns hin, als hätte uns der Blitz getroffen, selbst die dumpfsten und frechsten. Eine tiefe Stille war im Saale, eine Todtenstille, nur zuweilen ein schwerer Seufzer oder ein krampfhaft hastiges Athmen.

„Die Minuten verrannen, gewiß nur wenige Minuten, mich dünkten sie eine Ewigkeit. Da sagte plötzlich eine laute, heisere Stimme: „Auf, ihr Bursche — es sind ja ganz hübsche Weibsen da!" Wir blickten auf; es war jener Moskauer Dieb, ein hagerer, verdorrter Mensch mit dem häßlichsten Gesichte, welches ich je gesehen. Er ging auf die Frauen zu und prüfte in seiner Weise, welche die begehrenswertheste sei. Hier empfing ihn ein derber Stoß, dort ein frecher, einladender Blick, wieder Andere, die Besseren, zogen sich zitternd vor ihm zurück. Ihm folgte der Baschkire; wie ein plumpes Raubthier tappste er auf die Weiber

zu und grölzte dazu: „Ich will eine Dicke — die Dickste will ich!“ Vor dem wichen aber selbst die Häßlichsten und Frechsten zurück; dieser Freier war gar zu scheußlich, er paßte höchstens für ein Affen-Weib. Der Dritte war der Kosak vom Don, ein hübscher, schlanker Junge — wie er auf die Weiber zugeschritten kam, tänzelte ihm eine freche Dirne entgegen und warf sich ihm an den Hals, aber er schob sie zurück und ging auf jenes üppige, hübsche Ruthenenmädchen zu, welches ihr Kind gemordet. Die Dirne, die er verschmäht, warf ihm ein Schimpfwort nach und hing im nächsten Augenblicke an meinem Halse. Ich schüttelte sie ab, sie wiederholte die Procedur bei meinem Nebenmann, dem ehemaligen Professor, ohne auch da glücklicher zu sein. Ihr Beispiel wirkte; die Frechen und Verderbten unter den Weibern drehten den Spieß um und suchten uns Männer heim.

„Nach zehn Minuten bot der Saal einen ganz anderen Anblick als zuerst: in der Mitte stand ein Haufe Männer und Weiber in eifrigster Unterhandlung, kreischend und schäkernd; ein oder das andere Paar, welches sich bereits gefunden, zog sich in die Fensternischen zurück, und hie und da zerrte ein Mann an einer Unglücklichen, die sich verzweiflungsvoll seinen Armen zu entwinden suchte. In einen Winkel hatten sich jene Frauen geduckt, denen noch ein Hauch von

Weiblichkeit geblieben, und in einem andern Winkel lehnten wir Drei, der Ex=Professor, Graf S. und ich, die wir uns instinctiv zusammengefunden, und starrten in das wahnwitzige Treiben. Wir dachten nicht daran, auch selber zu wählen — mir mindestens kam dieser Gedanke keinen Augenblick. . . .“

„Noch eine halbe Stunde, meine Damen und Herren“, scholl die näselnde Stimme unseres Peinigers, „noch zwanzig Minuten!“ — „noch fünfzehn Minuten!“

„Aber ich stand still wie eingewurzelt und starrte vor mich hin. Fast brachen unter mir die Knie; mein Herz schlug langsam in dumpfen, schweren Schlägen; aber ich rührte mich nicht. Wol schlug mir, so oft jene Stimme vernehmbar ward, eine wilde, schwere Blutwelle gegen Kopf und Hirn; aber ich that keinen Schritt, ich wollte nicht. In mir tobte es fürchterlich — der tiefste Ekel, die bitterste Verzweiflung, die wildeste Entrüstung, die vielleicht je ein armes, dunkles Herz durchschnitten! Nein! rief es in mir, noch bin ich ein Mensch, noch muß ich meine Menschenwürde wahren — ich darf nicht auf die Freite gehen, in diesem Saale, unter den Augen jenes Menschen! Das stand fest in mir; aber einen andern wilden Wunsch und Willen konnte ich kaum zurückdämmen; denn er

war fast stärker als ich. Ich wollte mich auf den Peiniger stürzen und ihn erdrosseln. . . .

„Warum ich es schließlich doch nicht that? Weil ich mein eigenes Leben liebte und nicht am Galgen sterben wollte. Es war die qualvollste Stunde meines Lebens, und doch hatte ich nicht die Kraft, diesen honneten Ausweg, den Selbstmord durch Rache, zu wählen. Ach, Herr! die Quelle des größten Jammers ist auf Erden doch dieser dunkle, heiße Trieb der Erhaltung! Ohne ihn wäre ich heute schmerzlos seit manchem langen Jahr!

„So stand ich in meiner Ecke und preßte die Hände auf die Brust und hielt die Bestie in mir gefangen, die Bestie oder — das edlere Theil! Es kam nicht zur Ausführung jenes Gedankens. Aber mein Blick mochte verrathen, was in mir tobte. Einmal begegnete er sich mit dem des Unholds, und ich sah, wie das Herrchen zusammenfuhr und hastig ergrünte. Dann, nach einer Weile, blinzelte es scheu und tückisch zu mir herüber. Ich wendete mich ab und drückte die Augen zu.“

„Noch fünf Minuten, meine Damen und Herren! Wer es noch nicht gethan, wird hiermit gebeten, innerhalb dieser Frist sein Herz zu entdecken. Sonst werde ich genöthigt sein, die Herrschaften von amtswegen zusammenzufügen. Ich werde dies zwar nach bestem Wissen und Gewissen thun, aber Sie sind dabei doch

immer von der Gefahr bedroht, statt einer Ehe aus Neigung eine Vernunftheirat zu schließen. Also — vorwärts — verlieben Sie sich!"

„Wieder schlug mir alles Blut gegen das Hirn, aber ich regte mich nicht. Mir war's, als machte ich mich zum Mitschuldigen dieses entsetzlichen Frevels, wenn ich nun in der That binnen fünf Minuten mein Herz entdeckte. Aber da begann ein anderer Gedanke an mir zu rütteln — jäh und übergewaltig: „Es liegt in deiner Hand, mindestens das Schlimmste von dir abzuwehren! Wer weiß, mit wem dich sonst der Schurke zusammenkoppelt! Wähle selbst, wähle!"

„Ich that einen Schritt vor . . . ich riß die Augen auf . . .

„Aber ich konnte nichts sehen. Wie eine rothe Wolke lag es mir vor den Augen — mein Blut war so wild empört! Ich taumelte vorwärts — ich suchte die Gestalten um mich zu unterscheiden . . .

„O, Herr!" — schrie der Erzähler plötzlich gellend auf — „welche Scenen habe ich da gesehen! . . . ich bin nicht feig, aber ich . . . ich wage es nicht, davon zu sprechen. . . .

„So irrte ich verzweifelnd umher — kaum zwei Minuten, aber ich könnte tagelang davon berichten, was mir während der Zeit durch Herz und Hirn gegangen, und erzählte es doch nicht aus. . , . Da sah

ich in einer Ecke eine Ohnmächtige lehnen, ein junges, schmächtiges Geschöpf, mit blondem Haar — ich habe später erfahren, daß es jenes vaterlose Mädchen gewesen, welches eine verworfene Mutter in einer Strafkolonie geboren. Ein plumper Gesell mit listigen, verschmitzten Zügen, der Banknotenfälscher, beugte sich über die Hingesunkene, suchte sie in seinen Armen aufzurichten und bedeckte den bleichen Mund mit gierigen Küssen. Ich sah es, und mir war's, als führe mir ein Blitz durch's Hirn und erleuchtete es. Ich sprang auf den Menschen zu, riß ihn empor, gab ihm einen Faustschlag auf den Magen, daß er zehn Schritte weit flog, und nahm die Ohnmächtige auf meine Arme wie ein Kind. Ich war entschlossen, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

„Aber es folgte kein weiterer Angriff. Wohl raffte sich der Fälscher auf und wies mir die Fäuste, aber er hatte nicht den Muth, näher zu kommen. Wie er so dastand, hängte sich ihm ein Ersatz an den Hals, ein ekler, ältlicher Fettklumpen, eine Mädchenhändlerin. Er schaute sie etwas verdutzt an, ließ sich aber ihre Freundlichkeiten gefallen.

„Meine Damen und Herren! Die Uhr schlägt keinem Glücklichen — aber ich muß Sie doch bitten, die Erklärung entgegenzunehmen, daß die Stunde abgelaufen. Ich bitte die einzelnen Paare vorzutreten und mir ihre

gegenseitige Neigung zu gestehen. Ich weiß, das thut eine tiefe, keusche Liebe nicht gern — ich bitte Sie um Entschuldigung, aber mein Amt legt mir diese Pflicht auf. Vor Allem bitte ich jene Herren dort, mit ihren Damen vorzutreten."

„Er deutete auf mich und den Fälscher."

„Wieder krampfte sich mir das Herz in der Brust zusammen. Aber ich trat vorwärts, meine Last auf den Armen."

„Haltet Euren Kantschu bereit!" sagte der Schurke zu den Kosaken, die um ihn standen.

„Dann wendete er sich zu mir:

„Mein Herr Wohlthäter, ist es Ihre feste Absicht, die Dame hier nicht blos in diesem Saale, sondern auch durch's ganze Leben auf Ihren Armen zu tragen?"

„Ich nickte."

„Und Sie, mein verehrtes Fräulein?"

„Aber die Unglückliche lag in tiefster Ohnmacht. „Sie ist bewußtlos", stammelte ich.

„Dann thut es mir leid, mein Herr Wohlthäter", fuhr der Beamte fort, „aber ich muß Ihnen dann im Namen Sr. Majestät die Einwilligung verweigern. Im Interesse der Humanität und Menschenwürde muß ich darauf bestehen, daß der beiderseitige Wille durch ein lautes, vernehmliches „Ja!" deklarirt werde. Da ich übrigens nicht aus Neugierde, sondern theils aus Pflicht,

theils aus rein menschlicher Antheilnahme den Vorgängen in diesem Saale mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, so kann ich Sie auf das bestimmteste versichern, daß nicht Sie es sind, dem die Neigung dieser jungen Dame gehört. Ich will damit Ihren persönlichen Vorzügen nicht nahetreten, aber es ist eben einem Andern von ihnen gelungen, dies Herz sich zuzuwenden — jenem Herrn dort!“

Er deutete auf den Fälscher. „Nur im Uebermaß des Glücks, von ihm erwählt zu sein, ist die junge Dame vorhin zusammengebrochen. Darum bitte ich Sie, mein Herr Wohlthäter, nicht zwei Herzen zu trennen, die sich fest und innig für's Leben gefunden! Ihnen winkt ein schönerer Ersatz: jene reife, begehrenswerthe Schönheit, welche nur widerwillig am Arme Ihres Nebenbuhlers hängt. Also — changez messieurs!“

„Hund!“ schrie ich und wollte mich auf ihn stürzen.

„Aber da sauste ein furchtbarer Hieb auf mein Haupt herab. Blutend, bewußtlos stürzte ich nieder.

„Als ich erwachte, ordneten sie eben den Hochzeitszug zur Kapelle. Die Bettel, welche mir der Schurke zugewiesen, kniete neben mir, wusch mir das Blut vom Haupte und hielt mir Essig unter die Nase.

„Du gefällst mir“, krächzte sie, „du sollst es gut bei mir haben!“

„Sie richtete mich empor, legte meinen Arm in den ihrigen und zerrte mich vorwärts. Ich war noch immer halb betäubt und folgte willenlos.

„Sie schleppte mich in den Zug, der sich eben langsam zur Kirche in Bewegung setzte. Ich litt nicht mehr, während ich so hingezerrt wurde — es war zu viel über mich gekommen — ich hatte kaum mehr die dunkle Empfindung meiner selbst.

„Aber während ich mich so mechanisch weiterschleppte, fühlte ich, wie mich eine schwere Hand am Kragen ergriff."

„Bruder!" grunzte mir eine grobe Stimme in's Ohr, „deine Dicke gefällt mir. Möchtest du nicht mit mir tauschen? Die Meinige ist nicht so dick, aber dafür jünger."

„Es war mein Hintermann, der Baschkire."

„Die er vorwärtszerrte, war ein mageres, häßliches, schwarzhaariges Weib, ohnmächtig oder einer Ohnmacht nahe. Der Ausdruck einer unsäglichen, grenzenlosen Verzweiflung lag auf ihren Zügen und machte sie vielleicht noch häßlicher.

„Aber just dies zog mich an. Das Weib, welches so entsetzlich leiden konnte, hatte doch mindestens ein Herz, war doch mindestens nicht ganz verderbt, und darum — gleichviel, was sie hierher gebracht — meiner

doch mehr würdig, als die grinsende Vettel an meiner Seite.

„Ich rüttelte mich zusammen.

„Abgemacht!“ raunte ich dem Baschkiren zu.

„Wir überschritten eben die Schwelle der Kapelle, der Zug staute sich einen Augenblick. Wir nützten den Moment. Wohl krächzte die Vettel auf, aber der Baschkire wußte sie zur Ruhe zu bringen, und als sie ihn näher anschaute, schien er ihr sogar zu gefallen. Das Weib aber, welches nun ich am Arme führte, hatte in seiner dumpfen Verzweiflung den Wechsel wol kaum bemerkt.

„So gelang es.

„Wir wurden getraut. Erst als wir aus der Kapelle traten, wurde unser Peiniger der Aenderung gewahr. Dann ließ er mich freilich dafür büßen“ — der unglückliche Mann preßte die Zähne aufeinander und wurde noch blasser — „er ließ mich furchtbar dafür büßen, aber er konnte es nun doch nicht mehr ändern. Der Pope hatte es ja unter Anrufung Gottes ausgesprochen, daß uns nur der Tod noch trennen könne!“

Der Erzähler verstummte.

„Und wer war das Weib, mit dem Sie getraut wurden?“ fragte ich endlich.

„Gleichfalls eine Deportirte, welche begnadigt worden. Eine Jüdin, Namens Gittel Reismann — sie hatten ihr in der Taufe den Namen Xenia gegeben.“

„Und warum“ — eine neue Frage schwebte mir auf den Lippen, aber ich wagte es nicht auszusprechen.

„Was das Verbrechen meiner Frau gewesen? Auch das kann ich Ihnen erzählen, und es ist in ihrer Art eine kaum minder lustige Geschichte, als die meine!“

Reb Nüssan hatte bisher still und theilnahmsvoll zugehört. Aber nun, wo von seiner Glaubensgenossin die Rede war, richtete er sich auf und rückte unruhig hin und her. Die Gittel hieß nun Xenia, aber ein jüdisch Kind war sie doch. Es war ihm offenbar peinlich, daß nun ein Christ von ihr sprechen wollte, gleichviel, daß es der eigene Gatte war.

„Pani Walerian!“ sagte er und kratzte sich hinter dem Ohr. „Die Geschichte von Polen und wie es Ihnen gegangen ist, das können Sie erzählen. Aber was wissen Sie von der Jüdischkeit? Jüdischkeit ist etwas ganz Besonderes. Verzeihen Sie, Pani Walerian — verstehen Sie denn, warum Gittel in's Unglück gekommen ist? Mir scheint, das können Sie nicht verstehen!“

„Laßt nur!“ wehrte ich ab. „Ich werde es mir schon zurechtlegen.“

Aber Reb Nüssan ließ sich nicht so abweisen.

„Sie?“ fragte er. „Verzeihen Sie — aber was für einen Rock tragen Sie da? Einen deutschen Rock! Und haben Sie Schaufäden an der Weste? Verzeihen

Sie — aber Sie haben keine. Also — was werden Sie viel von der Jüdischkeit verstehen?“

„Laßt nur!“ wiederholte ich, „Ihr dürft ja dann auch sprechen.“

„Dann sprechen? Gut! Im Wagen! Aber kommen Sie in den Wagen! Pani Walerian, leben Sie hundert=undzwanzig Jahre und seien Sie gesund und glücklich; aber wir müssen jetzt fort, mein Herr und ich. Denn heute ist Freitag, und in den Sabath hinein fahre ich nicht, und bis Czapowka haben wir noch acht Werst.“

Und erst als dieser dritte Sturm siegreich abgeschlagen war, konnte Walerian erzählen.

„Vielleicht hat der Jude recht“, begann er, „vielleicht ist wirklich etwas in diesem Schicksal, was sich ein Mensch andern Glaubens schwer zurechtlegen kann. Denn die Schwesterliebe allein kann es doch wohl nicht gewesen sein, welche dieses junge scheue Geschöpf dazu stählte, in Kampf und Gefahr zu gehen. Auch der Glaube wird da mitgespielt haben. Und dieser Glaube ist so dunkel, so geheimnißvoll!

„Die Gittel war das Kind eines reichen Mannes in einer Stadt Podoliens, welche fast nur von Juden bewohnt wird, in Belz. Sie werden den Namen gewiß oft gehört haben, es ist eine Art Mekka der Juden in Podolien und Volhynien, und sie pilgern im Herbste in Schaaren dahin, um dort, in der uralten Synagoge, die

großen Feiertage zuzubringen. Besonders soll das Gebet am Versöhnungstage, wenn man es in jenem Gotteshause verrichtet, von aller und jeder Sünde reinigen."

„Was reden Sie da?" fiel ihm der Kutscher in's Wort. „Verzeihen Sie, aber das verstehen Sie nicht! Die Betschul' in Belz ist gewiß ein heiliges Haus, aber deßhalb ist sie doch auch nur Stein und Mörtel. Nicht deßhalb fährt man zu den Feiertagen dorthin, sondern weil in dieser Stadt ein heiliger Rabbi sitzt. Zwar auch nur so ein Chassid, aber doch wirklich ein hochheiliger Mann."

„Auch die Juden in Belz", fuhr Walerian fort, „stehen im Rufe besonderer Frömmigkeit, und nirgendwo werden die tausend Vorschriften des Talmuds —"

„Besonders der Gemara", schaltete Nüssan ein.

„— so ängstlich befolgt und gewahrt. Auch der alte Naftali, der Vater der Gittel, war sehr fromm; er gehörte sogar zu den Frömmsten. Und da er, wie gesagt, auch sehr begütert war, so erfreute er sich großen Ansehens. Die Gittel, sein ältestes Kind, war kaum zehn Jahre alt, als sich schon Bewerber für sie einfanden, wenn nicht zur Heirat, so doch zur Verlobung. Aber Naftali übereilte sich nicht. Er war Witwer und hatte außer der Gittel nur noch ein Kind, einen Sohn, der um sechs Jahre jünger war. So konnte er seiner Tochter auch eine große Mitgift bestimmen, und darum war ihm

kein Freier gut genug. Als die Gittel dreizehn Jahr alt war, traf ihn ein schweres Unglück: er erblindete. Aber dies erschütterte weder seinen Stolz noch sein Gottvertrauen. „Ich kann doch zufrieden sein“, pflegte er zu sagen. „Naftali Reismann tauscht auch als Blinder mit keinem Menschen!“

„Verzeihen Sie, aber lachen muß ich!“ rief Nüssan. „Hat er sich selbst bei dem Namen genannt, welchen ihm die Christen gegeben haben?! „Naftali Reismann“ — es ist ihm gewiß nicht eingefallen! An diesen Namen erinnert man sich wirklich nur, wenn man einen Paß braucht oder — Gott behüte! — zu Gericht gehen muß oder — Gott behüte! — zur Assentirung. Aber sonst? Nie! sondern er wird gesagt haben: „Naftali Feigeles“, weil seine Mutter Feige geheißen hat — oder „Naftali der Belzer Oscher“ (Krösus von Belz), denn so hat man ihn genannt —“

„Nüssan“, gebot ich entschieden. „Alles Uebrige im Wagen!“

„Verzeihen Sie, Naftali Reismann, hehe!“

Aber das Lachen klang sehr gezwungen, und grollend schob er sich zur Seite.

„Die Leute fühlten sich als Kinder des Glückes“, fuhr der Pole fort, „und wären es geblieben, läge nicht eben Belz in Rußland. Ihr Unglück kam in der That nur aus einer echt russischen Veranlassung. Es geschah

dies im Jahre 1850; die Gittel war damals siebzehn, ihr Bruder Ruben elf Jahre alt. Elf Jahre! — das gilt sonst in der ganzen Welt nicht als das militärpflichtige Alter. Im Reiche der Knute war es sonst auch nicht der Fall, sondern just eben nur in jenen Jahren. Nikolai Pawlowitsch brauchte Soldaten; beim Löschen des ungarischen Brandes waren viele Ströme Blutes vergossen worden; nun sollte überdies der Türke dran. Man rekrutirte im ungeheuren Reiche mit fieberhaftem Eifer. Ich saß damals im stillen Sibirien und war gerade nicht in der Verfassung, an den Dingen um mich lebhaften Antheil zu nehmen; aber bis in unsere Oede drang das Getöse des Rüstens; damals waren Konskription und Dienstzeit noch nicht regulirt, sie sind es heute noch nicht. Man ging also sehr einfach zu Werke: man umstellte das Dorf oder die Stadt, trieb die Jünglinge zusammen, wählte die Tauglichen aus und steckte sie auf Lebenszeit in den Militärrock. Das heißt: den Alternden oder Invaliden ward dieser Rock doch wieder ausgezogen, und sie hatten die freie Wahl, hinter jeder ihnen beliebigen Hecke sich aufzuhenken oder Hungers zu sterben. Kurz: Soldat werden hieß und heißt noch heute in Rußland, bei lebendigem Leibe todt sein. Darum wurde und wird Niemand gerne Soldat, weß Standes und Volkes er auch sei, nicht einmal der verthierte moskowitische Bauer, dem doch eine gewisse hündische

Anhänglichkeit an den Czar durch dasselbe Mittel beigebracht wird, durch welches man den Jagdhund anhänglich macht: durch den Stock. Aber am bittersten traf jene Maßregel die Polen und die Juden, wenngleich Beide aus sehr verschiedenen Gründen. Den Juden war dies Reich nicht aus nationalen Motiven verabscheuenswerth, nicht darum der Dienst für den Czar bitterer als der Tod; aber die Juden nehmen überhaupt nicht gerne tödtliche Waffen zur Hand —“

Aber da war Nüssan wieder da.

„Hören Sie!“ sagte er, „das werde ich doch nicht erst im Wagen sagen, sondern gleich hier, Ihnen in's Gesicht. Was sind Sie? Pani Walerian, ein Pole sind Sie, und darum hassen Sie den Juden. In Sibirien waren Sie und ein „Gezwungener“ sind Sie, aber Pole bleibt Pole. Sie sagen, die Juden sind feig. Kommen Sie her, ich werde Ihnen zeigen, ob ich feig bin! Aber im Guten — ich werde Ihnen erklären, warum wir nicht gern Soldaten werden, besonders bei dem Moskowiter nicht. Erstens, was geht uns der Czar an? Er ist gegen uns, als wären wir Hunde — sollen wir gegen ihn sein, als wäre er unser Vater?! Zweitens, ein Soldate ist kein Jude mehr, er muß christlich essen und selbst am Versöhnungstage exerziren, so verliert er das Jenseits. Und was hat er in diesem Leben? Er hat es schlechter als ein Hund; er ist todt für seine

Verwandten und seine Verwandten für ihn. Aber die Hauptsache, sage ich Ihnen, ist doch: er muß leben, als wäre er kein jüdisch Kind!"

Wieder würdigte Walerian die Rede keines Wortes, den Sprecher keines Blickes.

„Die Juden werden nicht gerne Soldaten", sprach er weiter, „die Thatsache war auch dem Czar kein Geheimniß. Und er wußte wohl, daß hier jene Mittel nichts nützten, welche er dagegen bei Anderen mit Erfolg angewendet. Wohl wurden auch die Judenstädtchen umzingelt, aber man fand die Vögel zum größten Theile ausgeflogen. Das Geld hatte den Schlauen den Weg in den Regierungs-Kanzleien geöffnet, und sie wußten schon mehrere Wochen vorher, welche Maßregeln man plante. Von den Gefangenen aber machte sich Mancher durch Geld wieder los, und was zurückblieb, war armes, schlecht genährtes, halbverkrüppeltes Gesindel.

„Dagegen half, wie gesagt, kein gewöhnliches Mittel, und der Czar wählte ein außergewöhnliches. Es war furchtbar brutal, es sprach aller Menschlichkeit Hohn, aber es verbürgte den gewünschten Erfolg. Man fuhr fort, auch auf die militärpflichtigen Juden Jagd zu machen, aber mit noch größerem Eifer griff man auf sieben- bis zwölfjährige Knaben und schickte sie nach der Assentirung in die neugegründeten Soldaten-Kolonien. Damit war ein Doppeltes erreicht: man wurde der

Knaben leichter habhaft, weil ein Kind schwer aus dem Elternhause flüchten kann, und man konnte diese verkümmerten Sprößlinge einer weichlichen Race zweckgemäß erziehen und willige, robuste Kriegsmaschinen aus ihnen machen. Drakonische Maßregeln gegen die Bestechung förderten die Ausführung. Kurz — der Czar konnte zufrieden sein, obwohl die Sterblichkeit unter den kleinen, bejammernswerthen Rekruten schrecklich groß war und jeder Zweite, oft nur jeder Dritte die Kolonie erreichte und heranwuchs. Aber dem beugte man dadurch vor, daß man gleich von vornherein die doppelte Anzahl der Pflichtigen aushob. Ein ganz schlichtes Mittel, und daß dadurch doppelt so viele Existenzen geknickt wurden, als just unbedingt nothwendig — was lag daran?!

„Kein Wort kann wohl die Verzweiflung schildern, welche sich damals der polnisch-russischen Judenschaft bemächtigte. Aber es war keine betäubende Verzweiflung, welche die Hände im Schooße ruhen ließ. Alle Sehnen dieser energischen Volksseele spannten sich; ging es doch um das, was ihnen das Heiligste war, um Gott und ihre Kinder!

„So lange die Kinder in Rußland blieben, gab es kein Entrinnen. Denn es war damals in der Geschichte jenes Reiches wohl der einzige Fall, wo selbst der Rubel viel von seiner Allmächtigkeit einbüßte, der Rubel, welcher doch sonst in diesem tüchtigen sittlichen Staatswesen ein

noch absoluterer Herrscher ist, als der Czar. Aber wohin mit den Kindern? Nach Oesterreich, nach Preußen? Beide Staaten lagen damals in den Banden des „großen Nikolaus", des „Pfeilers der Ordnung", und ließen darum an ihren Grenzen von ihren Soldaten und Beamten nicht blos die eigenen, sondern auch die russischen Polizeigeschäfte verrichten.

„So blieb denn Rumänien als die einzige Zuflucht, und bald entwickelte sich längs der Pruthgrenze ein geheimes verwegenes Treiben. Durch das ganze podolische und bessarabische Gouvernement wurden in den Zwischenräumen von vier bis fünf Meilen Stationen eingerichtet: in einsamen Dorfwirthshäusern oder in einer Kellerei vor der Stadt oder im Vorhof einer abgelegenen Betschule. Gelang es dem jugendlichen Flüchtling, unbehelligt eine dieser Stationen zu erreichen, so war er auch so gut wie gerettet. Denn zwischen diesen Zufluchtsstätten bestand ein regelmäßig organisirter Verkehr. Die Knaben blieben den Tag über geborgen und wurden Nachts immer um eine Station weiter geführt, gewöhnlich noch überdies mit Tuch umwickelt, als Waarenballen. Bei Lipkany war die letzte Station, von da wurden sie auf Kähnen über den Fluß geführt, nach der Moldau, wo ihre Glaubensgenossen sie empfingen und weiter für sie sorgten."

„Obwohl es fremde Kinder waren", schaltete Nüssan

ein, „und obwohl es schon reichere Leute auf der Welt gibt, als Moldau'sche Juden. Wir müssen doch nicht gar so böse Hunde sein, wie die Polen sagen!“

„Auf die Dauer“, fuhr Walerian fort, „konnte es natürlich den Russen nicht entgehen, daß eine geheime Macht ihre Absichten durchkreuzte und ihnen just die besten Bissen entführte. Ein hoher Preis wurde auf die Enthüllung des Geheimnisses gesetzt, aber obwohl vielleicht hunderttausend Menschen darum wußten, so muß man doch der Wahrheit die Ehre geben und konstatiren, daß sich kein Verräther darunter fand. Die Entdeckung wurde zufällig herbeigeführt.“

„Ja, hier ganz in der Nähe“, fiel ihm Nüssan in's Wort. „Der Kutscher hat Roth-Moschele geheißen. Der fährt ganz gemächlich Nachts auf der Straße am Dniester und drinnen liegen zehn Knaben in Kotzen eingewickelt. Begegnen ihm auf einmal dreißig Kosaken. „Was führst du da?“ — „Pferdedecken“, sagt Moschele ganz ruhig. „Lade sie ab.“ — Moschele erschrickt nicht, wirft die zehn Ballen auf die Erde, und von den Kindern muckst sich keines, sie sind ohnehin halbtodt vor Schreck. Aber da sticht ein Kosak mit seiner Pike in einen Ballen, und das arme angestochene Jüngel schreit. So ist das Ganze aufgekommen. Wie der Russe erst eine Station gewußt hat, hat er auch alle anderen erfahren, und das Retten

hat aufgehört. Zwanzigtausend Menschen sind deßhalb in's Unglück gekommen, die Jungen unter die Soldaten, die Alten nach Sibirien. Zwanzigtausend!“

„Die Zahl mag zu hoch gegriffen sein“, bemerkte Walerian, „aber nach Tausenden mögen die Opfer jener nächtlichen Enthüllung immerhin zählen. Und durch eine Tücke des Zufalls trat nun erst, nachdem jener Rettungsweg abgeschnitten war, nachdem sich selbst des Muthigsten und Schlauesten tiefste Hoffnungslosigkeit bemächtigt, die Gefahr an das Haus Naftali's heran. Bisher hatte er nur aus Mitleid an der Noth seiner Glaubensgenossen regen Antheil genommen und sie durch Geldspenden unterstützt. Aber er selbst hatte für seinen Ruben nichts zu fürchten, sowohl der Polizeimeister als der Militär=Kommandant von Belz waren durch pekuniäre Verpflichtungen völlig in seiner Hand. Aber da mußte der Offizier abmarschiren, und der Beamte kam in eine Untersuchung, welche ihn Amt und Freiheit kostete. Und bei ihren Nachfolgern war die Furcht größer als die Geldgier. Der alte reiche Mann gerieth in tiefste Verzweiflung; er mußte thatlos zusehen, wie ihm die Gefahr immer näher kam, den einzigen Sohn zu ver=lieren. Er selbst war blind, und unter seinen Glaubens=genossen fand sich Niemand, der es versuchen wollte, den Knaben nach der Moldau zu schmuggeln; um alles Geld der Welt wollte es Niemand mehr thun. Da nahm

die Gittel ihr Herz in beide Hände und erklärte dem Vater, sie werde es versuchen.

„Es war dies ein ungeheurer Entschluß für ein zartes, scheues, siebzehnjähriges Mädchen, welches bisher, die Tochter eines reichen Hauses, zärtlich behütet, in weichem Wohlleben aufgewachsen. Und, wie gesagt, all ihre Liebe zu Vater und Bruder reicht nicht aus, solchen Heroismus zu erklären; hier hat offenbar auch die Ueberzeugung mitgewirkt, daß das Werk um Gottes willen geschehe, geschehen müsse.

„Der alte Mann sträubte sich lange, aber in seiner hilflosen Verzweiflung willigte er endlich ein. Der Knabe wurde in Mädchenkleider vermummt, was freilich nach dem jüdischen Gesetze eine Sünde war. Aber diesmal schien der Zweck das Mittel genügend zu heiligen.

„Die Kinder traten die Reise an.

„Die Details dieser verwegenen Fahrt hat mir die Unglückliche oft genug erzählt und sich dabei bitter angeklagt, sie sei nicht vorsichtig genug gewesen. Doch glaube ich, daß sie sich da schweres Unrecht thut. Ich glaube nach Allem, was sie mir berichtet, daß sie damals einen Heldenmuth, eine Energie bewiesen, wie sie bei einem so zarten, weltfremden Geschöpfe geradezu bewundernswürdig genannt werden muß.

„Freilich — es nützte Alles nichts! Bis Lipkany kam sie glücklich, also bis hart an die Grenze. Nur

noch der Fluß trennte sie von ihrem Ziele, und er schien leicht passirbar. Denn der Pruth hat dort sumpfige, dicht mit Weiden bestandene Ufer.

„Aber sie wurden noch in Lipkany abgefaßt. Durch einen sonderbaren Zufall. Sie kamen des Abends an und wollten Nachts die Kahnfahrt antreten. Sie stiegen in einem Wirthshause ab und beteten dort in ihrem Kämmerchen inbrünstig, daß ihnen auch das Letzte gelingen möge. Das Kämmerchen lag zu ebener Erde; ein Russe ging vorbei und besah sich neugierig die betenden Mädchen. Und dabei fiel es ihm auf, daß sich das kleinere genau so beim Beten bewege, wie die Knaben der Chassidim; es beugte sich nach rechts und links und vorwärts, die drei Bewegungen folgten sich regelmäßig wie die Stöße einer Maschine. Das ältere Mädchen aber stand unbeweglich, wie dies der Jüdin beim Gebete vorgeschrieben. Dem Russen gingen die letzten Ukase durch den Kopf und die hohen Belohnungen, welche für Entdeckung eines Flüchtlings ausgesetzt waren. Er ging zum Polizeimeister.

„Eine Stunde darauf waren Beide verhaftet. Am nächsten Morgen wurde Ruben in die Soldaten-Kolonie abgeschoben, Gittel nach Sibirien. . . ."

Der Erzähler verstummte.

„Kommen Sie", bat Nüssan, „die Sonne sinkt, in drei Stunden ist Sabath."

Aber ich hatte noch eine Frage auf dem Herzen. „Es ist nicht müßige Neugier“, bat ich, „aber hat Sie Ihre Ehe zu trösten vermocht?“

„Zu trösten?“ lächelte er schmerzlich. „Für Schmerzen wie die meinen und die meines Weibes giebt es keinen Trost. Aber wir sind zwei Menschen, welche man in denselben Kerker gesperrt, und wenn auch nicht in unserer Liebe, so verstehen wir uns doch in unserem Hasse. Wir gehen so still und dumpf nebeneinander her, wissen wenig von dem, was in des Andern Brust lebt, und sind ängstlich bestrebt, einander so wenig wehe zu thun, als möglich. Uebrigens, ich bin sehr leidend, es wird wohl nicht lange mehr dauern.“

Wir schieden.

Nüssan trieb die Pferde heftig an, gab aber daneben gleichwohl einen ausführlichen Kommentar zur Erzählung des Polen. Aber ich achtete nicht darauf, mir that das Herz weh vor ohnmächtigem Mitleid.

In der Dämmerung kamen wir an einem einsamen Hause vorbei, aus dem ein dürftiges Licht strahlte.

„Das ist die Dettimer Schänke“, sagte Nüssan.

„Haltet!“ befahl ich.

„Aber der Sabath“ — jammerte Nüssan.

Er mußte dennoch gehorchen. „Nur einige Minuten“ — beruhigte ich ihn und ging auf das Haus zu.

Im Schänkzimmer brannte ein Licht, ich schaute hinein. Es war ein großer düsterer Raum, in einer Ecke brannte vor einem Heiligenbilde eine Lampe. Hart daneben stand ein Tisch, auf dem zwei Kerzen standen, die man eben anzündete. Eine Frau beugte sich über sie.

Ich konnte ihr Antlitz sehen, es waren harte gramdurchfurchte Züge. Selbst im Gebet verklärten sie sich nicht. Denn die Frau betete; ich sah es an der Bewegung der Lippen und der Hände. Und an den letzteren konnte ich auch errathen, welches Gebet es war: der Segensspruch, welchen das Judenweib am Freitag Abend über die Sabathkerzen spricht.

Ich starrte lange in dieses Antlitz und nach den drei Lichtern, bis mich endlich Nüssan's jammerndes Bitten abrief. . . .

Das war vor mehr als fünf Jahren. Aber ich habe nicht vergessen können, was ich an jenem Frühlingstage auf der podolischen Landstraße gehört und gesehen. Und nun hat es mir als Pflicht geschienen, davon zu berichten.

Nachdruck verboten.
Gef. v. 11/VI. 1870.

Markttag in Barnow.

Es ist in der grauen, grauen Frühe, recht in der Mitte zwischen Tag und Nacht, so gegen die dritte Stunde. Im Dorfe schläft noch Alles und die Haide, die ringsum ausgegossen ist, die endlose Haide ist ohne Laut und ohne Regung. Es geht Niemand die schmalen Pfade, welche sich durch das dürftige Gras und die Wachholdersträuche schlängeln und das ist gut — es wäre ein banges Wandern in dieser Todtenstille, in diesem halben Licht. Denn die Sonne ist noch nicht erwacht, nur im Osten beginnen die Spitzen einer Wolkenbank, welche dort finster zwischen Erde und Himmel steht, in sanftem leisen Roth zu glühen. Aber das ist wenig Trost gegen das endlose Grau, so wenig, als wenn etwa eine gütige Hand eine Rose schüchtern auf den Rand eines Bahrtuches legt. Man weiß gar nicht, woher das graue Licht rührt, die Sonne scheint noch nicht und die Sterne nicht mehr, die lieben tröstlichen Sterne, die Wahrzeichen der Barmherzigkeit. Denn das sind ja die leuchtenden Thränen, welche Gott über das Leid der armen Menschen weint, und weil es so viel Leid auf Erden gibt, darum funkeln so viele Sterne

am Himmel. So meinen wenigstens die Leute in der großen Ebene, und sie meinen, es kämen noch immer mehr Sterne dazu. Denn Gott, sagen sie, kann den Menschen nicht helfen und so läßt er zu seiner Entschuldigung wenigstens seine Thränen ewig glänzen, zum Zeichen, daß ihm alles Wehe da unten das eigene Herz durchschneidet. Eine sonderbare Anschauung — der Pope meint: eine sehr dumme — und predigt jeden Sonntag in der hölzernen Kirche, das sei ja Alles nicht wahr, der liebe Gott sei noch ganz so stark, wie früher und besonders Gott Sohn ein kräftiger Herr in den besten Jahren. Die Leute nicken dazu und bekreuzen sich, aber dann flüstern sie: „Wie früher? — es sind so viele Sterne — er wird auch früher nicht gar so stark gewesen sein!“ — Denn diese Leute haben ihre eigene Religion, in der es keine Popen gibt — die ist, wie sie selber, ein Kind der großen Ebene und ihr ureigen, wie etwa der Haiderauch, und wer dieser Ebene recht in's Antlitz geschaut, ins unsäglich traurige, unsäglich gewaltige Antlitz, der versteht diese Religion und wird sie all seine Tage nie und nimmer los . . .

Es ist in der trüben grauen Frühe: Alles schläft. Nur zwei lustige Gesellen sind wach, und wie sie ihr fröhlich Wesen zu treiben beginnen, wecken sie auch so allmählich alle Anderen auf. Der Morgenstern, der Morgenwind. Der Eine ist immer an seinem Platz

gewesen, nur daß er blaß war, als die Anderen strahlten. Aber wo der Wind die Nacht über geschlafen — wer weiß das? Ganz langsam kommt er heran und hält zwischendurch still, recht wie Einer geht, der sich den Schlaf noch nicht völlig aus den Wimpern gerieben. Aber dann ermannt er sich und streicht lustig über die Haide und pfeift dazu, der frische schneidige Gesell. Den Weihern auf der Haide und den Sträuchern reißt er die Schlafkäppchen ab, unter denen sie geruht, die Nebel. So fegt er die Ebene rein, und wach und nüchtern liegt sie nun im kalten grauen Lichte. Leise zittert alles Gesträuch, es ist so jählings aus dem Schlafe geweckt. Aber der Wind kümmert sich nicht darum und plötzlich ist er auch im Dorf, rüttelt die Bäume wach und pfeift den Spatzen durchs Gefieder und den alten würdigen Hähnen um den Kamm, daß jählings ein großes Piepsen und Krähen losbricht. Das weckt die Hunde, und die Kühe in den Ställen heben die Köpfe und begrüßen den jungen Tag mit langgezogenem melancholischen Gebrüll. So schallt das stille Dorf plötzlich von hundert Stimmen und das weckt auch die Menschen auf.

Aber der Erste, der nun sichtbar wird, ist nicht davon aufgetrieben worden — ihn hat der Morgenstern gemahnt. Der hat so lange lustig in die Kammer hineingezwinkert, bis der Knecht sich doch erhoben und nun schläfrig in den Hof hinaustritt. Er röckelt sich und

dehnt widerwillig die Glieder, aber dabei fährt doch ein sonderbares Schmunzeln über sein Gesicht. „Hm! ja!“ sagt er langgezogen, bedächtig vor sich hin und spricht dann lächelnd zu dem lustigen Gesellen da oben: „Zwinkere du nur — du erzählst ja doch nichts!“ Das ist freilich wahr, der Stern erzählt es dem Popen nicht, aber es kommt doch vor, daß der hochwürdige Herr dergleichen nach einigen Monaten erfährt — er und das ganze Dorf. Wie gesagt, das kommt vor und darum lächelt nun der gute Knecht ein bischen verlegen und wiederholt sehr nachdenklich sein langgezogenes: „Hm! — ja!“

Und dann geht dieser fleißige Wassilj gleich wieder an die Arbeit. Zuerst lockt er den mächtigen zottigen Wolfshund an sich und legt ihn an die Kette. Das muß aller Arbeit vorangehen; denn es sind grimmige Thiere, diese podolischen Hofhunde, selbst die vom Bosporus sind sanfte Lämmlein dagegen. Sie sind die einzigen Wächter des Eigenthums in den ruthenischen Dörfern, es giebt sogar keine Schlösser an den Thüren. Und was gar das Institut der Nachtwächter betrifft, so leben wohl in der Stadt, in Barnow, zwei alte Männer, welche allnächtlich nicht in ihren Betten, sondern in einer Nische des Marktplatzes schnarchen und für diesen süßen, festen Schlummer unter Gottes freiem Himmel von ihren Mitbürgern einen kleinen Jahresgehalt beziehen, aber in den Dörfern kennt man dieses Amt nicht. Im östlichen

Galizien ist es auch minder nöthig, man hört oft von Mord und Todtschlag, wohl auch von blutigem Raub, aber ein feiger Dieb ist der Ruthene selten. Im Westen, so über Przemysl hinaus, gegen Krakau hin, wo die Mazuren sitzen, ist das gerade umgekehrt, das Leben ist gesicherter, aber um so gefährdeter Alles am Hofe, was nicht niet- und nagelfest ist. Auch sind dort die Hunde eine andere Race, kleine magere Kläffer, welche viel bellen und wenig beißen. Da sind unsere Hunde in Ostgalizien andere Kerle, sie wedeln selten, sie bellen selten, aber wehe dem, der ihnen zwischen die Zähne kommt. Darum liebt und hegt der Ruthene seine Hunde sehr und gibt ihnen oft die saftigsten Namen, zum Beispiel: „Ljach" oder „Moskal". Das sind etwas eigenthümliche Namen, denn „Ljach" heißt Pole und „Moskal" — Moskowiter, Großrusse. Eigenthümliche Namen! — so entlädt sich im Unscheinbarsten der dumpfe, ohnmächtige, vielhundertjährige Groll eines grausam zertretenen Volksthums und es ist im Grunde nicht blos eine sonderbare, sondern auch eine sehr traurige Geschichte, die der Hundenamen in Galizien . . . .

Auch unser Wassilj ist ganz traurig geworden, nachdem er den schwarzen, feisten „Ljach" an die Kette gelegt, doch ist dies nicht aus Leid über sein Volksthum geschehen. Aber es ist ihm so plötzlich eingefallen, daß er nicht blos Knecht ist bei Olexa Rudak, sondern auch

kaiserlich-königlicher Infanterist bei Nassau und daß er im Herbste wieder einrücken muß zum Werbbezirk in Tarnopol und daß man nie weiß, mit welchen Geschenken ein Urlauber überrascht werden kann, wenn er nach einem Jahre in sein Dorf zurückkommt. Und da ist ferner ein Kreisgerichtsrath in Tarnopol und eine Doktorswitwe in Tluste und bei dem Rath dient eine Amme und bei der Witwe eine Köchin. „Hm, ja!“ sagt der arme Wassilj seufzend, „was man eigentlich schon Alles zusammenheirathen müßte!“ . . .

Und seufzend geht er über den Hof zu den Ställen, zu seinen Pfleglingen, den Ochsen und Pferden. Aber da bleibt er plötzlich stehen und sein Antlitz erhellt sich: eine frische, braune Dirne ist aus der Hütte getreten und kommt den gleichen Weg. Das ist die Xenia, eine solide podolische Schönheit, gewiß gute hundert Kilo schwer. Aber gleichwohl beginnt sie zögernd und anmuthig zu trippeln, als sie den Knecht gewahr wird und eine helle Röthe jagt ihr über die Wangen. Oder ist das nur der Widerschein der rothen Morgensonne, die eben ihre ersten Pfeile über die Ebene schießt?

„Guten Morgen“, ruft ihr Wassilj entgegen. „Was soll ich Dir heute vom Markt heimbringen?“

„Wer fragt, schenkt nicht“, ist die schnippische Antwort und damit geht die zarte Schöne auf den Kuhstall

zu, leichten Schrittes, so daß der Boden nur leise unter ihr zittert.

Unser Wassilj macht ein Schelmengesicht, murmelt so etwas Lustiges vor sich hin, worüber er dann selbst laut auflachen muß und geht darauf zu seinen Pferden. Er striegelt und die Xenia melkt, aber das Zwiegespräch setzt sich durch die Wand fort, freilich nicht in Worten, sondern in Liedern.

Da sticht nämlich diesen Wassilj der Hafer und er beginnt:

Braun, rund, süß, wie die Nuß,
Ist meine Dirn'.
Und ihre Tugend ist
Dünner als Zwirn.

Daß ein dünn Fädchen reißt,
Das ist ja Brauch;
Doch wären's Ketten, ich
Sprengte sie auch*).

Zornig stellt drüben die Xenia den Kübel zur Erde und will ein recht heftiges, recht spöttisches Trutzlied hinüberfingen. Aber dann besinnt sie sich, daß heute Markttag ist und daß manchmal auch der schenkt, welcher vorher gefragt hat. Und darum sänftigt sie sich und singt nach einer schönen, weichen Weise:

---

*) Dieses, wie die folgenden Lieder, sind wörtliche Uebersetzungen aus dem Ruthenischen. Möge man es mir mit Rücksicht auf Absicht und Zweck meiner Arbeiten zu Gute halten, daß ich bei der Uebersetzung oft der Treue die Formschönheit gründlich opfern mußte.

Meinen Liebsten hab ich lieb,
Und er ist mir theuer,
Wie an staubig heißem Weg
Ein tiefblauer Weiher —

Wie das erste süße Kind
Einer Kinderlosen,
Wie dem lang Gefangenen
Duft der rothen Rosen!

Seht, ihr Leute im Westen — diese Xenia ist ja eigentlich nur eine dicke Kuhmagd — ich verlange nicht, daß sie euch poetischer erscheint, als sie ist. Aber ich bitte euch den Inhalt des Liedes zu beachten, welches sie da gesungen, und euch dann zu fragen, ob nicht eine Volksseele, aus welcher so duftige Blüthen emporkeimen, eure Achtung und Beachtung verdient?!

Und damit hat die Xenia auch ihren Wassilj in die rechte Stimmung gebracht, um ein weiteres Lied zu verstehen, welches sie ihm nun mit vielem Nachdruck zusingt:

Hoiaho! Hoiaho!
Hoiaho! Ich bin ja schön!
Wer will für mich zum Markte gehn?
Wer will mir gelbe Stiefeln kaufen
Und Korallen einen Haufen —
Und ein Ringlein bei dem Juden
Und ein Tüchlein in der Buden?
Hoiaho! ich bin ja schön,
Wer will für mich zum Markte gehn?
Hoiaho! Hoiaho! Hoi—a—ho—o—o!

Aber nur das Volkslied ist so ungenügsam — diese gute Xenia wäre schon sehr zufrieden, wenn sie am Abend nur eins von diesen schönen Dingen bekäme! . . .

Solche Arbeit und solche Verhandlungen kann man zur selben Stunde nicht blos auf dem Hof des Olexa Rudak beobachten, sondern im ganzen Dorfe, nämlich unserem guten Dorfe Biala bei Barnow in Ostgalizien. Denn es ist weit über vier Uhr und Sonne und Menschen sind längst erwacht. Es hat sich beides allmählich begeben, aber, was man mir gerne glauben wird, das Erstere schöner als das Letztere. Millionen Menschen pilgern ins Hochgebirge, um zu schauen, wie dort der Tag geboren wird und es ist dies gewiß herrlich und aller Mühen werth. Aber auch in der großen Ebene ist um diese Stunde eine unsägliche Pracht der Farben. Zuerst Alles grau, nur fern im Osten das Stücklein Rosenroth. Aber der Wind, der rastlose Gesell, fliegt empor, nachdem er seine Arbeit auf Erden vollbracht und höher und höher, bis er an die graue Himmelsdecke stößt und mit ihr sein Spiel treibt, nicht anders, als wie etwa ein wilder Knabe, dem ein feiner Stoff in die Hände gerathen. Zuerst stößt er Löcher in die Decke und dann zerreißt er sie in große Stücke und dann in immer kleinere, bis schließlich die Wolkenfetzen nur noch so verworfen am Himmel umherliegen. Hierdurch wird die Himmelsglocke sichtbar, aber ihr lichtloses Blau erscheint fast wie ein Schwarz und auch auf Erden ist es einen Augenblick düsterer als in der allererſten Frühe: die Linien noch schärfer und nüchterner. Aber der Tröster

ist nahe. Denn hinter jener Wolkenbank im Osten, welche selbst der kecke Wind geschont, zittert das rosige Licht immer stärker und färbt sich tiefer und wird schließlich zum glühenden, tiefglühenden Roth, besonders im Kern, so daß jene Wolke nun anzusehen ist wie eine riesige Centifolie — die Blätter im Herzen purpurn und dann immer bläßer, je weiter sie gegen den Rand stehen. Der Widerschein der Riesenblume fließt über die Erde und den Himmel, aber noch ist es kein Strom des Lichtes, sondern nur etwa wie ein zarter Thau, der auf den dunklen Tinten zittert und mählig wächst und schließlich mit ihnen in einen Farbenton zusammenrinnt.

Das gibt sonderbare Farben, wie sie beim Sonnenaufgang im Gebirge kaum zu gewahren, weil dort Alles viel jäher kommt, und jeder Uebergang nur kurz dauert. In der Ebene aber kann man es deutlich sehen, wie der Himmel einige Minuten schön grün ist, indeß auf Erden ein weiches, dämmeriges Blau waltet und alle scharfen Linien in Wellen löst. Aber die Centifolie wird immer prächtiger, ihre Blätter wachsen und selbst die blassesten werden purpurn. Auch ihr Widerschein wächst und wird zur mächtigen Fluth, die jede andere Farbe ertränkt und Erde und Himmel werden roth, roth! Eine herrliche, übergewaltige und doch milde Lohe flammt durch den ganzen Weltenraum und es ist eine tiefste Stille in der Natur, als harrte sie einer Offenbarung. Da rauscht

es urplötzlich durch die Lüfte, die Bäume beugen ihr Haupt, das Gesträuch erzittert, am Himmel stirbt der letzte Stern, im Osten sprühen tausend Funken, die Riesenblume zerfällt, und die Sonne ist da — die junge, stolze schöne Sonne!

Mit den Menschen ist das anders. Podolien ist ein feuchtes Land; unsere Bauern trinken gern und viel Wasser, aber nur, wenn es gebrannt ist. Darum gleichen sie nur insofern der Sonne, als auch sie mit rothglühendem Antlitz zur Ruhe gehen, aber des Morgens ist dieses Antlitzg rau und katzenjämmerlich. Man steht nicht gerne auf, wenn man betrunken schlafen gegangen ist und darum wären für das Erwachen der Leute von Biala noch mehr Stadien und Nuancen zu verzeichnen, als für jenes der Sonne. Aber man muß nicht Alles erzählen und zuweilen dem Leser das Vergnügen gönnen, sich etwas Anmuthiges selber auszumalen. Als Fingerzeig diene nur, daß dieses Erwachen nicht an allen Tagen der Woche mit gleicher Schwierigkeit vor sich geht. Am Sonntag steht der Bauer leicht auf. Denn er ist nüchtern zu Bette gegangen und die Herrlichkeiten des Tages winken ihm verlockend entgegen: die Predigt, der Tanz, der Schnaps. Am Montag steht er überhaupt nicht auf, so ein podolischer Sonntagsrausch will gründlich ausgeschlafen sein. Am Dienstag steht er sehr früh auf, weil es der Markttag ist, aber sehr ungern, weil der

Schädel doch noch gewaltig brummt, wenn auch nur vom bleischweren Schlaf des Vortags. Am Mittwoch steht er überhaupt nicht auf, weil er den Rausch des Markttags ausschläft. Am Donnerstag, Freitag und Samstag geht es so leidlich, an den drei Tagen wird gearbeitet. Uebrigens ist das nur die Wochenordnung der fleißigen, gesitteten Hausväter. Bei den Anderen ist alle Tage Sonn- und Markttag — das heißt: sie betrinken sich bald im Dorfe, bald in Barnow. „Der Schnaps" — heißt es in einem ruthenischen Liede —

Der Schnaps ist süß, der Schnaps ist gut,
Der Schnaps giebt Kraft und frohen Muth
Und wenn das letzte Schnapsfaß leer,
Dann kommt auch gleich der Teufel her —

Ach! es gibt noch viele volle Schnapsfässer in Galizien und in jedem Dorf stehen drei Schänken, aber der Teufel ist schon da und hat dies wackere, kernige Volk langsam zu Grunde gerichtet. Es kommen immer mehr Teufel dazu, aus jedem vollen Fasse steigt einer und wir Alle, die wir unsere arme verachtete Heimath so sehr lieben, wir Alle müssen zusehen, wie er sein Wesen treibt und können nicht helfen. Denn gegen diesen Teufel kann nur ein Gott helfen, nicht des Popen Gott, sondern jener, welcher in jedes Menschen Brust schlummert — das Bewußtsein der Menschenwürde. Aber Niemand ruft diesen Gott wach, nicht der polnische Schlachzig, noch der polnische Beamte, im Gegentheil, die haben

diesen Gott betäubt und vielleicht für immer vergiftet und getödtet. Es war ein Verbrechen und es kommt einst der Tag, daß sich das Verbrechen furchtbar, grauenhaft an ihnen rächt. Es kommt der Tag — denn wo ist die Sühne, die Rettung?! Ach! das ist ein großer Jammer! . . .

Also am Dienstag ist Markttag in Barnow — eine weise Einrichtung der Obrigkeit, weil sonst nicht einmal drei Arbeitstage hinter einander kämen. Die Stadt ist zwei gute Stunden entfernt, auch muß man vorher die Wirthschaft bestellen, darum ist an diesem Tage schon gegen die vierte Stunde das ganze Dorf auf den Beinen. Auch Moschko Welsersheim, der Schänkwirth, ist schon in Thätigkeit und trifft seine Vorbereitungen zum Empfang der Gäste. Aus einem Fäßchen schlechtesten Fusels füllt er die Flaschen zur Hälfte, zur anderen Hälfte kommt die Füllung aus dem Hausbrunnen. Und um dies zu verbergen, läßt er dann wohl so ein Tröpfchen Vitriol mit hineinfließen. Vielleicht auch noch ein anderes Höllenwasser — wollte man eingehend den Trank schildern, der durch podolische Gurgeln fließt, es würde sich wohl manchem schwachnervigen Menschen im Westen das Haar sträuben. Der Moschko Welsersheim hält dies für keinen Betrug, erstens weil er noch nie dafür gestraft worden ist, zweitens weil ihn der polnische Edelmann, der Besitzer der Propination, durch einen horrenden

Pachtzins förmlich zur Unredlichkeit zwingt. Kommt das Gespräch darauf, so wird der kleine Moschko höchstens listig die Aeuglein zukneifen, aber er wird keine lange pathetische Rede halten, in welcher er seinen tiefen patriotischen Schmerz und seine moralische Entrüstung über diese Landescalamität zum Ausdruck bringt. Aber der podolische Edelmann wird das thun und sofern er im Landtag oder Reichsrath sitzt, wird er dort diese effectvolle Rede halten. Der Jude ist ein „Lump", ein „Betrüger", eine „Wanze an unserem Körper", aber der hochadelige Herr von Brutus ist ein ehrenwerther Mann! . . .

Nur im Pfarrhof ist es noch still, sonst herrscht in allen Wirthschaften die regste Bewegung. Auch Olexa Rudak ist bereits auf seinem Hofe sichtbar geworden und ertheilt mit kreischender Stimme seine Befehle. Ein hageres Männchen mit sonderbar verzwicktem Gesicht, das aussieht, als hätte es eine unsichere Kinderhand aus grauem Pappendeckel geschnitten. Und sein Weib Marinia ist eine stattliche, schöne, rothbackige Bäuerin, welche ihn um Kopfeshöhe überragt. Aber dennoch ist Olexa der Herr und auf seinem Hofe ein noch absoluterer Herrscher als der Czar in Moskau und jeden Sonntag Abend, wenn er betrunken heimkommt, schreibt er dies seinem Weibe in blutigen Striemen auf den Leib. Es geschieht dies keineswegs aus besonderem Anlaß. Die Hausordnung verlangt es nur eben — so.

Und für heute verlangt es die Hausordnung, daß er gleichfalls einen mächtigen Kantschu in der Hand trägt und ganz fürchterlich flucht, obwohl ohnehin Alles am Schnürchen geht. Unser Olexa ist ein wohlhabender Bauer, das heißt, leider! in's Ostgalizische übersetzt: es beginnt erst langsam mit ihm abwärts zu gehen. Er kann noch drei Knechte und drei Mägde halten, er hat noch Kühe und Ochsen in den Ställen, Pferde und Schafe, und Hühner und Gänse. „Hoi! Anusia!“ kreischt der Olexa, „du treibst heute das Vieh und die Gänse auf die Weide und weh' Dir, wenn ich zurückkomme und es fehlt nur ein einziger Gänsepurzel!“ Die Anusia ist die jüngste Magd, die Hirtin, und der Befehl ist ganz überflüssig, sie thut ja täglich dasselbe und hört auch täglich dieselbe Drohung — Montag und Mittwoch ausgenommen, weil der Herr seinen Rausch ausschläft. Auch ist dieser Olexa ein ganz unlogischer Kopf, denn wenn schon der Purzel fehlt, so fehlt doch auch die Gans; selbst in Podolien, so merkwürdig das Land ist, hat noch Niemand eine Gans ohne Purzel gesehen. „Hoi! Kasia!“ kreischt dann Olexa die zweite Magd an, „du kochst uns jetzt die Mamaliga*) auf den Weg und giebst der Bäuerin

*) „Mamaliga“, ein dichter Maisbrei, ähnlich der Polenta der Lombarden. „Brinsa“ — scharf gebeizter Schafkäse. Das erste ist ein rumänisches, das zweite ein ruthenisches Wort, werden aber jetzt Beide in beiden Sprachen gebraucht.

auch Brinsa und Speck in den Sack. Und dann hüteſt du das Haus, ſpinnſt das Linnen für mein Hemde fertig und ſchälſt die Kukuruzkolben zu Ende. Auch kannſt du nachſehen, ob ſich im Fruchtſchober keine Ratten und Mäuſe in der Falle gefangen haben, aber leg' ein Tuch um den Kopf, ehe Du in den Schober gehſt, es iſt wegen der Feuersgefahr!" Dieſer Scherz hat darin ſeinen Grund, daß die Kaſia rothes Haar hat, und daß der geſtrenge Olexa einen Scherz mit der Magd macht, das hat wieder darin ſeinen Grund, daß — hm! man ſoll einem Ehemann nicht leichtſinnig etwas Böſes nachreden! Und unſerer Xenia endlich ruft der Bauer zu: „Tummle Dich, waſche Dich und zieh' Dir Deinen Pelz an! Du ſollſt mit uns auf den Markt. Ich nehme Dich der Schafe wegen mit, ich will dort ein Dutzend verkaufen. Putze Dich heraus, damit man ſieht, bei wem Du dienſt! Was ſchauſt Du ſo furchtſam? Dich werde ich nicht verkaufen, obwohl Du die fetteſte Kuh in Podolien biſt."

Und dann erhalten die Knechte ihre Befehle. Der Hawrilo hat zum Gutsherrn in Zuhanze zu gehen, zum Herrn Waſſilkowski und dort den Tag über zu arbeiten. Keine Robot! — Gott behüte — die iſt ja ſeit achtundzwanzig Jahren aufgehoben, und doch! — vielleicht war das mit der alten Robot noch eine erfreulichere Geſchichte, als dieſe. Der Herr Waſſilkowski iſt ein polniſcher Edelmann aus uraltem Geſchlecht, welches auch uralte

Schulden hat — übrigens sind auch solche aus neuerer Zeit da. Als er das Gut übernahm, gehörte kein Strohhalm mehr ihm, sogar die Schnüre an seiner Czamara gehörten dem Juden. Und im Edelhofe war wohl eine gnädige Frau, eine Kammerzofe und ein Kammerdiener, aber kein einziger Knecht — die Güter lagen brach. Das hatten theils die glorreichen Herren Ahnen verschuldet, theils der glorreiche Herr Enkel selbst in seinen Jünglingsjahren. Aber Herr Henryk von Wassilkowski war ein schlauer Herr und sein eifriger Verkehr mit den Wucherjuden war nicht ohne nützlichen Einfluß auf ihn geblieben. Der Edelmann lieh sich also hundert Gulden gegen funfzig Perzent, aber er verlieh sie gegen tausend. Gegen tausend — das klingt unglaublich! — aber man höre! War einer seiner Bauern in Noth, so ging er zu ihm und lieh ihm fünf Gulden. „Ich thue es aus gutem Herzen", versicherte er, „ich nehme keinen Schuldschein, keine Percente. Ich thue es, weil auch heute noch der Edelmann der Vater seiner Bauern sein muß, wie es in der guten alten Zeit war. Aber dafür mußt Du auch mir helfen, wie ein Sohn dem Vater, wie ein Bruder dem Bruder. Schicke mir also, so lange Du mir den Fünfer schuldest, zwei Mal wöchentlich Deinen Knecht! Es ist ja nur auf einige Wochen!" Der Bauer ging erfreut darauf ein, ein Knecht war ja leicht zu entbehren und — „Geld ohne Percente" — das war ja

leibhaftiger Sphärengesang. Aber es verging Woche um Woche und Monat um Monat und der Bauer brachte die fünf Gulden nicht zusammen. Sich das Geld beim Juden zu borgen, schien heller Wahnsinn — dem Herrn zahlte er ja keine Percente! Und nun rechne man aus, was das in einem Jahre ausmacht, wenn man den Arbeitstag blos mit fünfzig Kreuzer anschlägt. Eintausend und vierzig Percent, lieber Europäer, — solchen Zinsfuß kennt man doch nur in „Halb-Asien“! So konnte Herr Henryk von Wassilkowski allmählich seine drückendsten Schulden zahlen und sich auf seinem Gute behaupten und wäre vielleicht heute sogar ein wohlhabender Mann, wenn er nicht so großen Aufwand triebe und immer sechsspännig führe und in anderer Beziehung dreispännig: er hält sich zwei Maitressen. Dabei ist er einer der heftigsten Agitatoren gegen die Wuchergesetze und behauptet immer, daß diese Landplage erst aufhöre, wenn man alle Juden todtschlägt. Ach ja! der Gutsbesitzer Herr von Brutus ist in Galizien in jeder Beziehung ein ehrenwerther Mann!

So geht denn Hawrilo als lebendiger Wucherzins nach Zuhanze. Jede Woche einmal und für zehn Gulden; Olexa ist ein wohlhabender Bauer, darum läßt sich mit ihm leider kein so unverschämtes Geschäft machen, als mit anderen. Der Fedko aber, der zweite Knecht, wird auf des Bauers eigenes Feld geschickt mit den Ochsen

vor dem Pfluge — in Galizien pflügt Niemand mit Pferden, auch solche Bauern nicht, die es thun könnten. „Wenn ich heimkomme, will ich nachsehen", ruft ihm Olexa nach, „und weh Dir, wenn Du nicht fertig bist!" Aber das ist eine leere Drohung; Olexa ist an Markttagen regelmäßig so besoffen, daß man den Bewußtlosen im Wagen nach Hause führen muß.

Vor diesen Wagen, einen Leiterwagen mit plumpen, schweren Holzrädern, spannt unser fleißiger Wassilj eben die Pferde und pfeift dazu. Dann lädt er einige Säcke Getreide auf und eine Steige mit Geflügel. Hart neben ihm koppelt die Xenia ein Dutzend Schafe zusammen, aber die Beiden blicken einander nicht an, so lange der kleine, kreischende Mensch mit dem Pappendeckel-Gesicht neben ihnen steht. Sie wissen, daß ihre Blicke Verräther sind und Olexa ist, seit die rothe Kasia auf dem Hofe dient, von strengster Sittlichkeit gegen Andere.

Aber endlich dürfen sie einander, so viel als sie wollen, in die mattleuchtenden, halbgeschlossenen Augen schauen, denn — „wo bleibt das verdammte Weib?" murmelt Olexa plötzlich und geht in die Hütte. Die stattliche Bäuerin ist mit ihrem Putz noch nicht fertig, vorher hat sie ihre beiden kleinen Mädchen, welche heute zum ersten Male die Pracht des Markttags sehen sollen, festlich herausstaffiren müssen. Freilich tragen die Kinder nichts als Hemden, Unterröcke und Stiefelchen,

aber die Hemden sind weiß und die Gesichter gewaschen — eine unerhörte Festtracht für ein podolisches Bauernkind, welches sonst oft vierzehn Tage eine Schmutzkruste und drei Wochen ein Hemde trägt. Die Kinder blicken sich aber auch erstaunt genug an, betasten sich neugierig die Gesichter und alle Schauer des Ungewohnten, des Außergewöhnlichen gehen durch das junge Herz. Die Mutter hat inzwischen ihr Unterkleid von groben, braunen Loden, welches mit Streifen von hellgelber, hellrother und grasgrüner Wollstickerei überaus geschmackvoll geziert ist, hastig gegürtet und legt nun ihren Festschmuck um den Hals — Schaumünzen, grüne und rothe Glaskorallen, wohl auch eine Schnur echter Korallen oder doch solcher, welche der Jude für echt verkauft, endlich eine Art viereckigen Medaillons aus Packfong, in welchem sich ein Amulet befindet: geweihte Knoblauchknollen. All' diese Herrlichkeit nestelt das prächtige Kernweib sorgsam auf dem reinen, gleichfalls mit bunter Wollstickerei gezierten Hemde fest, daß sie sich auch gehörig ausbreite und zur Geltung komme.

„Hoi! mach fertig!" poltert Olexa unmuthig in die Hütte, bleibt aber erstaunt stehen, als er die kleinen gewaschenen Dinger bemerkt. „Wa—as?!" macht er und die Ueberraschung fährt ihm so stark in die Beine, daß er sich auf die Ofenbank*) setzen muß. „Rein-

*) Ein Vorsprung des riesigen Ofens, welchen man aber wie

gewaschen? Und frische Hemden? Zum Markttag? Haben die Kinder nicht erst am vorletzten Sonntag die Wäsche gewechselt? Was sind das für Neuigkeiten? Willst du mich zu Grunde richten?“

„Laß nur!“ wehrt Marisia ruhig ab und befestigt auf dem blonden, kurzgeschorenen Haar den sonderbar hohen Kopfputz aus weißem Tuche, welchen die podolischen Bäuerinnen seit Jahrhunderten tragen und trotz seiner Häßlichkeit und Schwere wahrscheinlich in alle Ewigkeit tragen werden. „Laß nur! Das richtet uns nicht zu Grunde! Wenn nur nicht Anderes wäre!“

„Was?“ frägt Olexa und greift nach seinem Kantschu.

Aber die Marisia blickt ihn furchtlos an und greift ruhig nach ihrem Pelz. Sie weiß, daß der Bauer sie heute ganz gewiß nicht schlagen wird. Er schlägt sie eben jeden Sonntag Abend für die ganze Woche im Voraus, aber sonst nie. Es wäre gegen die Sitte — und wie würden die anderen Hausväter den Olexa ansehen, wenn sein Weib verweint zum Markte käme!

„Was?!“ äfft sie darum furchtlos sein angenehmes Organ nach. „Dein Trinken richtet uns zu Grunde!“

---

den Ofen selbst nur in stattlicheren Hütten findet. Bei reichen Leuten wird er auch mit einer braunen Lodendecke belegt. — Was die ganze Szene betrifft, so darf der Leser des Westens nicht glauben, daß ich übertreibe; er thäte mir Unrecht. Auch dies ist buchstäblich treu der Wahrheit nachgeschrieben.

„Weib!“ ruft Olexa drohend. Und dann fügt er trotzig hinzu: „Trinkst Du nicht auch?“

„Jeder Mensch trinkt“, erwidert sie überlegen. „Man würde uns für Bettler halten, wenn ich nicht trinken würde! Aber wieviel! Darauf kommt es an! Ich trinke am Sonntag zehn „Gläschen“, am Dienstag fünf. Kann man dies eigentlich trinken nennen!“

Zehn Gläschen sind etwa ein und einhalb Liter — und es ist Schnaps, verehrte Europäerin, stärkster Fusel! Aber die gute Marisia da hat doch Recht, das kann man in Halb-Asien kaum trinken nennen!

„Aber ich trinke ja auch nicht viel mehr!“ kreischt Olexa.

„Mach' keine solchen Späße!“ erwiedert die Marisia bekümmert. „Du trinkst in Barnow an hundert Gläschen und wie viele Du am Sonntag hier trinkst, kann gewiß kein Mensch zählen. Und was ist das Ende? Der Jud' — Olexa! Der Jud' ist das Ende!“

„Aber ich habe ja heute nur drei Gulden Zins zu zahlen, — die monatliche Rate für den Awrumko am Ringplatz, dem wir dreißig Gulden schulden.“

„Dem drei und Jenem fünf und einem dritten solchen Gottesmörder zehn Gulden! Wir arbeiten ja nur noch für den Juden! Aber wenn Du heute nur drei Gulden zu zahlen hast, warum läßt Du gleich ein

Dutzend Schafe verkaufen — he? Und einen ganzen Wagen Getreide, he?“

„Weil ich heute Verschiedenes einkaufen muß. Beim Wagner ein Rad, beim Juden Kochsalz und einige Sensen.“

„Kostet das so viel?“

„Und dann brauche ich ja noch zwei Gulden, einen für den Popen, den andern für die Zigeunerin, die schwarze Aniula. Du weißt, jetzt kommt die Gewitterzeit. Der Pope dient Gott, die Zigeunerin dem Teufel. Wer weiß, wer der mächtigere Herr ist? Wer sein Feld wahren will, muß sich mit beiden vertragen.“

„Gut!“ sagte Marisia, „dagegen wende ich nichts ein, das ist eine fromme, vernünftige Ausgabe. Aber was willst Du mit dem Uebrigen machen?“

„Das findet sich. Du mußt eine neue Korallenschnur haben. Groß, wie die Haselnüsse und jede von anderer Farbe. Du weißt wie sie Ivon Megega seiner Schwiegertochter gekauft hat. Ich lasse mich von Niemand beschämen und wenn wir Freitag zum Ablaß nach Komorowka gehen, sollst Du genau so geputzt sein, wie die Schwiegertochter des Richters! Und nun komm!“

Dieser Olexa ist ein Diplomat. Hätte er es seinem Weibe trocken eröffnet, daß er diese Woche einen Arbeitstag verlumpen und versaufen will, er hätte ein unermeßliches Zanken und Zetern heraufbeschworen. So

aber frägt die Marisia wohl: „Müssen wir denn zum Ablaß?“, aber sie frägt sehr sanft und erwartet kaum eine Antwort.

Sie treten auf den Hof und besteigen den Wagen. Wassilj geht neben den Pferden her und bald vor, bald neben ihm die Xenia mit den Schafen. So geht der Zug durch das Dorf und an dem Pfarrhof vorbei, auf die Heerstraße.

Am Pfarrhof ist ein Fenster weit geöffnet; da schaut ein wildbärtiger Mann heraus und bläst aus einem riesigen Tschibuk Rauchwolken in die Luft. Das sind Seine Hochwürden Herr Wladimir Borodaykiewicz. Seine Hochwürden tragen auf ihrem dumpfen, stumpfen Gesichte den Stempel eines ungeheuren Katzenjammers. Wenn ein Pope will, so hat er eben alle Tage Sonntag.

Die Pfarrkinder grüßen ehrerbietig, aber als sie außer Hörweite sind, lacht die Xenia auf und beginnt:

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' ein Wunder ich gesehn,
O ein Wunder schön und licht,
Aber ach! Ihr glaubt mir's nicht!

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' den Popen ich geseh'n —
Dünkt's kein Wunder euch, ihr Leut'?
Aber — nüchtern war er heut!

Das ist leider keine Improvisation der Xenia, sondern ein Volkslied. Leider! es gehört mit zum Fluche

dieses Volks, daß ihm der Lebenswandel seiner einzigen Führer und Freunde oft genug auch zu solchen Liedern Stoff bietet.

Auch sonst wird zur selben Stunde viel gesungen auf der Heerstraße zwischen Biala und Barnow. Das halbe Dorf zieht dahin und von allen Seitenwegen kommt neuer Zufluß in den Strom der fröhlichen Wanderer. Nicht an Farben fehlt's, nicht an fröhlichen Gesichtern, nicht an Sang und lustigem Lachen. Und aus der Haide und von den Feldern schallt wie zur freundlichen Antwort der Gesang der Sommervögel und die junge Morgensonne umfließt die Karawane mit ihrem goldigsten Licht. Aber wer all diesen Leuten in's Herz schauen könnte, dem würde das vergnügliche Bild vielleicht minder vergnüglich erscheinen. Denn es ist kein Zufall, wenn man im Zuge so oft das Lied hört:

Wer was hat, der muß sorgen,
Muß erwerben und muß borgen —
Nur der Pop' und Bettelmann
Ist auf Erden trefflich d'ran.

Pope muß studiren sein,
Pope kann nicht jeder sein —
Doch zur Bettlerherrlichkeit
Kann ich's bringen mit der Zeit!

Ach! wer weiß, mit welchen Empfindungen Manche dieses lustige Lied singt! Er treibt da das letzte Stücklein Vieh vor sich hin und wenn der kärgliche Erlös

verthan ist — was dann? Dann bleibt die Hoffnung auf die Barmherzigkeit des Wucherers sein einziger Trost. Ein entsetzlicher Trost! — Es gibt Viele, welche glauben, daß ein fester Hanfstrick ein besserer Trost sei . . .

Noch singen sie laut, aber sie werden immer stiller, je näher sie der Stadt kommen. Und als sie auf dem Marktplatz von Barnow anlangen, da hört man kein Lied mehr aus ihren Reihen.

* * *

Der Wochenmarkt — „Jarmarek," heißt er in der Landessprache, eine Korrumpirung des deutschen Wortes „Jahrmarkt" — wird auf dem „Ringplatz" des Städtchens abgehalten. Diese öde, große, von wenigen Häusern umgebene Sand- und Mistfläche ist durch sechs Tage der Woche nur von wenigen Wagen, einigen Menschen und sehr vielen Schweinen belebt. Aber am Dienstag herrscht da ein unbeschreiblich tolles Gewirre und Gedränge, ein Treiben und Stoßen, ein Brüllen und Streiten, ein Kreischen und Lachen, ein Schnattern und Wiehern, ein Zetern und Singen, ein Jauchzen und Jammern, ein Rufen und Gröhlen, ein Feilschen und Klirren und Stampfen — das wahnsinnigste Tohuwabohu von Vieh und Menschen, welches sich die ausschweifendste Phantasie ersinnen kann. Wer da hinein-

geräth, dem betäubt der Qualm die Nase, der Lärm das Ohr, das Gewirr der Farben und Gestalten das Auge. Es ist anzuschauen als hätte Jemand vernünftiges und unvernünftiges Gethier — Ochsen, Bauern, Pferde, Juden, Gänse, Städter, Soldaten, Schafe — übermüthig durcheinandergewirbelt und als wäre das vernünftige Gethier plötzlich insgesammt wahnsinnig geworden. Diese Menschen überbrüllen sich, nicht anders, als die Unglücklichen im Tollhause. Aber hier geschieht es just aus Berechnung, das Wort wiegt desto schwerer, je lauter es geschrieen wird — unter Niederen und Rohen ist das überall so. Darum hat in Halb-Asien das meiste Recht, den größten Vortheil, der die stärkste Stimme hat. Und diese Leute sind ja zusammengekommen, einander Vortheile abzuringen.

Es ist schwer, sehr schwer, sich in diesem betäubenden Knäuel von Vieh und Menschen zurechtzufinden. Denn dieser Markt gliedert sich nicht nach den Gegenständen des Verkaufs, hier giebt es keinen besonderen Vieh-, Kleider- oder Gemüsemarkt. Neben dem Wagen, auf dem der bärtige Lippowaner Aepfel feilbietet, steht ein Jude, der einen Haufen Sensen aufgeschichtet; daneben ist eine Garküche aufgeschlagen, weiterhin ein Zelt, in dem Tuch und Linnen verkauft wird, und zwischen dieser Schnittwaarenhandlung und der ambulanten Restauration steht der Verkaufstisch eines Bilderhändlers und blöckt

ein Koppel Schafe — all' dies hart nebeneinander, der Raum ist kostbar. Denn verkauft und gekauft wird für die ganze Woche nur an diesem Tage und auf diesem Platze; im Dorfe giebt es keine Krämerei und die wenigen Läden im Städtchen feiern sechs Tage lang. Darum sind hier die Meisten — nur die relativ Reichsten und Aermsten ausgenommen — zugleich als Käufer und Verkäufer erschienen, darum tritt hier oft genug der Handel in seiner ursprünglichsten Form auf: als Tausch. Kurz — der Ringplatz von Barnow ist am Dienstag in der That der Stapelplatz für die ganze Gegend, und wer ihn unbetäubt und prüfenden Auges durchwandert, gewinnt tieferen Einblick in das Treiben dieser Menschen, dieses sonderbare Treiben, in welchem die starre Eigenart dreier Völker, in welchem der Gegensatz zwischen Cultur und Barbarei zusammenfluthet oder doch kaum unterscheidbar in Eins zusammenschillert. Wer dieses Tohuwabohu versteht, versteht auch ein gut Stück Culturgeschichte von „Halb-Asien".

Freilich! — wiederhole ich — es gehören starke Nerven zu diesem Studium und ferner ganz unempfindliche Rippen. Denn unter diesen Menschen gehört der Rippenstoß, von den nothwendigen Fällen abgesehen, zugleich zu dem holden Ueberfluß des Lebens, den man leicht missen könnte und doch nicht gerne mißt, zu jenen liebvertrauten Formen des Verkehrs, welche seine Würze

bilden, obwohl sie, streng genommen, nicht zu seinem Inhalt gehören. Der Rippenstoß ist in Halb=Asien, was in Europa der Händedruck ist, der Morgengruß, der Abschiedsgruß. Wo sich zwei Freunde begegnen, da stoßen sie einander vor Allem in die Rippen, daß es kracht und wenn sie scheiden, dann bearbeiten sie einander aus Zärtlichkeit so, daß sie ächzend auseinanderfliegen. Will der Verkäufer den Vorübergehenden auf seine Waare aufmerksam machen, so hält er einen Rippenstoß für die passendste Einleitung zu einem freundlichen Anbot und ist im Gegentheil der Verkäufer momentan beschäftigt, so eröffnet der neue Kunde das Feilschen durch einen Stoß, so daß der glückliche Inhaber einer vielbegehrten Waare den Tag über nur so hin= und hertorkelt. „Ich fühle mir die Seiten nicht“, pflegt sich darum ein glücklicher Handelsmann stolz zu brüsten, indeß sein unbeachtet gebliebener Nachbar seufzt: „Mich hat Niemand angerührt!“ Wird man über einen Handel einig, so wird dies durch Rippenstöße gefeiert, auch die einzelnen Phasen der Verhandlung werden durch solche Denkzettel bezeichnet und ohne diese Beweise liebenswürdigen Entgegenkommens wäre wohl selten eine Einigung zu erzielen. Aber auch zartere Gefühle verrathen sich durch Püffe und es ist selbstverständlich, daß der Puff um so energischer ist, je tiefer und inniger die Empfindung wurzelt. Begegnet der junge Ruthene auf dem Wochenmarkte dem Mädchen,

das er feurig liebt, so giebt er ihr gewiß einen Stoß, daß sie fünf Schritte weit fliegt, und „er stoßt mich gar nicht mehr!“ klagt seufzend eine Schöne, wenn sie einem mitfühlenden Herzen verrathen will, daß die Liebe ihres Jünglings erkaltet. Im Volksliede:

Stieß der Kosak an sein Mädchen
Seufzt': „Du meine Süße!“ —

und in den prächtigen, volksthümlichen Dumen des großen Szewczenko spielt der Rippenstoß als Liebeszeichen gleichfalls keine geringe Rolle. Aber auch minder ernste Gefühle: Bewunderung mädchenhafter Anmuth, momentanes Wohlgefallen an weiblicher Schöne verrathen sich in gleicher Weise — und nicht blos bei den Ruthenen. Durchschreitet ein polnischer Don Juan den Markt, so pufft er gewiß jedes hübsche Bauern-, Bürger- oder Judenmädchen, und in lustiger Erinnerung lebt mir das prahlende Wort einer wackeren Bürgersfrau von Barnow, der Gattin unseres Organisten: „Ach! würden Sie nur einmal nach dem Markte oder Kirchgang den Rücken meiner Tochter sehen! blau, sag' ich Ihnen, ganz blau, es ist eine wahre Freude! Die vornehmsten Herren puffen sie — nun, wenn sich nur einmal der Rechte findet!“ So viel von dem liebenswürdigen Rippenstoß, von dem Puff als feine Umgangsform. Daß es aber auch unliebenswürdige giebt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Der Wochenmarkt wird von manchem

jungen, adeligen Polenstrolch besucht, der blos vom Anbetteln seiner Standesgenossen lebt, selten über einen Heller Baargeld verfügt und daher im Gewühle eigentlich gar nichts zu suchen hätte. Aber sein Amusement sucht er dort, und am Besten und Köstlichsten findet er es, wenn er greise oder kränkliche Juden mit den Fäusten bearbeitet. Früher ist dieses Gesellschaftsspiel viel stärker in Schwung gewesen und auch mit starken und gesunden Juden gespielt worden, bis sich in währendem Zeitenlauf, da auch unter diesen armen, verstoßenen Menschen die Bildung zunahm und mit ihr das Bewußtsein der Menschenwürde, Einer oder der Andere fand, der dem polnischen Lumpenhunde Gleiches mit Gleichem vergalt. Erwägt man ferner, welchen Werth unter rohen Menschen die Faust als Beweismittel hat, und daß hier Meinungsverschiedenheiten gerne auf kürzestem Wege ausgetragen werden, so eröffnet sich leicht der Ausblick auf eine weitere, unendliche Reihe von Püffen, welche am Dienstag auf dem Ringplatz zu Barnow empfangen und ausgetheilt werden. Doch ist bei Zweikämpfen unter Juden auch das Bartausreißen sehr beliebt, bei Zweikämpfen unter polnischen Herren die ritterliche Ohrfeige. Und endlich ist — als das Letzte, keineswegs als das Geringste — der Rippenstoß im Dienste der Kommunikation zu verzeichnen — der Puff aus Nothwendigkeit. In wirrem Knäuel, in völliger Willkür sind die Waaren abgeladen,

die Verkäufer postirt, es gibt keine Straßen und Pfade in diesem Gewirr — wer sich da hineingewagt, muß sein eigener Pfadsucher sein. Uud da in „Halb-Asien" Europen's übertünchte Höflichkeit im Allgemeinen und das freiwillige Ausweichen im Besonderen unbekannte Dinge sind, so kommt selbst der unverliebteste und friedlichste Mensch hier jeden Augenblick in die Lage, zu stoßen und gestoßen zu werden.

Flaniren wir vorläufig am Rande der Gefahr, dort, wo die Heerstraße in den Platz einmündet. Auch dieses stillere Eingangskapitel zu der brüllenden und heulenden Culturgeschichte Galiziens bietet manche interessante Stelle und könnte man etwa einen Geschichtsschreiber der Volkswirthschaft auf diesen Platz führen, der würdige Gelehrte machte gewiß vor Freude einen Luftsprung. Denn hier bleibt ihm der mühevolle Weg von den Phöniziern zu den Griechen und Römern, von den Venetianern zu der Frankfurter und Wiener Börse erspart. Hier findet er alle Stadien der Entwickelung materiellen Interessenverkehrs hart neben einander: den Tausch, den Handel, den Zwischenhandel, den Wechselverkehr, das Börsenspiel. Das ist wörtlich und buchstäblich zu nehmen. Hart nebeneinander! — und oft verkörpern sich in einer und derselben Person Phasen des Verkehrs, zwischen denen sonst ein unermeßlicher Abstand liegt, tausende von Jahren oder tausende von Meilen.

Wir hören's auf der Schulbank, wie einst in grauer dämmeriger Vorzeit der schlaue, dunkeläugige Handelsmann aus Tyrus an entlegener nordischer Küste gelandet und dort von den blonden kindlichen Barbaren für nützliches Eisengeräth oder unnützen Glasschmuck eingetauscht, was ihm werthvoll geschienen. Und in exotischen Reiseberichten lesen wir, wie die blonden, blauäugigen Phönizier der Gegenwart an einsamer Küste der Südsee landen und von den braunen Insulanern für Glaskorallen und Messerchen köstliches Gut erhandeln. Aber es braucht nicht der ungeheuren Wanderung durch Zeit oder Raum, um solchen Handelsverkehr aus den Kindertagen der Menschheit zu belauschen. Hier auf der Straße, die zum Barnower Wochenmarkt führt, ist Gleiches zu gewahren oder doch Aehnliches.

Da stehen — eine Kette, welche die Straße absperrt und sich nur ungern öffnet — der Aaron Brennholz, der Berisch Schenkelbach, die Chane Singmirwas, die Jitta Gelber, die Sissel Diamant und noch viele andere Herren und Damen mit ähnlichen wohl- und vollklingenden Namen. Sie sind bepackt und belastet mit Allem, was eines Bauern oder einer Bäuerin Herz und Sinn erfreuen kann, mit Sensen, Bändern, Tüchern, Schnaps, Wolle, Korallen, Messern, Weißbrod, Zündhölzchen, Pelzmützen, Kotzen und tausend ähnlichen Dingen. Und keine Karavane aus den Dorfschaften passirt diese lebendige Kette, ohne

daß der Versuch gemacht wird, schon hier ein Geschäft zu machen, in dem für Linnen, Getreide oder Vieh jene oberwähnten Kunstprodukte angeboten werden. Nicht selten siegt Berisch Schenkelbach durch die Macht seiner Rede, den Glanz seiner Bänder, die Süffigkeit seines Schnapses, hauptsächlich aber siegt er durch die Trägheit des Bauers. Denn, wer schon hier los wird, was er zu Markte gebracht, kann sich den Tag über müßig im Gewühle herumtreiben und in einem stillen Winkel mit fröhlichen Genossen den eingetauschten Schnaps vertrinken. Für wen der Handel vortheilhafter ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Berisch Schenkelbach schreit sich am Dienstag Vormittag heiser, denn er brüllt verachtungsvoll, wenn er die geheimen Fehler eines Kalbes erörtert und flötet süß, jedoch in den höchsten Tönen, wenn er seine Sensen und Pelzmützen preist. Aber dafür macht er auch ein sehr gutes Geschäft. Weit minder bedeutend sind die Vortheile, welche sich für Jitta Gelber oder Sissel Diamant aus ihrer Kehlenthätigkeit ergeben, obwohl auch sie sich wahrlich nicht wenig anstrengen. Das sind arme, sehr arme Weiber, welche oft sammt Mann und Kindern von dem kärglichen Gewinn leben müssen, welchen ihnen der Wochenmarkt gebracht. Denn Herr Chaim Gelber verdient sich durch seine Thätigkeit keinen Hosenknopf, vielweniger einen baaren Heller. Als er, vierzehn Jahre

alt, die dreizehnjährige Jitte heimführte, war er nur im Talmud bewandert, aber in keinem Gewerbe, keinem weltlichen Geschäfte und die Existenz des jungen Paares gründete sich darauf, daß beide einige hundert Gulden bekamen, und dazu das Recht, beliebig oft im Hause der Eltern zu speisen. Nun begann zwar Chaim sein Geld auszuleihen, aber ein vierzehnjähriger Talmudschüler ist ein schlechter Geschäftsmann und hätten ihn auch erfahrene Rathgeber unterstützt, so ist doch selbst in Galizien der Wucher nicht so horrend, daß man von den Zinsen eines so bescheidenen Kapitals leben könnte. So griffen die jungen Leute ihr bescheidenes Eigenthum an, besonders nachdem die vierzehnjährige Mutter dem fünfzehnjährigen Vater ein Knäblein geboren. Und da beide ziemlich faul waren und leider nur nach einer Richtung hin fleißig, so hatten sie, nach mehreren Jahren die Stube voll von Kindern, aber die Kasten leer. Chaim ließ die Hände in den Schooß sinken und — fuhr fort über schwierigen Talmudstellen zu brüten; es war ja das einzige was er gelernt und in der „Schul'" vergaß er wenigstens der häuslichen Sorgen. Da raffte sich Jitta auf, wie unzählige andere Weiber ihres Stammes, welche in ähnliche Lage gerathen und nahm muthvoll die Sorgen des Hausstandes auf sich, sie wurde Zwischenhändlerin am Wochenmarkte. Und zu demselben Stande hat sich die Sissel Diamant bequemen müssen, obwohl ihr Gatte, Herr

Hirsch Diamant ein bürgerliches Gewerbe erlernt hat, er ist Schneider. Aber daneben giebt es vielleicht noch fünfzig andere Schneider in Barnow und ebenso viele Schuster und Glaser, denn wenn sich ein polnischer Jude entschließt, ein Handwerk zu lernen, so lernt er doch leider nur eines der drei genannten, weil diese nur mit geringer körperlicher Anstrengung verbunden sind. Von der Zeit ab, wo sich dies ändert, würde eine neue, bessere Aera des östlichen Judenthums datiren, aber ach! — wann bricht diese Zeit an?! Bis dahin hat das Handwerk unter diesen armen, beklagenswerthen Menschen keinen goldenen, nicht einmal blechernen Boden, bis dahin sind die jüdischen Handwerker im Osten — immerhin mit zahlreichen erfreulichen Ausnahmen, aber Ausnahmen bestätigen eben auch hier die Regel — nur arme Hungerleider, die nicht einmal sich selbst ernähren können, geschweige denn Weib und Kind.

Die armen Weiber haben ein bitteres Leben und es gehört wahrlich die ganze Zähigkeit ihrer Race dazu, um nicht unter der Last ihres Geschickes zusammenzubrechen. An sechs Tagen der Woche üben sie die schwere Kunst, sich hungernd und sorgend durchzudrücken, der siebente Tag, der Tag des Erwerbs ist noch trotz aller Mühen vielleicht ihr glücklichster. Denn er ist ja eben der Tag des Erwerbs. Da pilgern sie in aller Frühe zu einem Krämer ihres Glaubens und nehmen da um einen oder

zwei Gulden Waaren auf Kredit, Bänder, Korallen, Liqueure, Messer. Damit postiren sie sich an die Heerstraße und tauschen bei den Ruthenenweibern Mehl, Geflügel, Eier, Obst dafür ein, namentlich aber Gemüse, insbesondere Zwiebel und Knoblauch. Und mit den erhandelten Schätzen postiren sie sich nun auf dem Markte und verkaufen sie an die Bürger- und Beamtenfrauen von Barnow. Gewiß ein Exempel des Zwischenhandels, wie es ein Volkswirth nicht drastischer und lehrhafter wünschen kann.

Aber wenige Schritte davon läßt sich der Wechselverkehr beobachten. Herr Berisch Schenkelbach ist zwar heiser, aber er harrt muthig aus und operirt, von seinen Söhnen unterstützt, nach allen Seiten. Hier wird gegen einen Pflug, einige Räder und ein Fäßchen Schnaps eine Kuh eingetauscht, dort mit einem adeligen Herrn ein schriftliches Uebereinkommen getroffen — Alles auf der Straße, Berisch giebt seinen Rücken gern als Schreibtisch her, sofern nur der Herr seinen Namen auf das Papier setzt. Wohl machen nur die herabgekommenen Polen ihre Geschäfte so auf der Straße ab, indeß jene, welche das Dekorum wahren, den Wucherer in seiner Stube aufsuchen, aber es kommen doch sehr viele Schlachzizen zum Berisch Schenkelbach, denn es sind eben sehr viele herabgekommen. Der polnische Adel ist dem moralischen und materiellen Bankerott anheimgefallen,

Bayerische Staatsbibliothek München

oder geht ihm mit Riesenschritten entgegen — es ist dies eine Thatsache, welche Niemand leugnen kann, der nicht der Wahrheit in's Gesicht schlagen will. Für die Polen ist dies freilich eine entsetzlich niederdrückende Thatsache, denn da der polnische Bauer nichts von seiner Nationalität wissen will, sich ihrer schämt, sie, wo er kann verleugnet und nöthigenfalls seine Sense gerade dingelt, um den Kämpfern für ein Polenreich den Garaus zu machen, da ferner der polnische Kaufmann und Bürger mehr oder minder kosmopolitisch gesinnt ist, so ist der Klein=Adel fast der ausschließliche Träger der fanatischen, polnisch=nationalen Idee, welche sich, offen oder heimlich gegen Rußland, Oesterreich und Preußen kehrt, und mit diesem Stande erlebt auch diese Idee ihren Bankerott. Wie gesagt, das sind ausgemachte Dinge, welche sich nicht länger fortlügen und fortprahlen lassen. Frägt man aber, was diesen Stand zu einem Schand= und Brand=mal des eigenen Volkes und Landes gemacht, so wird man den Grund hiefür nur zum Theil in den traurigen wirthschaftlichen Verhältnissen des Ostens suchen müssen, hauptsächlich aber in der noch viel traurigeren Ver=lotterung seiner Glieder. Man wird Herrn von Krapu=linski alles Andere eher begreiflich machen können, als die Pflicht des Menschen, zu arbeiten, wenn er kein Vermögen hat und daß der Adel kein Freibrief für Un=wissenheit ist, wird ihm nie einleuchten. An seiner

Ignoranz, an seiner Trägheit geht Krapulinski zu Grunde und kein Gott hält sein Verderben auf. Freilich behauptet er, daß Berisch Schenkelbach sein Verderben sei, aber hätte er statt Macao zu spielen und mehrere Maitressen zu unterhalten, sich um seine Wirthschaft bekümmert, er wäre nie in die Lage gekommen, die intime Bekanntschaft dieses Herrn zu machen. Freilich kommt selbst der solideste Landwirth zuweilen in die Lage, Geld aufnehmen zu müssen, aber für solide Wirthe giebt es auch in Galizien Geld zu soliden Bedingungen. Es ist hier nicht des Ortes, ausführlicher darüber zu sprechen, aber wer die Verhältnisse des österreichischen Ostens unbefangen prüft, kommt doch immer wieder zu demselben Resultat: wenn Krapulinski zu Grunde geht, so hat Niemand hiefür die Schuld, als Krapulinski selbst.

Derselbe Berisch Schenkelbach endlich, welcher Kälber gegen Pflüge eintauscht, die Kälber gegen baares Geld verkauft und Wechselgeschäfte macht, derselbe Berisch ist auch ein ambulantes Börsen-Comptoir. Er kauft und verkauft Renten, Grundentlastungs-Obligationen, galizische Lokalpapiere. Die Börse von Barnow ist nicht so groß wie die von Lemberg oder Brody, aber sie ist immerhin stattlich genug, stattlicher als es der Anzahl der Ortsbewohner entspricht. Das Börsenspiel, welches Scharfsinn und Phantasie in gleicher Weise anregt und mit keiner körperlichen Anstrengung verbunden ist, sagt der

Eigenart des polnischen Juden ungemein zu und daß vor dem Börsenkrach nur ein gut Theil des jüdischen Galiziens, nicht aber das Ganze nach Wien gekommen, ist eigentlich wunderbar. Doch kamen immerhin ihrer genug und die zu Hause blieben, spielten dort. Manche jener neugegründeten Banken hatte fast ihre ganze Clientel in Galizien; auch Krapulinski verspielte da heftig das Geld, welches er sich geliehen. Jetzt ist dies freilich anders, aber noch immer bildet der Courszettel eine sehr eifrige Lectüre der Familienhäupter mit Kaftan und Schmachtlöcklein. Neben der großen Anzahl von Dilettanten giebt es da auch einige Sachverständige. Am Eingange des Marktes sind einige Tischchen aufgestellt wo Papier gegen Kupfer, Silber gegen Papier, russisches gegen österreichisches Geld gewechselt wird. Die ansehnlicheren unter diesen Wechslern sind zugleich die Börsenkönige von Barnow. Auch sie verschmähen das kleine Geschäft nicht, für einen Gulden neunundneunzig Kreuzer zu geben, aber in derselben Minute machen sie vielleicht telegraphisch durch die Unionbank ein Geschäft, das sich auf Tausende von Gulden beläuft. Möglich, daß das Telegramm unorthographisch geschrieben ist, das Geschäft aber ist gewiß, soweit sich eben die momentane Lage des Geldmarktes von Barnow aus übersehen läßt, gut ausgedacht. Denn nicht oft und nicht nachdrücklich genug kann es betont werden, welche ungemeine Intelligenz

und Beweglichkeit des Geistes in diesen Leuten steckt. Wahrlich! die Zeit, wo diese guten Gaben sich nicht blos auf pecuniärem Gebiete bewähren können, diese leider noch ferne Zeit ist nicht blos im Interesse der Juden, sondern auch im Interesse des Landes lebhaft herbeizuwünschen! . .

All' dies läßt sich schon auf dem Wege zum Markte beobachten und überdenken. Auf dem Markte selbst wird beides schwieriger, der Püffe und des Lärmens wegen. Flüchten wir uns als vorsichtige Pilger, denen ihre Rippen lieb sind, hinter eine mächtige Karawane, welche eben in das Gewühle eindringt. Ein stattlicher, langbärtiger, langröckiger Herr, an seiner Seite eine Dame von ungeheuren Dimensionen, welche recht geschmackvoll gekleidet ist: rothes Kleid, grüne Mantille, blauer Hut und gelber Sonnenschirm — fünf junge, wohlgenährte Mädchen, welche die gleichen Farben, wenn auch in verschiedener Anordnung, aber doch mit gleichem Geschmack auf ihrer bauschigen Hülle blinken lassen, und vier Jünglinge in einer Tracht, die zwischen der städtischen Mode und einem ehrlichen ruthenischen Bauernkostüm sonderbar, aber just nicht imponirend die Mitte hält. Das ist eine einzige Familie, der hochwürdige Herr Eusebius Tarnowiecki, griechisch-unirter Landpfarrer von Twardowka, sein Weib und seine Kinder. Ein Pfarrer erzeugt viele Kinder, wenn er ein Weib nehmen darf — das ist

eine feststehende Thatsache, welche oft auch dann gilt, wenn der einschränkende Bedingungssatz entfällt. Wo diese Familie Platz hat, da können auch wir's wagen. Also langsam vorwärts!

Rechts vom Pfade, den wir uns selbst bahnen, hocken jüdische und ruthenische Weiber auf der Erde, jede inmitten ihres Krams von Victualien. Und jede scheint überzeugt zu sein, daß wir dringendst einer Henne, einiger Eier oder doch mindestens einiger Knollen Knoblauch bedürfen, denn jede einzelne schreit uns mit durchdringender Stimme zu, daß just sie das Beste zu verkaufen hat — und: „Herr du wirst doch nicht anderswo kaufen?!" Aber so sehr auch die Weiber lärmen, mögen sie nun mosaisch oder christlich sein, in dem was sie brüllen und kreischen, unterscheiden sie sich doch. Die Ruthenin schreit jedem Vorübergehenden dasselbe zu: „Kauft, kauft, kauft nur bei mir! Hühner, Eier, Enten — Alles frisch, Alles billig! Die jüdischen Eier stinken, die jüdischen Hühner sind alt — kauft, kauft bei mir!" Und dies Sirenenlied brüllt sie einförmig ab, nach einer Art Melodie, welche sich durch Tradition forterbt — die ersten und letzten Worte langgedehnt bis zur Unverständlichkeit. Begleitet wird der Sang durch ein monotones Biegen und Strecken des wagerecht gehaltenen Armes, unterbrochen wird er nur, wenn sich eine Käuferin findet. Auch das vernichtende Urtheil über die Waare

der jüdischen Nachbarin ist stereotyp, obwohl es etwas unlogisch ist, denn die Eier werden ja nicht von den Juden gelegt, sondern von den Hühnern auf dem Dorfe. „Stinkend“ ist überhaupt das ständige Epitheton ornans, welches der Christ des Ostens jeder Sache beilegt, die mit dem Juden in näherer oder entfernterer Beziehung steht. Es ist oft nicht unbegründet, aber daß es so demonstrativ gefällt wird, zeigt doch von geringer Selbstkritik. Denn jede unbefangene Nase wird zugeben, daß von den Odeurs, welche sie im Osten so nachdrücklich kitzeln, auch den Christen ihr ehrlich Theil gebührt, und insbesondere erinnert solch' eine wohlbeleibte Bäuerin, welche unter ihrem frischen Schafpelz im Sonnenbrande schwitzt, an manches Andere lebhafter, als an die Wohlgerüche Arabiens. Es ist leider wenig Toleranz im Osten, aber in den thatsächlichen Verhältnissen wäre es wohl begründet, wenn dort Jeder stillschweigend den Nächsten nach seiner Art riechen ließe. Die Jüdin erlaubt sich kein ähnliches Urtheil über die Waare der Konkurrentin, aber sie weiß sich durch andere Mittel zu helfen: durch enthusiastisches Lob der eigenen Waare und durch feine Individualisirung in der Ansprache. „Herr! Herr!“ ruft sie Dir so durchdringend zu, daß Du unwillkürlich den Blick auf sie lenkst, „Sie sind ein feiner Herr, ein nobler Herr — aber haben Sie schon je eine solche Ente gesehen?“ Und sie hält Dir das Thier unter die Nase:

„Niemand hat noch so eine Ente gesehen! So schön, so fett — das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich sie anschau'! Aber bin ich eine reiche Frau? Bin ich mit Enten aufgezogen worden? Aber Ihnen gönn' ich sie — von Herzen, auf Ehre! Denn warum? Sie sind ein feiner Herr, ein schöner Herr. Und wie billig sie ist — ich schäme mich zu sagen, was ich dafür will — fünfzig Kreuzer — handeln Sie nicht mit mir — so ein Nachtmahl — wie ein Fürst! Und was wird Ihre Frau sagen, wenn Sie die Ente nach Hause bringen? „Gott über der Welt", wird sie sagen, „was für einen Goldmenschen hab' ich zum Mann. Alles versteht er, — auf dem Markt kauft er besser, wie ich! Vergolden soll man den Mann!" — Gehst Du dennoch weiter, so wird sie freilich murmelnd noch etwas hinzusetzen, was just kein Segenswunsch ist, oder doch mindestens weniger schmeichelhaft, als was Du bis jetzt gehört. Aber zu langen Gemüthsergüssen hat Sissel Diamant keine Zeit. Da naht eine Käuferin, die hagere, verblühte, aber gefallsüchtige Gattin eines Diurnisten beim Bezirksgerichte. „Gott! Gott!" ruft Sissel im Tone höchsten Erstaunens, „wenn ich's nicht selber sehen thät', möcht ich's nicht glauben — alle Tag', aber alle Tag' wird die „Dama" schöner und immer schöner! Es ist ein Wunder vor Gott, ein lebendiges Wunder! Diese Augen, dieses Haar und dieser süße Mund — Gott! Gott! Sie brauchen

ein Schock Eier — ich seh's Ihnen an — bei wem wer=den Sie kaufen? Natürlich bei Ihrer Sissel! Zwei Kreuzer das Stück, Gnädigste, es kostet mich selbst so viel aber will ich denn bei Ihnen einen Profit? Augenblick=lich soll mich der Donner erschlagen, wenn ich einen Profit will! Mir ist die Ehre genug — die schönste Frau in der Stadt — alle Männer wichsen sich den Schnurrbart auf, wenn sie Sie von Weitem sehen. Und gar der Herr Steuereinnehmer — sterben thut er nach Ihnen — es ist ein Mitleid mit dem Mann — wenn ich ihm begegnen thu', denk ich mir: Gott soll sich seiner erbarmen, gerade in die schönste Frau hat er sich verliebt, billiger hat er's nicht thun können! Also wie viel hab' ich Ihnen zuzuzählen? Nur zwanzig Stück?! Gut. Aber anderthalb Kreuzer? Alle meine Kinder sollen mir binnen zehn Minuten an der Cholera sterben, wenn ich nicht Schaden dabei haben thät! Soll ich Schaden haben, ich, Ihre Sissel?! Was sparen Sie so? Der Herr Gemahl wird ja nächstens Bezirksrichter, die ganze Welt spricht ja davon. Er wird nicht Bezirks=richter? Nu — dann könnt' er's doch werden! — so ein schöner Herr, so ein kluger Herr! .... Was sagen Sie, er ist nicht schön? Gott, wie man sich täuschen kann! Und dumm ist er auch? Gott — natürlich wissen Sie es besser. So eine Frau und so ein Mann — Gott! einen Grafen hätten Sie haben können — das

Herz thut mir brechen vor Mitleid! Also zu anderthalb Kreuzer — in Gottes Namen! — aber keine zehn Kreuzer soll ich im Vermögen haben, wenn's mich nicht selbst so viel kostet! Vielleicht eine Ente gefällig — die schönste Ente — aus Silber könnt' sie sein und wär' doch nicht mehr werth — Nichts mehr? Nun ein anderes Mal Gott! wie schön ist die Frau — und der Gang! wie eine Prinzessin — ich küß die Hand — wie eine Prinzessin — auf Ehre!"

. . . Während so rechts prosaische Eßwaaren verkauft werden, haben sich zur Linken drei Vertreter freier Künste postirt. Vor Allem ein Mann mit einer Elektrisirmaschine, welcher das P. T. Publikum auffordert, gegen Erlag von drei Kreuzern die Hände auf die Griffe zu legen und sich einmal gehörig „durchblitzen" zu lassen. „Das größte Wunder, welches Gott in Paris selbst an einem heiligen Manne geoffenbart hat! Ist das größte Vergnügen und hilft gegen alle Krankheiten!" Die Bauern stehen dicht umher; hier und da entschließt sich wohl auch einer zu dem Experiment und macht dann natürlich die ergötzlichsten Grimassen. Nur Hritzko Supkowicz, dessen Hände so schwielig sind, daß sie sich wie Steine anfühlen, hat seinen Obolus umsonst erlegt — durch eine solche Haut dringt der elektrische Funke nicht und nun fordert er energisch sein Geld zurück. Aber da mischt sich Iwan Megega, der Ortsrichter von Biala,

mit seiner ganzen Autorität in den Streit. „Höre, Hritzko", sagt er, „du hast eben gehört, daß diese Maschine von Gott ist und Du bist nur ein Schweinehirt. Mich, der ich Ortsrichter bin, hat es gehörig geschüttelt — aber für einen Schweinehirten baut Gott seine Maschine nicht. Es muß ein Unterschied sein auf Erden, Du dummer Hritzko — den Kaiser schüttelt es gewiß noch stärker, als mich!" . . .

Daneben hat ein Bilderhändler seinen Kram etablirt. Er führt hauptsächlich katholische Heilige, dann Bilder im byzantinischen Stil für die Gläubigen griechischer Confession. Natürlich entsprechen diese Erzeugnisse dem geläutertsten, künstlerischen Geschmack, insbesondere an tief gesättigter Farbenpracht wetteifern sie mit den größten Coloristen aller Zeiten. Das Blut an den Wunden ist mit allem Nachdruck signifizirt und der heilige Sebastian gleicht frappant einem eben abgestochenen Ferkel, welches man in unnützer Grausamkeit durch Heugabeln vom Leben zum Tode gebracht. Hingegen präsentirt sich die heilige Magdalena als ein ältliches, mit aschgrauer Haut überzogenes, überaus mageres Weib, welches räthselhafter Weise ein vergnügtes Gesicht macht, obwohl man es, rücksichtslos genug, fast völlig unbekleidet auf Steine hingeworfen, so daß es nun hilflos auf dem Bauche liegt. Gott Vater erscheint zwar regelmäßig sehr würdig mit einem grünen Talar und rothem Unterkleid bekleidet,

aber bedenklich ist es doch, daß der alte Herr eine gar so rothe Nase hat. Auch ist er sehr wohl genährt und das Bäuchlein rundet sich behaglich. So gut geht es leider den griechischen Heiligen nicht, mager und langgestreckt, die Hände knapp an den Leib gedrückt, den Mund geöffnet, stehen sie da und könnten ohne den citronengelben Heiligenschein um das Haupt, für costümirte Häringe gehalten werden. Auch patriotische Bilder sind zu sehen: Der Kaiser und die Kaiserin, Marschall Radetzky und — Freiherr von Kempen. Denn in entlegeneren Landstrichen behält man oft noch Moden bei, die im Centrum längst außer Geltung gekommen und so gilt hier Herr Baron Kempen noch als ein Mann, den man gern an einen Nagel hängt. Alle diese Bilder finden eifrige Käufer, denn so arm ist kein Bauer, daß er nicht mindestens seinen Schutzpatron gerne in der Stube hätte und dazu die beiden Majestäten. Man mag nirgendwo die beiden Bilder in so miserabler Ausstattung antreffen, aber auch nirgendwo so häufig, als im östlichen Galizien. „Denn durch den Oesterreicher sind wir erst Menschen geworden", sagt der Ruthene und vom Sohn auf den Enkel vererbt er die Dankbarkeit gegen den Staat, welcher ihn dem polnischen Adel und damit der grauenhaftesten Sklaverei entrissen. Daß das deutsche Beamtenthum in Galizien nur zur Zeit der Reaktion bestand, ist freilich wahr, aber unser Bauer hat nichts von dem Druck der

Reaktion gespürt, er hat nur die Wohlthat empfunden, daß es eine Macht gab, welche ihn gegen seinen Todfeind schützte, gegen seine Quäler und Peiniger: den polnischen Herrn. Daß die Aufhebung der Robot nur in Folge einer Revolution erfolgt, ist ebenso unbestreitbar, aber unser Bauer weiß nur, daß der Kaiser die Aufhebung der Robot verfügt und daß der Pole sich darüber geärgert. Und weil dem Polen das gegenwärtige Regime recht ist, da es das Land in seine Hände gegeben, darum ist der Bauer der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß dem Kaiser die Verfassung nicht recht paßt und darum paßt sie auch ihm nicht. Der arme Bauer weiß ja nicht, daß die polnische Verwaltung Galiziens, dieses brutale Willkürregiment gegen Juden und Ruthenen, auf das Schlimmste gegen den Geist der Verfassung verstößt, welche nicht duldet, daß Jemand um seines Glaubens, um seines Volksthums willen leide. Er lernt nur den Mißbrauch der Ausführung kennen und leidet darunter. „Was den Polen freut, ärgert den Kaiser“ und umgekehrt, das ist das politische Dogma des ruthenischen Bauers. Gewiß eine kindlich naive Auffassung, aber wenn Ihr genug darüber gelächelt, dann überdenket sie auch reiflich und erkennt, daß ein gesunder Kern darin steckt . . .

Außer den Heiligenbildern und patriotischen Lithographien für die Bauern führt der Bilderhändler auch

eine Waare, welche auf den ganz anders gearteten Patriotismus der Städter spekulirt. Die Krakauer Königsgruft — Portraits von Kosziuszko und Langiewicz, Darstellungen aus dem letzten polnischen Aufstand, Gräuelszenen der russischen Tyrannei u. s. w. Auch jenes beleibte Weibsbild, welches dem letzten polnischen Diktator bei Tag und Nacht so treu zur Seite geblieben, die Heldenjungfrau Pustowojtoff, ist stets in einigen Exemplaren auf Lager. Sie erscheint hier, was sie keineswegs in allen Situationen ihres öffentlichen Lebens gethan, in hochgeschlossenem, mit Panzerschuppen bedeckten Gewande. Wüßte sie, in welcher Gesellschaft sie hier zuweilen auftritt, ihr bekanntlich so überaus keusches Herz würde sich sehr darüber grämen. Denn der Händler führt auch jene bekannten Lithographien mit französischen Unterschriften, junge Damen darstellend, welche so vollblütig sind, daß sie sich in ihrer Bekleidung auf das Nothwendigste beschränken müssen. Man trifft diese sittlich und künstlerisch gleich hochstehenden Bilder in großen Mengen als Wandschmuck in den Häusern des polnischen Kleinadels — noblesse oblige, man muß auch für die Kunst etwas thun. Für dasselbe Menschengenus, sowie für die Kavallerie-Offiziere, welche auf den elenden Dörfern kantoniren und größere Langeweile empfinden, als sich die ausschweifendste Phantasie ersinnen kann, führt der Händler endlich auch Photographien und illustrirte Werke aus

Hamburg und Altona, welche auf röthlichem Papiere gedruckt sind. Oder ist das arme Papier erst roth geworden, als man diese sauberen Dinge darauf gedruckt?!

Letztere Erzeugnisse werden in geschlossener Lade geführt, von anderen Gründen abgesehen schon deshalb, weil sonst Iwan Megega und die anderen Bauern diese empörenden Cochonerien erbarmungslos zerfetzen und in den Koth treten würden. Es ist viel gesunde Sinnlichkeit in diesem Stamme, aber — just eben darum — auch viel gesunde Sittlichkeit und wenn auch Bodenstedts feierliche Versicherung, daß sich unter den Millionen kleinrussischer Volkslieder kein einziges zotenhaftes befinde, jedem genauen Kenner dieses Volksliedes ein Lächeln abnöthigen wird, so ist doch dies Lied in der That relativ reiner, als das anderer slawischer Stämme, z. B. der Mazuren, in welchem die Zote geradezu dominirt. Seine sonstigen Waaren aber hat der Händler möglichst einladend gruppirt und Iwan Megega gibt unter beifälligem Gemurmel seiner Ortsgenossen sein Urtheil darüber ab.

Vor Allem über die Heiligenbilder. „Aber die Religion", bemerkt er im Allgemeinen, „aber die Religion ist eine sehr gute Sache und es ist wirklich vortrefflich, daß sich der alte Herr den Juden und der junge Herr seinen Jüngern geoffenbart hat. Denn wenn sie es nicht ausdrücklich so schön gesagt hätten, so wüßten wir ja nichts

davon und hätten keine Religion. Und dann würden wir so in den Tag hineinleben, wie ein Ochs oder ein Maikäfer. Jetzt ist das Gottlob anders und die Religion ist tröstlich und erquicklich, man könnte sie mit einem Pelz vergleichen. Denn einen Pelz kann man immer tragen und es ist immer zum Guten. Im Sommer wendet man das Fell nach auswärts und es hält die Hitze ab, im Winter wendet man es nach innen und es nützt gegen die Kälte. So hält uns die Religion, wenn wir in Freuden sind, den Hochmuth und Stolz ab und wenn wir im Leid sind, die Trauer und Kleinmüthigkeit. Nun gibt es freilich verschiedene Religionen, die Polen sind katholisch, wir Ruthenen haben unseren echten, wahren, ewigen Glauben, die Juden jenen, welchen ihnen der alte Herr geoffenbart hat. Daran glaubt freilich der Alte selber nicht mehr, denn sonst hätte er ja nicht seinen Sohn auf die Erde gesendet, aber wenn schon leider die Juden so dumm sind — was soll man mit ihnen machen? Nichts, ihr Leute — nämlich man soll sie bei ihrem Glauben lassen und die Polen auch. Denn wenn wir es reiflich überdenken, so gibt es ja auch verschiedene Arten von Pelzen, wir tragen unsern Schafpelz, der Jude einen Fuchspelz, der Pole einen Bärenpelz, das heißt: wenn er ihn nicht versetzt hat, was leider so oft der Fall ist, aber dafür kann kein Mensch was. Also es gibt verschiedene Pelze und verschiedene Religionen

und jeder soll zusehen, wie er sich in seinem Pelze fühlt. Aber Niemand soll dem Andern den Pelz vom Leibe reißen, weil er den seinigen für besser hält. Nun sehet Ihr, meine lieben Leute, hier sehr verschiedene Bilder, wie auch ein Bärenpelz andere Knöpfe hat, als ein Schafpelz. Der Fuchspelz aber hat gar keine Knöpfe, das heißt — hehe! — Ihr versteht mich schon — in Wahrheit hat er Knöpfe, aber die Juden haben keine Bilder, auch singen sie nicht und tanzen nicht und sind überhaupt sehr betrübte Leute. Aber die Polen haben hier die Bilder ihrer Heiligen und wir die unserer, und welche mir besser gefallen, brauche ich auch nicht erst zu sagen, denn Ihr seid freilich nicht so gescheidt wie ich, der ich dem Kaiser als Korporal gedient habe und schon so lange Ortsrichter bin, aber dumm seid Ihr auch nicht. Also natürlich! die unsrigen gefallen mir besser, denn erstens halte ich an unseren Glauben und zweitens sehen alle unsere Heiligen mager und traurig aus und das schickt sich so. Denn wer sich in diesem Jammerthale so brav aufgeführt, daß er nach dem Tode heilig gesprochen wird, der kann hier nicht so vergnügt leben, daß er fett davon wird und dann muß er auch immer den Kopf hängen lassen, weil er zusieht, wie sich die Gottlosen in der üppigen Sünde herumwälzen, wie die Säue in der Lache. Die polnischen Heiligen aber sehen so fröhlich und wohlgenährt aus, als hätten sie immer Braten und Wein ge-

habt und wären den Mädchen nachgelaufen. Uebrigens will ich sie gewiß nicht beleidigen, christliche Heilige sind sie ja doch, und die Polen sollen sich ihre Heiligen kaufen, wir aber die unsrigen und ich selbst kaufe mir einen heiligen Euphronius, wenn ich ihn sammt dem Rahmen um einen Gulden bekommen kann." . . .

Das bringt er auch zu Stande, freilich nur gegen Daraufgabe von zwanzig Kreuzern, weil der Rahmen allein so groß und schwer ist, daß sich mit ihm ein kleines Holzgeschäft etabliren ließe. Iwon Megega blinzelt vergnügt, während er das Bild in der Hand wiegt, dann wendet er sich den anderen Kunstwerken zu und gibt sein Urtheil um so unbefangener ab, da er nur noch als Kritiker auftritt, nicht mehr als Käufer. „Dieser junge Kaiser", sagt er und entblößt ehrfurchtsvoll das Haupt, indem er den Titel ausspricht, „ist mir persönlich nicht bekannt und ich kann daher nicht beurtheilen, ob er wirklich so schön ist. Wenn aber ein junger Kaiser nicht schön sein sollte — wer denn dann sonst Ihr Leute? Auf der goldenen Medaille, welche er mir geschickt hat und die ich hier auf der Brust trage, ist er sogar noch viel schöner. Wenn mir Gott das Leben schenkt, so fahre ich noch einmal mit dem Wagen, welchen das eiserne Pferd zieht, von Tarnopol nach Wien nnd gehe dort in das goldene Haus, wo der Kaiser wohnt, und wenn mich die Wache nicht durchlassen will, so sage ich nur kurz:

„Brüderchen, mach' Dich nicht lächerlich, ich bin ja der Iwon Megega, der Richter von Biala." Dann entschuldigt sich die Wache und ich trete in das Zimmer, wo der Herr sitzt. „Guten Morgen", sag' ich, „ich bin Dein alter Iwon, dem Du die Medaille geschickt hast, weil er Deine Kassen mit seinem Leibe gedeckt hat, als diese verdammten Husaren, diese Zigeuner, diese Rebellen aus Galizien nach Ungarn durchgebrannt sind und der noch heute, obwohl ein alter, dicker Kerl, jeden Augenblick bereit ist, für Dich und Dein Haus sein Leben zu lassen." — „Lieber Iwon", wird er sagen, „setze Dich zu mir, rauche Dir diese Cigarre an, es freut mich sehr, daß Du mich endlich einmal besuchst. Ich habe Dich ja auch zu mir einladen lassen und Dir von Zeit zu Zeit Grüße geschickt, hat es Dir denn mein Bezirkshauptmann in Barnow nicht ausgerichtet?" — „Keine Silbe", sag' ich, „weil er ein Pole ist." — „Diese Polen", sagt er darauf, „so viel Verdruß machen sie mir! Aber wie steht es in Biala?" — „Gut, Herr Kaiser", sage ich, „aber wie gehen Deine Geschäfte?" — „Nicht besonders", sagt der Herr Kaiser und seufzt. — „Zwar in meinem Hause — da steht Alles gut — ich habe eine liebe, schöne Frau und meine Kinder sind Gott Lob wohlgerathen! Mein Sohn macht mir viele Freude und meine älteste Tochter habe ich gut verheirathet und habe ihr mit Gottes Hilfe eine gute Ausstattung mitgeben können.

Aber im Staate steht es leider nicht so gut. Bald hat man mit den Böhmen Verdruß, bald mit den Polen, bald mit den Ungarn, auch die Geldsorgen gehen ewig fort, weil die Leute ihre Steuern nicht pünktlich bezahlen. Von Biala hört man freilich das Beste, weil da Du, Iwon, auf Ordnung siehst. Du dienst mir als Richter sehr gut, aber dennoch habe ich mir oft gedacht: es ist ewig schade, daß Du schon als Korporal Deinen Abschied genommen hast. Hättest Du fortgedient, Du wärest längst General und dann wären auch meine beiden Kriege anders ausgefallen, denn Du hättest gewiß die Italiener und die Preußen besser bedient, als meine Grafen!" — „Daran habe ich auch selbst schon manchmal gedacht", erwidere ich, „aber es ist nicht mehr zu ändern." — „Freilich nicht!" erwidert der Herr Kaiser, „sprechen wir von lustigeren Sachen." Und dann läßt er Wein holen und sagt der Frau Kaiserin, daß sie uns etwas Warmes kocht und wir sitzen so vergnüglich beisammen und plaudern. Denn warum sollte der junge Herr Kaiser weniger leutselig mit mir sein, dem Ortsrichter von Biala, als sein seliger Herr Onkel, der Kaiser Ferdinand, mit mir war, obwohl ich ihm damals nur als Gemeiner diente? Und hat der hochselige Kaiser damals nicht eigens für sich und mich „Zrazy und Kascha" kochen lassen und mir Wein und Schnaps vorgesetzt und vergnüglich mit

mir geplaudert?!*) Also wird es auch der junge Herr Kaiser thun, wenn ich nur einmal nach Wien komme!“

Die Zuhörer nicken ehrfurchtsvoll. Nur Einer von ihnen, Janko Simanczuck, ein junger Urlauber, der mit seinem Bataillon einige Monate in Wien gelegen, hat eine Anwandlung von schnöder Skepsis: „Es wird gewiß so sein, Herr Richter“, sagt er, „aber woher wißt Ihr, daß Euch unser Herr Kaiser schon mehrere Male hat einladen lassen, wenn es doch der Pole nie ausgerichtet hat?!“ —

„Woher ich das weiß? Du Gelbschnabel!“ erwidert Iwon Megega erzürnt. „Weil ich mit der Medaille zugleich ein Dekret bekommen habe! Und darin steht, daß mir der Kaiser die Medaille schickt, weil er sich dankbar der Dienste erinnert, welche ich ihm geleistet. Ein Kaiser hat ein besseres Gedächtniß, als ein anderer Mensch — darum ist er ein Kaiser! Und einen Menschen, an den er sich immer dankbar erinnert, will er auch einmal sehen! Das ist klar wie der Tag, Du Gelbschnabel! Glaubst Du vielleicht, daß ich ein Aufschneider bin, wie Janko Czupka?!“

---

*) Wie dies zugegangen, habe ich bereits an anderem Orte erzählt, in meinen Culturbildern „Aus Halb-Asien“ Band II. S. 235 ff. Iwon Megega ist keineswegs, wie hier gelegentlich bemerkt sein möge, eine erfundene Figur, sondern ein faktisch und zwar sehr vergnügt lebender Ortsrichter.

Dann fordert Iwon seine Mitbürger auf, die Portraits des Kaisers und der Kaiserin zu kaufen. „Ich selbst habe sie natürlich schon, aber wenn auch nicht Jeder ein Mann ist wie ich und eine Medaille und ein Dekret hat, so soll doch Jeder diese Bilder in seiner Hütte haben. Denn der Mensch soll wissen, wer sein Herr ist und soll seinen Herrn wenigstens aus dem Bilde kennen!“

„Diese Polen freilich“, fährt er fort, „hängen sich ganz andere Bilder an die Wände, z. B. den Herrn Kosczuszko, dann diese Frauensperson da. Und dann stellen sie sich vor die Bilder hin und nehmen das Maul voll und strecken die Hände aus und rollen die Augen wie der Pfarrer auf der Kanzel. Und dann fangen sie an zu schreien: „Polen war einst und Polen ist jetzt in unseren Herzen und Polen wird wieder erstehen, bis die Zeiten besser werden“. Und dann weinen sie und trinken Wein und weinen wieder und trinken immer mehr — aber davon allein, Ihr Leute, werden die Zeiten für die Polen noch nicht besser werden! Und dabei sind zwei Dinge merkwürdig: die braven Polen sprechen weit weniger von diesen Sachen als die lumpigen — und zweitens: je schlechter es den Polen geht, desto mehr deklamiren sie und zeigen stolze Gesichter. Das ist ganz so, wie mit dem Gesichte unserer früheren Bezirksrichterin, der Gattin des Herrn Lozinki, den jetzt gewiß

der Teufel in der Hölle unten mit besonders glühenden Zangen zwickt. Wenn diese Frau angegriffen war, so hat sie sehr roth ausgesehen und wenn sie gut ausgesehen hat, so war sie blaß. Das war natürlich — sie hat sich geschminkt wenn sie angegriffen war. Und so schminken sich die Polen mit ihrem Stolze, wenn es ihnen schief geht. Aber man sieht ihnen diese Schminke ebenso an, wie einmal der Frau Lozinska."

Wieder ein Gemurmel der Zustimmung unter den Bauern. Iwon lächelt selbstbewußt, aber plötzlich wird er sehr ernst, sein Blick ist auf jene Lithographien gefallen, welche vollblütige Damen vorstellen. „Ich verstehe sehr Vieles", spricht er sinnend, „sonst wäre ich nicht Korporal geworden und dann Ortsrichter, aber wozu Gott die Schandkerle leben läßt, welche solche Bilder machen und kaufen, das begreife ich nicht. Wenn noch das Zeug lebendig wäre — — es gibt nun einmal viel Lumperei auf der Welt. Aber so! Wie ein Frauenzimmer aussieht, weiß doch jeder Mann und wenn er's noch nicht weiß, so kann er wahrhaftig warten, bis er es erfährt! Pfui, pfui, kommt Ihr Leute!"

Und der würdige Richter und sein Gefolge wenden sich ab und dem dritten Künstler zu, der sich an dieser Stelle des Marktes produzirt.

Das ist ein „Kobsare", ein greiser blinder Sänger, der von einem Kinde geleitet, von Markt zu Markt zieht,

von Dorf zu Dorf und dort den Leuten seine Lieder singt, sonderbare Lieder nach sonderbaren Melodien. Seinen Namen hat er von dem kleinen flachen Saiten-instrument, einer Art Leier, der „Kobsa", welche er am Bande trägt und mit der er seinen Sang begleitet. Was er seinen Volksgenossen vorträgt, ist dasselbe, was einst Homer und die Homeriden den Hellenen zugesungen: die Heldengeschichten der Vorzeit in schlichter und doch echt poetischer Form. Es ist ein komisch-wehmüthiger Gegensatz zwischen Sang und Sänger — der greise Bettler, der armen geknechteten Bauern, welche seit Jahrhunderten und auch heute noch unter der Peitsche des polnischen Herrn seufzen, in aufregendem Rythmus die kühnen Thaten vor-trägt, welche einst ihre glücklicheren Ahnen vollbracht. . .

Hei! wer ruft dort durch die Steppe?!
Herr Hamalja ist's, der Hetmann,
Ruft: Ihr Falken, tapfere Falken
Wohin wollt Ihr heute fliegen?!
Nach Skutari, auf Bajdaken
Fahren wir hinab den Dniepr,
Weiter durch die blaue Meerfluth,
Daß der dicke Türke zittert —
Oder wollt Ihr gegen Lemberg,
Wo der feige Ljach sich ducket
Hinter seinen weißen Mauern
Vor der Steppe kühnen Söhnen?!
Oder wollt Ihr, Haarzopfträger,
Wieder einmal gegen Norden,
Wo wir jüngst den Knollennasen
Schwere Beute abgewonnen?! . .

Es ist wenig aufgezeichnet von diesen Liedern. Aber wer mitten in diesem Volke aufgewachsen, dem bleibt doch eine oder die andere Stelle im Gedächtniß haften und so ist mir der Sang von Hetmann Hamalja in der Erinnerung geblieben und ich habe ihn in schlicht getreuer Uebersetzung wiedergeben können. Ein Gedicht, und doch zugleich ein historisches Aktenstück, welches genau bei der Wahrheit bleibt. Denn zur Zeit dieses Hetmann waren die Ruthenen — die „Haarzopfträger", weil sie breitgeflochtene Zöpfe von der rechten Schläfe herabhängen ließen, wie es noch heute bei einigen Kosakenstämmen üblich — in der That ein freier, kühner Kriegerstamm, der sich auf friedliche und blutige Arbeit gleich gut verstand, sein Staatswesen, eine Art patriarchalische Republik, in Ordnung hielt, in ruhigen Zeitläuften von Ackerbau und Pferdezucht lebte, aber auch zuweilen, so oft es ihm beliebte, unter freigewählten Heerführern seinen Nachbarn den Fuß auf den Nacken setzte. Hamalja hatte in der That die Wahl, seine Krieger auf „Bajdaken" (Barken) den Dniepr hinab und an die türkischen Gestade zu führen, oder gegen die Polen („Ljachen"), welche sich nach blutigen Kämpfen endlich in Lemberg festgesetzt, oder gegen die „Knollennasen" — die Moskowiter. Heute sind die Ruthenen einer der unglücklichsten, zertretensten Volksstämme auf Erden. Jeder Versuch, die Kraft ihres Volksthums neu zu beleben, wird grausam niedergehalten.

Und die solchen Frevel üben, sind nicht etwa fanatische Moslims, sondern Volksgenossen: Slaven: in Oesterreich die Polen, in Rußland die Moskowiter . . .

Es ist wehmüthig-komisch, wiederhole ich, diesen Sänger und sein Publikum zu beobachten. Die Bauern lauschen andächtig und mancher Kreuzer fällt in die Mütze des Bettlers. Auch ihre Gesichtszüge beginnen sich allmählich zu verändern — es zuckt und zittert in diesen sonst so stumpfen Zügen und in den Augen blitzt ungewohntes Licht auf. Und schließlich fallen sie halblaut ein und singen mit. Seht Euch nun den Janko Simanczuck an, den Urlauber. Er sieht sonst genau so aus, wie jeder andere ruthenische Bauernsohn, um kein Haar geistiger oder bewegter. Aber wie er nun den alten Schlachtgesang seines Volkes mitsummt, da ist in diesem Jünglingsantlitz ein seltsamer Zug, der früher gleichsam darin geschlummert, und nun wird begreiflich, warum man einst die streitbaren Söhne dieses Volkes „Falken" genannt . . .

Aber der greise Sänger ermattet bald und wie er verstummt, ist auch der Bann gewichen, der sich um die Seelen seiner Hörer gelegt. Der Urlauber Janko ist wieder nur ein junger Bauernlümmel, ein „Burlak", wie andere, die Züge der Alten werden wieder stumpf und melancholisch wie vordem, und Iwon Megega fährt wie aus einem Traume auf und sagt seufzend: „Das

sind vergangene Zeiten, da hat es ja noch keine Gensdarmerie gegeben! . . . jetzt sind wir friedliche Leute — wir wollen nichts, als daß man uns in Ruhe läßt! und Du Alter, schweige nun von den alten blutigen Geschichten und singe uns etwas Lustiges!“

Auch das kann der „Kobsare“; es stehen nicht blos die historischen Lieder, die „Dumen“ auf seinem Repertoire, sondern auch „Dumki“, kleine Liebeslieder und „Szumki“, Scherz- und Schelmenlieder. Aber wenn er „Dumen“ singt, so ist der alte Mann ehrwürdig und ergreifend, während er nur komisch und peinlich wirkt, wenn er mit zahnlosem Munde singt:

Auf den Bergen grünt die Tanne
Und im Thal die Buche,
Hinter'm Berge wohnt die Liebste,
Die ich sehnend suche.

Wüßt' ich mir nur einen Zaub'rer,
Einen klugen schnellen,
Ließ ich gleich die Berge ebnen
Und die Tannen fällen!

Oder auch:

Unsere Lieb' begann mit rothen Rosen —
Doch mit rothem Blut hat sie geendet,
Unsere Lieb' begann mit süßem Weine —
Doch mit bitt'rem Gift hat sie geendet.

Denn den Wein vergiftete ein Zauber
Und ein Fluch fiel welkend auf die Rosen —
Hoho! du mein liebes Mädchen!
Weh! Weh! du mein liebes Mädchen?
Hoho! Weh! Weh!

Auch „Szumki“ singt der „Kobsare“, Lieder von glühendster und dabei naivster und gesundester Sinnlichkeit, doch ist es vielleicht besser, wenn ich einem Publikum, welches schließlich doch nicht ganz so naiv ist, wie mein Freund Iwon Megega, keine Proben hievon mittheile. Wie viel der Sänger dabei aus Eigenem hinzuthut, ist wohl überaus schwer zu controlliren — unter den Russinen singt Jeder und dichtet fast Jeder, das Volkslied ist nichts Todtes, nichts Abgeschlossenes; es wächst und blüht und knospt noch immer und so, wie jeder Frühling den Ebenen Ost-Galiziens und den Steppen der Ukraine unzählige Blüthen bringt, so wachsen und blühen da auch alljährlich unzählige Lieder. Sie behandeln nicht blos die Liebe und den Frühling, sondern auch Vorkommnisse des Alltagslebens. So singt z. B. unser „Kobsare“:

Wohin haben sie ihn geschleppt, den armen Wassilj?
Nach Tarnopol haben sie ihn geschleppt!
Und was haben sie dort mit ihm gemacht — mit dem armen Wassilj?
Die Haare ganz kurz abgeschoren!

Und was haben sie noch mit ihm gemacht, mit dem armen Wassilj?
Einen weißen Rock angezogen!
Und was hat er sonst bekommen der arme Wassilj?
Einen Czako und einen Gewehr!

Und wohin haben sie dann geschleppt den armen Wassilj?
Nach Italien haben sie ihn geschleppt!
Und was hat er dort thun müssen, der arme Wassilj?
Reis hat er dort essen müssen!

Und was hat er noch thun müssen, der arme Wassilj?
Dem Kaiser das Land vertheidigen!
Und warum kommt er denn nicht zurück, der arme Wassilj?
Weil er eine Kugel im Herzen hat!

Aber Iwon Megega schüttelt zürnend den Kopf. „Wenn Jemand dem Kaiser dienen muß, so ist er gar nicht zu bedauern! Nur Wenige bringen es bis zum Korporal — das ist freilich wahr — aber der Soldatenstand ist ein Ehrenstand: und wer einen ehrlichen Soldatentod stirbt — dem soll man nicht nachklagen, sondern ihn beneiden — daß Du mir keine solchen Lieder mehr singst, Alter!“

Der „Kobsare“ ist zerknirscht, denn Iwon ist ein sehr einflußreicher und gewichtiger Mann. „Vielen gefällt es“ murmelt er zur Entschuldigung — „und“ fügt er rasch hinzu, „was ich nun singe, wird Euch gewiß gefallen“:

Fleisch und Blut
Hat der arme Bauer auch
Klopfend Herz und warmen Hauch
Fleisch und Blut!

Pole merk's!
Solltest du's einmal vergessen
Werden dich die Raben fressen
Pole! merk's!

Und des Sängers innere Stimme täuscht ihn nicht, das Lied gefällt sehr und Iwon reicht ihm zur Beloh-

nung zehn Kreuzer Silber. Denn der Richter von Biala ist ein warmer Förderer der Kunst.

Aber wir haben uns lange bei den Künstlern am „Jarmarek“ zu Barnow aufgehalten — sehen wir nun wieder nach den Geschäftsleuten.

Zunächst nach jenen, die in Obst machen, in Gemüse, in Vieh und in — Zuckerwerk.

Es sind wunderschöne Aepfel und Birnen, Kirschen und Pflaumen, im Herbste prächtige Melonen und Trauben am Ringplatz von Barnow zu haben, aber nicht bei den Bauern, auch nicht bei den Judenweibern. Was auf den Dörfern von Ruthenen gezogen wird, sind sehr mittelmäßige Früchte, aber dies ist nicht Schuld des Bodens, sondern der mangelhaften Cultur. Unser Bauer ist ein schwer bewegliches Stück Menschheit, die Obstzucht könnte ihn wohlhabend machen, wie sie den Fremden auf seinem Boden wohlhabend gemacht, aber er thut für seine Bäume nichts mehr und nichts anderes, als was Vater und Großvater dafür gethan. Nur der Fremde weiß treffliche Früchte zu ziehen.

Es sind eigenthümliche Menschen, diese Fremden. Sie kommen mit den Frühlingswinden, miethen den Bauern und Edelleuten gegen mäßigen Zins die Obstgärten ab, bleiben den Sommer über als stille, nüchterne, fleißige Gäste, verkaufen auf den Märkten einen Theil ihrer Frucht, schicken das Uebrige zu guten Be-

dingungen an Commissionäre ihres Namens und Glaubens, welche in den großen Städten des Landes sitzen und scheiden im Herbste, den Winter in ihrer entlegenen Heimat zuzubringen. Dann suchen sie im Frühling wieder dieselben Stätten auf und so vielleicht ein langes Leben lang. Aber deshalb treten sie doch mit den anderen Bewohnern des Landes in keinen andern Verkehr, als den nothwendigsten, nehmen keinen Theil an ihren Freuden und Leiden, verbitten sich jede Theilnahme an dem eigenen Schicksal und setzen jeder Frage, die nicht ihr Geschäft betrifft, hartnäckiges Schweigen entgegen. Was sie von allen Anderen scheidet, ist nicht etwa die Sprache, denn sie sind aller Zungen des Landes kundig, nicht die Tracht, so absonderlich sie sein mag und im Grunde nicht einmal der Glaube, denn die Einen von ihnen sind Juden, die Anderen Christen. Nur der Aberglaube ist's!

Freilich sind sie sonderbare Juden, sonderbare Christen. Denn die Obstzüchter in Podolien sind Karaiten und Lippowaner.

Man weiß wenig genug von dem innern Leben der beiden Sekten. Bis vor wenigen Jahren wußte man nur, daß sich jede von ihnen für die Besitzerin des alleinigen, wahren Gottesglaubens halte und den Verkehr mit Anderen deshalb vermeide, weil sie die übrige Menschheit für unrein halte. Man wußte, daß

dem Karaiten jeder andere Jude gleich fern stehe wie der Christ oder Heide, dem Lippowaner jeder andere Christ. Man wußte, daß sie stille, düstere, fleißige Leute seien, pünktliche Steuerzahler, abhold jedem geistigen Getränk und jeder lärmenden Freude. Erst vor fünf Jahren etwa ist es einem Breslauer Gelehrten gelungen, mit einer Karaiten-Gemeinde in Verkehr zu treten und ein Bild dieser merkwürdigen, religiösen Genossenschaft zu bieten, erst vor drei Jahren hat sich der Schreiber dieser Zeilen als der erste Ungläubige, der den heiligen Boden betreten durfte, Zutritt in das Kloster und die Pfarre der Lippowaner, zu Fontina alba in der Bukowina, zu verschaffen gewußt*). Nun weiß man, daß beide Sekten im innersten Kern verschieden sind, die Karaiten repräsentiren das biblische Judenthum, verquickt mit quietistischen Elementen, so wie einzelnen Zügen des Urchristenthums, bei den Lippowanern hingegen hat sich der an sich hölzerne byzantinisch-orthodoxe Glaube und Aberglaube völlig versteinert, und ist in einen so abenteuerlich-herben Formencult ausgeartet, daß diese armen Leute, wenn sie lateinisch verständen, mit größerem Recht, als jede andere Sekte von sich behaupten müßten: „omne humanum nobis alienum est.“

---

*) Eine Schilderung des Klosters und der Bräuche der Lippowaner habe ich an anderem Orte gegeben. Vgl. „Aus Halb-Asien“, Band. II. S. 151 ff.

Aeußerlich aber haben sie viele Berührungspunkte: der Karaite und der Lippowaner spricht, wenn er nicht anders muß, großrussisch; beider Tracht ist die alt-moskowitische: hohe Stiefeln, ein rothes, blousenartiges Untergewand aus Zwillich, darüber ein langer Kaftan aus blauem Tuch, mit einem rothen Wollenstreifen gegürtet, eine Pelzmütze, langes Haar und langer Bart. Sie stehen mitten im tollen Drängen und Lärmen still und ernst auf ihren Obstwägen und bedienen die Kundschaft, die herantritt — kein Lippowaner, kein Karaite lockt den Käufer durch Schmeicheleien oder Rippenstöße heran. So unterscheiden sie sich in Erscheinung und Benehmen auf das Schärfste von sämmtlichen anderen typischen Figuren des Marktes und müssen dem Beobachter vor Allem in's Auge fallen. Von fern mag wohl auch ein geübtes Auge einen Karaiten für einen Lippowaner halten und umgekehrt — in der Nähe nicht einmal ein ungeübtes. Der Lippowaner hat slavo-mongolischen, der Karaite orientalischen Gesichtsschnitt. Wenn aber auch dies Unterscheidungszeichen keinen sichern Schluß zulassen sollte, ein anderes wird niemals trügen: der Karaite läßt mit sich handeln, der Lippowaner niemals. Was er einmal ausgesprochen, gilt, selbst wenn es ihn hinterher reut.

Hier in der Nachbarschaft der Sissel Diamant seht Ihr einen solchen mächtigen Obstwagen auf niedri-

gen Rädern und auf dem Kutschbock sitzt rittlings der alte Händler und blickt aus schief geschlitzten Mongolenaugen melancholisch vor sich hin. Eine Käuferin tritt heran, die schönste Frau von Barnow, um deretwillen der arme Steuereinnehmer einem frühen Tode entgegengeht — die Gattin des Diurnisten.

„Habt Ihr schöne Waare?“

Die Waare liegt ja da. Eine Antwort ist also überflüssig. Und darum schweigt der Lippowaner.

„Ich möchte ein Dutzend Maschansker Aepfel.“

Der Mann deutet stumm auf die Stelle, wo solche Aepfel aufgehäuft liegen — nebenbei bemerkt, köstliche Früchte, mit denen die Gartenkunst des Westens nur in wenigen Spezies rivalisiren kann.

„Sie sind aber heute gar nicht schön.“

Der Mann schweigt noch immer. Man kann ja sehen, ob sie schön sind oder nicht.

„Sind viele wurmstichig?“

Darauf gibt er eine Antwort, denn das kann man nicht auf den ersten Blick sehen. Doch gibt er diese Antwort streng der Wahrheit gemäß. „Nur einige“, sagt er.

„Was kosten sie?“

„Anderthalb Kreuzer das Stück, das Dutzend um sechzehn Kreuzer.“

„Ihr werdet mir das Dutzend um zwölf Kreuzer lassen.“

„Nein!“

„Ihr habt es mir das letzte Mal um zwölf Kreuzer gelassen.“

„Nein!“

„Dann werde ich beim Karaiten kaufen.“

Keine Antwort — das steht ja im Belieben der Frau. Anders der Karaite, in welchem sich doch der durch Jahrhunderte anerzogene Handelstrieb seiner Race regt. Aber fast ebenso wortkarg als die Lippowaner — freilich aus anderen Gründen! — sind die Gemüsehändler, deren Race dem Leser sicherlich bekannter sein wird als die Lippowanische. Doch wird er die Sprößlinge dieser Race vorher kaum am Wochenmarkte zu Barnow gesucht haben.

Ihnen gilt unser nächster Besuch. Aber diese Leute halten sich, ganz gegen alle Lehren der Volkswirthschaft, hart beieinander und haben sich an der entgegengesetzten Ecke des Marktes postirt. Während wir uns zu ihnen durchdrängen, haben wir also nicht blos Gelegenheit, zahlreiche Rippenstöße zu geben und zu empfangen, sondern auch verschiedene Typen der Verkäufer und Käufer zu mustern.

Da ist unter den Ersteren der Schnapsjunge, ein hageres, schmutziges Judenbüblein von zehn bis zwölf

Jahren, welches einen Korb am Arme trägt, in dem sich eine mächtige Branntweinflasche, ein Gläschen und einige kümmelbestreute Bretzen befinden. Mitten in's dichteste Gewühle drängt sich das Jüngelchen, zerrt die Leute am Rocke und kreischt dazu, als ob es am Spieße steckte. Die Bretzen sind in unvordenklichen Zeiten frisch gewesen und der Fusel ist von der schlimmsten Sorte, aber dafür kostet die ganze Labung zusammen nur drei Kreuzer und findet auch ziemlichen Absatz. Das christliche Pendant des Schnapsjungen ist der Wurstbube. Was in diesen Würsten steckt, weiß außer dem Erzeuger wohl der Schinder von Barnow am Besten. Daneben führt der Bube auch Schnaps, ist also in der Lage, um fünf Kreuzer ein completes, warmes Frühstück zu serviren. Ohne bestimmtes, konfessionelles Gepräge ist der Zuckerjunge; sowohl jüdische als christliche Knaben belästigen die Leute, indem sie ihnen altgebackene Fladen unter die Nase halten, staubbedeckte Bonbons und candirte Früchte, auf denen mancher prüfende Finger seine Spur zurückgelassen. Hart an der Grenze, wo der Handel aufhört und der Bettel anfängt, stehen diese Knaben alle, die Wassermädchen hingegen, eine kreischende, zappelnde, zudringliche Marktplage, stehen bereits jenseits der Grenze. Es ist nicht Jeder gelaunt, ein Glas dieser kühlenden Labe, welche oft schon mehrere Stunden lang durch das heiße Staubmeer getragen wurde, hinter

die Kravatte zu bringen, aber einen Kreuzer muß Jeder geben, der einen anständigen Rock trägt und das Gezeter nicht eine halbe Stunde lang in den Ohren haben will. Und hat erst eine ihren Kreuzer, so bist Du flugs von allen Wassermädchen des Marktes umgeben und dreißig Krüge zugleich strecken sich Dir entgegen — die Rasch=heit und Geschäftsklugheit so blutjunger Damen wirkt wahrhaft imponirend, freilich macht die Erziehung viel und die Routine auch. Die Wassermädchen sind im Osten, was die Blumenmädchen im Westen — gewöhn=lich bewegt sich auch ihre weitere Carrière parallel und der Krug geht so lange zum Brunnen bis er in Scherben bricht. Blumenmädchen hingegen kennt der Osten nicht und wenn der richtige Halb=Asiate nach Europa kommt, so lernt er wohl Manches begreifen, aber schwerlich die Thatsache, daß es Menschen gibt, welche für Blumen Geld ausgeben . . .

Neben diesen eingeborenen Elementen gibt es auch Fremdlinge, welche uns den Weg verstellen, theils Hausirer, theils Bettler, theils Diebe. Doch ist diese Unterscheidung nach Categorien sehr schwer, mindestens zweien entspricht fast jeder solche Gast. Den czechischen Handelsmann mit Glaswaaren, den deutsch=böhmischen Spitzenhändler mag man noch ausnehmen, die Anderen aber suchen sicherlich in einem Athem zu verkaufen und zu betteln. So der slowakische Drahtbinder, der buch=

stäblich auf jedem Markte in Europa zu finden ist, der Wasserpolacke, welcher mit seinem armseligen Kram von Holzwaaren das ganze Land bis in die Moldau hinab durchzieht, der invalide Bergmann aus Wieliczka, welcher einige Salzkrystalle und Nippes aus Salzstein feilbietet, der griechisch-orthodoxe Pilger, welcher seit dreißig Jahren „eben vor einer Woche, Herr!“ aus dem Morgenlande heimgekehrt ist und ehrwürdige Rosenkränze aus Bethlehem feilbietet, welche er am Markte zu Stanislau gekauft und Fläschchen mit geweihtem Jordanwasser, welche er aus der nächsten Pfütze gefüllt, ferner sein College, der jüdische Pilger aus Jerusalem, welcher seinen Glaubensgenossen Säckchen anbietet, die mit Tempelschutt gefüllt sind, („wenn er nicht wirklich vom Tempel ist, so soll mich gleich hier auf der Stelle der Schlag treffen“ und dabei tritt er unmerklich einen Schritt seitwärts); endlich der heldenmüthige Kämpfer für Polens Ehre, irgend ein herabgekommener Lump, der bei einer Wirthshausschlägerei wirklich eine Verwundung davongetragen oder doch eine solche simulirt. Er hält einige patriotische Photographien feil, über denen eine Schmutzkruste liegt, welche es unmöglich macht, zu entscheiden, ob darauf ursprünglich die Pyramide von Gizeh oder Julius Slowacki zu sehen gewesen. Sie alle sind also Hausirer und Bettler zugleich; der Zigeuner ist nicht blos Beides, sondern auch Dieb. Zuerst bietet er Dir

sehr dringend einen alten eisernen Küchentopf an und handelt dann den jeweiligen Umständen gemäß, entweder fleht er in durchdringenden Tönen um eine milde Gabe, oder er greift still und lautlos hinterrücks in deine Tasche. Seine Frau geht ähnlich vor, nur daß sie Dir zuerst nicht einen Topf anbietet, sondern sicherſten Aufschluß über deine Zukunft. Gehst Du darauf ein, so prophezeit sie Dir den sanftesten Tod und die größte Kinderzahl, willst Du nicht, so vermindert sie die Zahl Deiner Sacktücher. Zu welchem Zwecke sich aber ihre blühenden Töchter am Markte herumtreiben, kann hier nicht des Näheren erörtert werden, es ist wohl auch nicht nöthig. Daß auch sie bei passender Gelegenheit stehlen, ist selbstverständlich. Das Auge des Gesetzes genirt sie hiebei nicht. Das ist der Amts- und Polizeidiener Herr Janko Czupka und dieses Auge ist in der Regel umflort in Folge zu vieler Gläser, welche er voll emporhebt und leer auf den Schänktisch setzt . . .

Das sind die ewig ambulanten Quälgeister des Marktes, welche uns auf unserer Wanderung zu den Gemüsehändlern in den Weg treten. Aber auch die Händler, welche ihren festen Verkaufsstand haben, sind viel beweglicher, als dem harmlos Dahinflanirenden lieb sein kann. Hier hält Dir ein Töpfer eine mächtige Thonschüssel vor die Nase und frägt brüllend, ob Du schon in Deinem Leben eine so schöne und dabei so billige

Schüssel gesehen; dort fuchtelt ein Drechsler mit einem langen Tschibukrohr bedenklich um Dich herum und versichert, man könne zehn Menschen damit prügeln, ohne daß es breche; — hier streckt sich Dir plötzlich eine scharfe Riesensichel entgegen und an ihrer Handhabe ein dünnes, durchsichtiges Jüdchen, welches bei seiner Seligkeit schwört, daß man mit dem Werkzeug nicht blos Gras schneiden könne, sondern auch Steine, „ein Kind kann's, ein kleines Kind, so gut ist das Eisen"; dort wird Dir urplötzlich Dein Hut abgezogen und ein neuer auf's Haupt gesetzt, „so ein feiner Herr, muß einen feinen Hut tragen, erlauben Sie, den müssen Sie kaufen thun!" — hier wirst Du jäh von sechs Fäusten zugleich mitten in ein Rudel Pferde hineingezerrt und mit bestialischem Wuthgeschrei, welches aber nichts weiter ist, als ein ausführliches Lob dieser Klepper, werden Dir die Zähne der Thiere enthüllt, dort geräthst Du auf gleiche Weise in einen Haufen Wagen, Karren, Leiterwagen und Kaleschen und ehe Du Dich's versiehst, sitzest Du in einer dieser Kaleschen und kannst nun zusehen, wie Du heiler Haut wieder herauskommst; — hier geräthst Du in die Stiefelregion, vor Dir und hinter Dir, rechts und links, zu Deinen Füßen und über Dir, Stiefel, Stiefel und wieder Stiefel, und wenn Du nicht energisch Reißaus nimmst, so sitzest Du im nächsten Augenblick auf einem Schemel, und im zweitnächsten hast Du ein

neues Paar an den Füßen; dort wieder verfällst Du den Kleiderhändlern; zehn Hände zerren Dich an Rock und Hosen, zehn andere Hände lassen blaue, grüne und schwarze Beinkleider, Gilets in allen Farben des Regenbogens, Mäntel in den verschiedensten und abenteuerlichsten Formen und Farben um Dich tanzen und zehn Kehlen zugleich versichern Dich, daß Du jetzt gekleidet bist wie ein Strolch und um zehn Gulden bekleidet werden sollst wie ein Prinz, ein Glück, dem sich selbst der Höflichste und Beredteste nur dann entreißen wird, wenn er zugleich durch Rippenstöße spricht; — hier stolperst Du jählings in Folge eines mächtigen Rucks in Deine hinteren Weichtheile nach vorwärts und fürchtest schon auf die Nase zu fallen, fällst aber nur auf einige Stücke Kattun, deren Verkäufer auf diese sanfte Weise Deine Aufmerksamkeit zu erregen versucht — „so ein Herr wird doch eine Frau haben" — „oder eine Köchin" — „oder eine Geliebte" — „wieviel befehlen Sie?" — „ich sehe Ihnen an, Sie wollen dreißig Ellen vom blauen Stück" — und nun, armer Wanderer. schreie und schlage nach allen Seiten aus, denn wer schweigt, stimmt zu; dort, kaum fünf Schritte von der Scylla des Schnittwaarenladens, geräthst Du in die Charybdis des Spezereiwaarenhändlers, wo Dir von rechts Zuckerhüte entgegengeschwungen werden, von links Kaffeedüten, wo man Dir in die vordere Rocktasche Pfeffer hineinzupraktiziren sucht

und in die hintere Ingwer; — hier fühlst Du plötzlich, wie sich Dir etwas Schweres, Heißes auf die Schultern legt, und mit bleiernem Druck an den Gliedern klebt — ein Reisepelz und der Händler steht triumphirend vor Dir und ruft verzückt, im Tone höchster Dankbarkeit gegen den Himmel: „Gottlob! nun wird der Herr nicht erfrieren, wenn er mitten im Winter nach Moskau fahren muß; oder nach Wien! Gott! wie bin ich froh! Jetzt gibt er mir hundertundzwanzig Gulden und fährt wie in einem Bett“ — dort wird Dir in's eine Ohr aus einer Kindertrompete geblasen, in's andere getrommelt und obendrein brüllt man Dir von rechts und links zu: „Herr! diese Pfeife für Ihren Jüngsten; diese Puppen für Ihr Mädchen! Diese Trommel für Ihren Neffen! Diese Küche für Ihre Nichte!“

Faßt man dies Alles zusammen, so wird man wohl meiner Versicherung glauben, daß es sich an anderen Orten angenehmer flaniren läßt, als am Dienstag auf dem Ringplatz zu Barnow. Sollte es mir aber gelungen sein oder noch mit Hilfe des Folgenden gelingen, von diesem wüsten Drängen und Stoßen, von dem betäubenden Wechsel der Gestalten und Bilder einen beiläufigen Begriff zu geben — den Lärm kann keine Feder schildern. Das Geschrei, welches am Abend des Faschingssonntags durch die Straßen Neapels tobt, ist sprichwörtlich geworden und gilt als ein Nonplus-

ultra dessen, was ein Menschenohr erdulden kann; ich habe es vernommen und muß der Wahrheit gemäß sagen: es ist ein Lispeln gegen den Lärm des heimathlichen Jahrmarkts. Dieser Lärm hat nichts Menschliches mehr; es ist, als hätte man alle Menagerien der Welt auf einen Haufen zusammengebracht.

Gleichwohl gibt es sehr Viele, die nur zu ihrem Amusement hier verweilen. Andere, welche zwar einige Geschäfte haben, sich aber gleichwohl zu ihrem Vergnügen herumtreiben. Zu den Ersteren gehört Herr Thaddäus Williszewski, der Schöngeist von Barnow, ein Jüngling von dreißig Jahren, welcher schon in seinem Aeußern den größten Geistern aller Zeiten ähnlich ist; er hat eine Glatze wie Sokrates, eine kleine, verkrümmte Gestalt wie Voltaire, eine noch weit längere Nase als Schiller, einen wirren Bart wie Mickiewicz, und trägt eine verschossene Czamara wie Slowacki, und zerrissene Stiefeln wie Syrokomla. Er ist eigentlich von Haus aus mehr Mann der Wissenschaft, als der schönen Künste und wäre jedenfalls in irgend einer ernsten Disciplin eine große Leuchte geworden, wenn er die Maturitätsprüfung hätte bestehen können. Doch hatte er drei Male Unglück bei dieser Prüfung, konnte daher keine Universität beziehen und mußte der Dichter von Barnow bleiben. Jetzt beschäftigt er sich damit, den Damen von Barnow und Umgebung seine Verse

vorzulesen und hat daher mehr als einen Kinnbackenkrampf auf seinem Gewissen. Seit zehn Jahren sammelt er auch Subscribenten für ein Bändchen Gedichte, kann sich jedoch nicht zur Herausgabe entschließen, da ihm immer neue einfallen. Uebrigens erhält er sich nicht allein davon, sondern hauptsächlich durch die consequente Durchführung eines Prinzips: er dinirt niemals zu Hause, sondern stets auswärts. Auf dem Markte aber hat er nichts zu thun, als der Schönheit seinen Tribut darzubringen und er vollführt dies, indem er die Damen seiner Bekanntschaft durch süße Fadaisen langweilt und die hübschen Bauern-, Bürger- und Judenmädchen sanft auf ihre hinteren Weichtheile klopft. Ein gleiches vollführt sein Freund, ein junger Mann in eleganter Czamara, welcher jedoch seine Wäsche ängstlich verbirgt, Herr Stanislaus von Nicmanski, der Sprößling eines vornehmen und weitverzweigten Geschlechtes, der im Plusquamperfect ein Gut besessen, im Perfect seinen Besitz verspielt und verlumpt, im Imperfect von Schulden gelebt, und im Präsens ein armer Strolch ist, dem alles Prahlen und Lügen keinen baren Heller mehr in den Beutel zaubert. Und ein Gleiches thun auch die zahlreichen Standes- und Schicksalsgenossen des Herrn Stanislaus, ein Gleiches die jungen Beamten von den Gerichten, und die Cavallerie-Offiziere. Die armen Offiziere — es ist wahrlich eine verzweifelte

Existenz in diesen podolischen Dorf-Garnisonen! Der Dienst erfordert täglich nur wenige Stunden, das Zureiten von Pferden läßt sich auch nicht immer betreiben und so bleiben zur Ausfüllung der langen Stunden nur — das Spiel und die Weiber. Aber das erstere Vergnügen findet in der zweiten Hälfte des Monats oft seine natürliche Grenze, vielleicht stellenweise auch das letztere und der Rest ist Langeweile, entsetzliche, unsägliche Langeweile. Freilich ließe sich diese wohl manchmal durch gute, ernste Bücher verscheuchen, aber erstens kriegt man solche Bücher so schwer in der podolischen Dorf-Einöde und zweitens — hm! sprechen wir von anderen Dingen . .

Andere Damen und Herren, die uns auf unserer Wanderung begegnen, sind wohl in Geschäften hierhergekommen, treiben sich aber, nachdem sie diese abgethan, nun zu ihrem Vergnügen in diesem Höllenspektakel herum. Da sind vor Allem die griechisch-unirten Landpfarrer, Herr Wladimir Borodaykiewicz von Biala, Herr Eusebius Tarnowiecki von Twardowka und viele Andere. Sie zeichnen sich sämmtlich durch große Gutmüthigkeit und lange Bärte, sowie durch zahlreiche Familie vortheilhaft aus. Diese Herren kommen zur Stadt, um den Ertrag ihrer Landwirthschaft zu verkaufen, ihre Lebensbedürfnisse einzukaufen; der Rest des Tages gehört dem Vergnügen. Da wandeln sie langsam und behaglich durch's Gewühle, hinter Jedem die

Familie, oft ein Dutzend Köpfe stark, und die heilige Familie sieht sich Alles vergnüglich an, läßt sich wohl auch zu einer kleinen Ausgabe verlocken, hält muntere Gespräche mit den vorbeiwandelnden Amtsbrüdern, Amtsschwestern und Amtskindern, läßt sich von den Bauern grüßen und die Hand küssen — Alles behaglich und heiter. Dann wird wohl im Gasthofe ein kleines Convivium abgehalten und man exprobt gründlich, ob Nathan Silberstein's Weine in der That echt sind, aber auch daran ist nichts auszusetzen, denn die Gottesgabe zu genießen ist ein gutes Werk vor Gott, vor Nathan Silberstein und den übrigen Menschen. Das sind gute, schlichte Menschen, diese ruthenischen Landpfarrer; ihre Bildung ist nicht sonderlich groß, ihr Geist — sie sind in der Regel von Natur recht gut begabt, wie denn überhaupt die Ruthenen an angeborener Intelligenz fast alle anderen Slavenstämme überflügeln — ihr Geist also schläft so langsam im währenden Zeitenlaufe, im öden Dorfe ein, aber sie haben das Herz auf dem rechten Fleck und halten in Ordnung, was ihnen obliegt: ihre Familie und das Dorf. Gott erhalte meinem Heimathlande seine guten, dicken, ruthenischen Landpfarrer — sie gehören zu dem Besten, was man da findet! Weil ich aber schon im Wünschen bin, so füge ich hinzu: und mögen bald die rothen Nasen verschwinden, welche leider mehreren dieser hochwürdigen Herren so

hell im Antlitz blinken! Denn eine Flasche Wein ist zum Guten, aber mehrere Flaschen Schnaps sind zum Bösen!

Von römisch-katholischen Pfarrern sieht man nur Wenige auf dem Wochenmarkte; in Ost-Galizien wohnen die Polen nur vereinzelt auf dem flachen Lande und nur die Polen sind katholisch. Darum haben auch die Pfarrer meist nur in der Stadt ihren Amtssitz. Die Aelteren unter ihnen gleichen ihren ruthenischen Amtsbrüdern; auch sie sind behagliche, wohlgenährte, ehrenwerthe Herren, die es mit eigenen und fremden Sünden nicht gar so streng nehmen. Mit ihrer Wirthschafterin leben sie all' ihre Tage still und gemüthlich, und kein Mensch nimmt daran Anstoß, auch wenn sich das Pfarrhaus allmählich mit kleinen Blond- und Schwarzköpfen füllt. Sie sind gute Polen, oft Enthusiasten für ihr Volksthum, aber dabei lassen sie dem österreichischen Monarchen, was des Kaisers ist. Die jüngere Generation ist in allen Stücken anders, dünn, hager, fanatisch. Ihre Wirthschäfterinnen sind in der Regel alt und häßlich, aber — es ist die alte Geschichte, die mit dem Cölibat begonnen und ewig neu bleibt — anderer Leute Weiber sind jung und hübsch. Kurz — ein unerquickliches Menschengenus, über welches man nur dann ausführlich spricht, wenn man muß. Und dies ist ja hier nicht der Fall.

Nächst den ruthenischen Landpfarrern sind die Gutspächter die besten Kunden auf dem Wochenmarkte. Die

polnischen Edelleute nehmen vielleicht mehr Waare, aber sie bleiben dieselbe schuldig, während diese Juden und Armenier Alles baar bezahlen. Sie sind Emporkömmlinge, ihr Geschmack ist nicht der feinste und der Weg, auf dem Arthur Abeles oder Bogdan Stephanowicz emporgekommen, vielleicht nicht der sauberste, aber sie haben Geld, viel Geld, und das bedeutet in diesem armen Lande mehr als anderwärts. Vielleicht war Herr Arthur noch vor zehn Jahren ein schlichter Reb Aaron, der an der Heerstraße schlechten Schnaps verkaufte, oder in einem Hinterstübchen Geld gegen Wucherzinsen auslieh, vielleicht war Herr Bogdan Stephanowicz zur selben Zeit noch Ochsenmäkler oder Oberknecht auf einem Meierhofe. Was sie emporbrachte, war nicht blos die eigene Fähigkeit, List und Sparsamkeit, sondern auch die Verlotterung ihrer Schuldner, der polnischen Herren. Die pumpten so lange blind darauf los, bis sie froh sein mußten, wenn Aaron oder Bogdan die Güter in eigene Verwaltung übernahmen und ihnen noch einen Pachtzins gewährten, der freilich mäßig genug bemessen ist. Davon kann aber ein hochedel geborener Herr nicht standesgemäß leben, er fährt also fort, bei seinem Pächter Geld aufzunehmen, bis eines schönen Tages Arthur und Bogdan nicht mehr Pächter sind, sondern Gutsbesitzer. Und wieder in zehn Jahren sind sie Millionäre, Arthur kauft sich zu Schwiegersöhnen Wiener Advokaten, Bog-

dan die Söhne geadelter Stammesgenossen, und wenn sie schließlich genug Geld haben, so setzen sie auf ihre Güter ehrliche deutsche Direktoren ein, welche nicht hantiren, wie sie selbst gethan, und Bogdan geht nach Lemberg, Arthur nach Wien und letzterer wird vielleicht dann als Arthur Ritter Abeles von Felsenstein eine gesellschaftliche Koryphäe der Residenz. Aehnliche Wandlungen im Besitze vollziehen sich in Galizien beiläufig seit 1860 sehr oft und von Jahr zu Jahr öfter. Das ist eine Behauptung, für welche die galizische Landtafel auf jedem Blatt Beweise liefern kann. Für die Verdrängten kann man sich wahrlich nicht begeistern, aber auch nicht für die Verdränger — es kommt eben Alles, wie es kommen muß, und ein so fauler Boden trägt eben — Sumpfpflanzen. . . . Wie man aber auch über diese „Gutspächter" denken mag, sie sind ein neues, soziales Element von eminenter Wichtigkeit, mit welchem man wohl oder übel rechnen muß.

Herr Arthur Abeles befindet sich bereits offenbar in einem Stadium, wo ihm das Gut nicht mehr entgehen kann; er kommt vierspännig und in einer Wiener Kalesche zu Markte gefahren, und er wie seine Familie prangen im Schmucke schöner heller Farben. Das ist Frau Chaje, derzeit Hortense, Fräulein Mirl, derzeit Melanie und der junge Mosche, der anfangs Moriz genannt wurde, jetzt aber George gerufen wird, weil Mo-

riz noch viel zu jüdisch geklungen hat. Was die Herren an Ringen, Uhrketten und Busennadeln, die Damen an Brochen, Armbändern und Ohrgehängen auf sich herumschleppen, damit könnte man ein Juwelengeschäft begründen. „Aren Rendar . . . Aren Roseles . . . kick ehm un . . . wie ä hrabie“ *) so flüstern die Juden. Die Bauern machen Platz; nur hier und da sagt Einer vernehmlich: „Wenn man so den Schnaps wässert, wie dieser Jude da, kann man freilich reich werden.“ Oder: „Die Chaje trägt ein seidenes Kleid, aber ihre Nase ist gerade so krumm, als wie sie uns in der Schänke bedient hat!“ Und ein Dritter ruft gar Herrn Abeles zu: „Bruder Aaron, warum hast Du dir deine „Pejis“ (Hängelöckchen) abschneiden lassen? Sie sind Dir doch so gut gestanden!“ — „Ersticken sollst Du!“ murmelt Arthur grimmig und führt seine Hortense eilig weiter. Die Offiziere klemmen die Monocles ins Auge und grinsen. Der Rittmeister Graf Linberg erwiedert Arthurs respectvollen Gruß mit einem flüchtigen Nicken und tritt auf das Paar zu. „Guten Morgen, Abeles! Chajeleben — pardon! Frau Hortense — sehen vortrefflich aus, auf Ehre, vortrefflich! — Nehmen jährlich um fünfzig Pfund zu — ist pyramidal, auf Ehre, ganz pyramidal oder vielmehr — he, he! eigentlich

*) Das heißt zu Deutsch: „Aaron der Schänker . . Aaron, der Sohn der Rosel . . . schau ihn an . . . wie ein Graf! (polnisch „hrabia“).

cylindrisch!“ — „Famos!“ kichert im Hintergrunde der Chorus der Kameraden. Herr Abeles weiß zwar nicht, ob sein Weib mehr einem Cylinder oder einer Pyramide gleicht, denn er weiß nicht, was das für Backwerk ist, aber des Einen ist er sich bewußt, daß er sich von diesem Herrn, der einige Schuldscheine bei ihm liegen hat, nichts gefallen zu lassen braucht. „Herr Rittmeister“, sagt er, „es wäre mir ein Vergnügen, wenn Sie auch einmal die Kost versuchen thäten, welche meiner Frau so gut anschlägt. Besonders am fünfzehnten, in vierzehn Tagen, Herr Rittmeister, erwarte ich Sie bestimmt bei mir — ganz bestimmt — es thäte mir leid, wenn Sie möchten diese Einladung vergessen.“ An diesem Tage ist der nächste Schuldschein fällig; der Rittmeister wird bleich, stottert etwas von „Vergnügen machen“ und zieht sich schleunigst zurück. Da ist Herr Nicmanski vorsichtiger, er weicht dem Pächter aus, als wäre es der Teufel sammt Großmutter und Familie. Hingegen schlängelt sich gerade jetzt Herr Thaddäus Williszewski süß lächelnd heran, erstens weil er auch koscher dinirt, wenn es nicht anders geht, zweitens, weil nun kein polnischer Adeliger in der Nähe, in dessen Augen ihn der Verkehr mit dem Juden compromittiren könnte. „Herr von Abeles“, flötet er, „diese Nadel, diese Kette, dieser Geschmack — ich sage immer: Geld hat auch Rosenzweig, aber Abeles hat nicht blos Geld, sondern auch

Geschmack! Gnädigste Frau, wenn ich nicht fürchtete, meinen verehrten Freund eifersüchtig zu machen — aber so — oh! und selbst auf diese Gefahr hin — entzückend! ich sage nichts, als: entzückend! Und hier — neben der Centifolie des Sommers, das Veilchen des Frühlings, Fräulein Melanie:

„Blaß scheint die Purpurrose
Vergleicht man sie mit Dir!
Und seit ich Dein Haar gesehen
Scheint die Nacht nur blaßgrau mir!“

Verzeihen Sie dem Dichter, Fräulein Melanie, wenn ihm bei Ihrem bezaubernden Anblick unwillkürlich jene Verse auf die Lippen treten, welche er heimlich an Sie gedichtet. Als ich neulich, einer wiederholten Einladung der Frau von Rosenzweig nothgedrungen folgend, auf ihrer Pachtung mehrere Tage verweilte und hiebei das Gedicht deklamirte, welches ich an Fräulein Melanie gemacht, da rief sie: „Hundert Gulden, Herr Thaddäus, wenn Sie ein solches an meine Aurora machen!“ Ich aber erwiderte: „Gebieten Sie, gnädige Frau, über mein Leben, aber meine Muse läßt sich nicht erkaufen, noch commandiren! Auf Ehre! — so habe ich gesprochen, offen und ehrlich, wie's einem Poeten geziemt. Denn diese Aurora, mein Gott, ein ganz passables Mädchen, aber läßt sie sich mit einer Melanie Abeles vergleichen?“ — „So soll ich leben“, erwidert die geschmeichelte Mutter, „so soll ich leben und gesund

sein, Herr Williszewski! wie, Sie haben Recht. Meine Melanie und die Aurora, wenn man sie sieht beieinander — wie eine Königin und ein Dienstbot' — so soll ich leben! Aber wollen Sie nicht Ihr Gedicht aufgeschrieben geben meiner Melanie? — es wird sehr freuen mein Kind, denn sie ist eine große Freundin von Polen und von die Verse und von die Bücher, und jetzt hat sie einen Roman gelesen, so dick, daß man ihn kann kaum aufheben, „Kosmos" heißt er, von einem gewissen Schiller. Uebrigens, wissen Sie was? — was die Rosenzweig kann, kann ich auch — kommen Sie auf einige Tage zu uns — auf das Gut und reden Sie in Versen mit meiner Melanie!" — „Es wird der glücklichste Tag meines Lebens sein und", versichert Thaddäus, „wenn ich so sagen darf: an diesem Tage werde ich geboren werden!" — Er verschwindet, und das Paar setzt seinen Weg fort, nicht ohne kleine Differenzen. „Wie heißt?" meint Arthur erzürnt, „sagst Du: auf einige Tage, versteht er auf vierzehn Tage — wozu soll ich den „Galgan" (Lumpen) füttern!" — Aber Hortense steht auf höherem Standpunkte. „Du kennst Dich aus in Deinen Geschäften", sagt sie, „aber ich kenn' mich aus in der Noblesse. Alle noblen Leut' füttern ihn, sogar die Rosenzweig, sollen wir nicht thun, was die Rosenzweig thut?" Und die Verfechterin der Noblesse bleibt sie auch bei dem Rundgang auf dem Markte, besonders vor

dem Verkaufsstande des Bilderhändlers. „Kauf einen Kosziuszko“, sagt sie, „und dann das Bild, wo die Russen Kinder schlachten!“ — „Was geht mich Koszinszko an?“ meint Arthur, wohl nicht mit Unrecht. Aber Hortense überlegen: „Alle noblen Leut' sind Polen, müssen wir auch Polen werden!“ Doch bleibt Arthur fest, bis Melanie mit sanftem Lispelwort des Vaters Herz erweicht. Denn das Fräulein will keine polnische Jüdin sein, sondern eine Polin jüdischer Confession, obwohl der Jordan sehr vernehmlich durch jeden polnischen Satz rauscht, welchen sie ausspricht. Aber gegen die Mittagsstunde erweist es sich, daß auch Arthur Momente hat, wo er nobler ist, als die Gattin. „Ich möchte schon etwas in mich nehmen“, klagt diese im feinsten Hochdeutsch, „der Hunger thut mir wühlen im Bauch.“ „Nu“, sagt Arthur, „komm in's Wirthshaus!“ — „Zu was in's Wirthshaus?! Ich hab' im Wagen mitgenommen vier gebackene Hendel und eine Flasch' Wein.“ „Bist Du meschugge?“ ruft Arthur. „Und wenn uns Jemand sieht?! Das hab' ich thun können, wie ich „Rendar“ war — aber jetzt müssen wir bei Nathan Silberstein essen, im Hinterstübel, wie alle feine Leut'!“ . .

Dort speisen in der That auch die polnischen Edelleute. Auch sie gehören in jene Kategorie von Marktgästen, welche theils des Geschäftes wegen, theils zum Vergnügen herkommen. Das Geschäft besteht im Ver-

kauf ihrer Früchte, im Einkauf der feineren Victualien, hauptsächlich aber in Transactionen mit einigen Söhnen Israels. Jeder Edelmann, auch der Reichste, hat mit den Juden zu thun. Denn dieser allein leiht und verleiht und vermittelt alle Käufe und Verkäufe; der Jude ist bei Ertheilung und Empfang von Darlehen und Hypotheken, der Jude bei der Anlegung überflüssiger Capitalien ebenso nothwendig, als bei dem Kauf und Verkauf von Werthpapieren und Realitäten. Nehmen wir an, Rothschild würde ein Königreich Jerusalem begründen und alle Juden Galiziens folgten seinem Rufe, so könnten wir im judenfeindlichen Galizien unsere Wunder sehen. Das ganze Land wäre in Verzweiflung, ordnete gewiß eine Massendeputation ab, um sich wenigstens zehntausend Juden zurückzuerbitten und kämen sie wieder zurück, sie zögen überall durch Triumphpforten ein. Ein Galizien ohne Juden, wäre ein Land ohne Leben.

Was das Vergnügen betrifft, so unterhält sich jeder Edelmann am Wochenmarkte ebenso, wie der Dichter von Barnow. Man schlendert umher, man macht die Cour, man streichelt die hervorragenden Körpertheile junger, hübscher Weibspersonen aus den mittleren Ständen und verlungert den Rest des Tages in der Zuckerbäckerei des Herrn Wladislaw Sigelli.

Letzteren Vergnügungsort wollen wir später besuchen. Jetzt haben wir endlich unser nächstes Ziel er-

reicht: den Standplatz der Gemüsehändler. Wer den Schwarzwald durchwandert und die Volkstrachten des südwestlichen Deutschland kennt, wird wohl kaum einen Ruf des Erstaunens unterdrücken, wenn er diesen Theil des Ringplatzes zu Barnow betritt. Ihm ist, als stünde er wieder vor dem „goldenen Ochsen“ zu Schiltach oder vor der „deutschen Krone“ zu Bieberach, oder dem „Fürstenberger Hof“ zu Hasslach und blickte in das eigenartige Gewühl des Wochenmarktes dieser Städtchen des fernen Kinzigthales. Denn diese Leute tragen dieselbe Tracht, wie der Schwarzwaldbauer, genau dieselbe, bis auf die Zahl der Knöpfe an der blauen Jacke der Buben, bis auf die Zahl der Spangen am rothen Mieder der Mädchen. Es ist Alles, Alles so: auch das Gemüse und wie es angeordnet ist. Und die Gesichter sind dieselben und die Sprache: dieses kernige, gar nicht sonderlich wohllautende und doch so herzlich, so fröhlich, so liebvertraut klingende Schwäbeln. Ich wiederhole: wer ihnen so zusieht und zuhört, dem muß zu Muthe sein, als hätte eine übermächtige Faust urplötzlich diese Handvoll Menschen und ihre Waare aus der Heimat gerissen und hierher gesetzt, in die sarmatische Ebene hinein, hunderte von Meilen fern von ihren heimatlichen Tannen, und die Leute fahren fort ihr Geschäft zu treiben, ruhig, gelassen und nicht um ein Haar anders, als sie es auf dem Marktplatz zu Hasslach gethan.

Es ist in Wahrheit dabei nicht ganz so märchenhaft zugegangen, aber seltsam genug, und die Gemüsehändler von Barnow verdienen es wohl, daß man länger bei ihnen verweile. Es war in der That nicht ihr eigener Wille und Wandertrieb, der sie hierher gebracht, es war das Werk einer einzigen Hand, einer gütigen, mächtigen Hand und fast genau vor hundert Jahren winkte sie ihnen und geleitete sie von West gegen Ost. Sie folgten, folgten gern, denn in der Heimat war es unleidlich geworden, der Herzog Karl preßte ihnen das Mark aus den Knochen und verkaufte ihr Fleisch und Blut an die englischen Werber, daß es in fremdem Elend elendiglich verkomme. Und die unwirthliche Ferne, die Polackei, das Bärenland, schreckte sie nicht; sie wußten ja, daß dieselbe Hand, welche sie hergeleitete, sich auch ferner schützend und wahrend über sie strecken werde. Und so war es auch, bis die Hand erstarrte, bis das edle Herz des Mannes zu schlagen aufgehört.

Wie der Mann hieß, braucht wohl kaum noch gesagt zu werden: Josef II. Man weiß, wie eifrig er deutsche Colonisten in seine östlichen Länder zog, welche eben neu erworben waren und rüstiger Hände bedurften: nach Galizien und der Bukowina. Daneben noch nach Ungarn, weil das Land nicht blos überhaupt arm an Bewohnern war, sondern insbesondere an solchen, die

zu geordneter Arbeit geneigt und geschickt waren. Man weiß, wie er insbesondere bestrebt gewesen, den Strom der deutschen Auswanderung von Amerika ab und gegen seine Ostprovinzen zu leiten. Aber wie klar seine Colonisations-Pläne in seinem Haupte lagen, wie er sich um ihre zweckgerechte Ausführung bis in die kleinste Einzelheit herab bekümmerte, das hat man vielleicht nicht so stark und so eindringlich betont, als man es der Wahrheit gemäß müßte. Wahrlich! es muß in dem kältesten Beobachter Bewunderung erwecken, wenn er inne wird, wie einheitlich dieser geniale Fürst sich die Aufgabe seines Lebens gestellt und wie er tausend verschiedene Hebel angesetzt, sie zu verwirklichen. Wenn er mit Karl Theodor über den Eintausch Baierns gegen Belgien unterhandelte oder wenn er an die Militär-Administration der Bukowina schrieb, daß er in die nächste Nähe von Czernowitz eine deutsche Colonie wünsche*) — es geschah in der Ausführung eines und desselben Grundgedankens. Man darf dies nicht mißverstehen. Jede grausame Tyrannei lag ihm ferne und darum jede gewaltsame Entnationalisirung! Und darum ebenso fern der Gedanke, sein Oesterreich zu einem

---

*) Ueber die Art, in der Josef II die Colonisation der Bukowina leitete, vergleiche man in den Culturbildern „Aus Halb-Asien" den Abschnitt „Zwischen Dniester und Bistrizza." Band I. S. 155 ff.

deutschen Nationalstaat zu machen! Aber zu einem deutschen Culturstaat wollte er es machen, zu einer Monarchie, deren Theile nicht blos durch die gemeinsame Person des Fürsten zusammen gehalten waren, sondern auch durch eine gemeinsame Bildung. Aber dieser Fürst wußte auch, wußte es zum Theil aus eigener bitter schmerzlicher Erfahrung, daß die gute Sache keineswegs durch ihren innern Adel allein siege, daß gerade ein edler Zweck größerer Machtfülle zur Durchführung bedürfe, als ein gemeiner und niedriger. Warum? ach nun — weil das Gemeine größerer Wahlverwandtschaft in der Menschennatur begegnet, als das Edle. Und weil Josef II. wußte, was leider wir Deutsch-Oesterreicher noch heute zum Theil nicht begreifen, weil er wußte, daß jede Culturfrage in allererster Linie eine Machtfrage ist — daher sein Bestreben, zunächst die Kopfzahl der Deutschen in Oesterreich zu erhöhen, sei es durch Erwerbung rein deutscher Landestheile, sei es durch Hereinziehung deutscher Colonisten in die ungarischen, polnischen und rumänischen Provinzen. Es ist nicht gut, dem Gedanken nachzuhängen, wie sich wohl die Geschicke unseres Staates gestaltet hätten, wäre dem großen Kaiser längeres Leben gegönnt gewesen oder eine Nachkommenschaft, die in seinem Sinne fortgewirkt hätte — es ist nicht gut, denn es ist unfruchtbar und macht bitter und herbe! Genug! — mit dem Februar 1790

stockte der Bau des deutschen Culturstaates Oesterreich und was davon bereits bestand, ward niedergerissen oder zerbröckelte im Sturme der Zeiten.

Auch mit jenen Säulen seines Bau's, welche der große Kaiser in den Ostländern aufgerichtet, mit den deutschen Kolonien ist es ähnlich ergangen. Nur in einem einzigen Ländchen stehen diese Siedlungen derzeit weitaus stattlicher und blühender da, als je vorher: ihre Entwickelung ist eine stetige und sie haben nicht blos ihren nationalen Charakter ungetrübt gewahrt, sondern in der That auch auf die Landesgenossen anderen Stammes und anderer Zunge jenen Einfluß geübt, welcher ihrem großen Stifter als ihr eigentlichster Zweck vorgeschwebt. Dieses Ländchen ist die Bukowina, nur zu einem Fünftheil von Deutschen bewohnt, aber in seiner Gesammtheit deutsches Culturland, von jeglichem Hader der Nationalitäten, von jeglichem Zwist der Glaubensgenossenschaften bewahrt, weil über Allen milde herrschend, einigend und vermittelnd die gemeinsame deutsche Bildung steht. Das gerade Gegentheil zeigt sich uns in Ungarn. Wie man dort über das Deutschthum als Culturelement denkt, ist bekannt, doch ist diese leidige Thatsache mehr im Interesse der Magyaren, als in unserem Interesse zu beklagen und es muß zu ihrer Entschuldigung und Erklärung wohl daran erinnert werden, daß dort auch einmal Haynau, Bach

und Kempen als deutsche Culturträger aufgetreten. Hingegen ist der traurige Zustand der deutschen Colonien in Ungarn wohl zunächst eine nationale Sache. Daß die Abkömmlinge jener Pfälzer, Schwarzwälder und Niederdeutschen, welche unter Josef nach dem Banat und in die oberungarischen Comitate gekommen, sich als ungarische Staatsbürger fühlen, ist vollkommen in der Ordnung, daß sie sich jedoch als Magyaren fühlen, daß ganze Dorfschaften ihre deutschen Familiennamen gegen magyarische vertauschen, daß es keine grimmigeren Deutschenfresser gibt als diese Leute, das ist eine Thatsache, welche für die Deutschen tiefschmerzlich sein muß. Es gibt ein Dorf im westlichen Ungarn, — Kis-Löd im Oedenburger Comitat — welches durchweg von Schwaben bewohnt wird. Im Jahre 1868 haben sie ihre Familiennamen sämmtlich magyarisiren lassen, können jedoch die fremdklingenden Laute nicht in Erinnerung behalten und laufen daher, so oft sie es brauchen, zum Dorfschreiber: „Herr Notari, wie thu' ich heiße?" Führt man ihnen zu Gemüthe, daß sie, die keine Silbe magyarisch sprächen, doch wohl nicht als echte Söhne Arpads betrachtet werden könnten, so erwidern sie: „Oh! fünf Silbe ungrisch wisse mer doch: Hunczut á német" (der Deutsche ist ein Hundsfott"). An solcher grotesken Verkommenheit haben wohl auch vernünftige Magyaren keine Freude. Fragen wir

aber, wem die Schuld daran beizumessen, so wird wohl die bereits ohnehin genügend breitgetretene Phrase von den angeborenen Fehlern des deutschen Volksthums nicht noch einmal herhalten müssen. Die Schuld trug einfach das Regime jener sieben Jahrzehnte von Josef's Tode bis 1860, dieses unverantwortliche Regime, welches nichts that, um in diesen Leuten das Nationalbewußtsein zu wecken und Alles that, um jede geistige Regung in ihnen zu ersticken. Dieses verachtungswerthe Regime, welches im Namen und angeblich zum Schutze des Deutschthums auf alle Nationalitäten gleichen Druck übte — auch auf die Deutschen!! Wenn es in der Bukowina um die deutschen Colonien anders und besser steht, so ist es trotz dieses Regime's geschehen, keineswegs durch dieses Regime, welches sich überall gleich blieb. Hier war aber der Druck, welchen die eingeborenen Elemente auf das neu eingewanderte ausübten, ein sehr geringer, hier waren die Colonien zahlreich genug, um aus eigener Kraft die Leuchte deutscher Bildung zu erhalten und zu mehren.

In Galizien war dies nicht der Fall. Die Colonien liegen zerstreut und sind weit minder zahlreich, als in der Bukowina. Der deutsche Bauer in Galizien steht etwa in der Mitte zwischen dem Stammesgenossen in Ungarn und dem in der Bukowina. Sein geistiges Leben ist ungeweckt geblieben, sein Nationalbewußtsein

schlummert, aber er bleibt seiner Sprache, Tracht und Sitte treu, hängt mit großer Pietät an jeglichem Erbe seiner Vorfahren, und wenn er sich auch nicht als Deutscher fühlt, so fühlt er sich doch auch keineswegs als Pole. Vor diesem Aeußersten ist er durch zwei Umstände bewahrt geblieben, einen guten und einen schlimmen. Erstens sind die deutschen Colonisten Galiziens zum großen Theil Protestanten und haben daher das Glück, gebildete Männer zu Seelsorgern zu haben, welche an deutschen Hochschulen studirt. Zweitens sind die Polen gegen diese armen, ruhigen, fleißigen Landleute stets von so wüthender Feindseligkeit gewesen, daß den Schwaben jede Lust der Annäherung verging. Der deutsche Colonist in Ungarn achtet in dem Magyaren mit Recht den Vorkämpfer constitutioneller Freiheit, sein galizischer Volksgenosse weiß nur, daß der Pole ihn schädigt, wo er kann und stets geneigt ist, an ihm nationale Heldenthaten zu verüben. Man sieht, es ist nichts auf Erden so schlimm, als daß es nicht auch seine gute Seite hätte.

So sind denn diese Leute geblieben, wie die Väter waren, nicht aus höherem geistigen Bewußtsein heraus, sondern in angeborenem Beharrungsvermögen. Die kleine Colonie bei Barnow ist kaum zweihundert Köpfe stark, gleichwohl heirathen die Leute stets untereinander und vorläufig mindestens degenerirt die Race noch nicht.

Kernfeste Männer mit rothen, biederen, viereckigen Gesichtern und eisenharten Schädeln; zierlich gewachsene, aber keineswegs überzarte Weiber. Und wie sie ihre Tracht nicht um Haaresbreite ändern, so bauen sie ihre Häuser genau nach dem Muster, welches die Väter aus dem heimatlichen Thale mitgebracht. Auch in der Einrichtung des Hauses findet sich nicht die geringste Concession an die veränderten climatischen Verhältnisse. Sie leben, wie sie daheim gelebt, untereinander, abgeschlossen von den anderen Bewohnern des Landes und jeden überflüssigen Verkehr scheu vermeidend. Die Bibel, einige religiöse und einige weltliche Lieder haben sie mitgebracht und das besitzen sie noch; Neues kommt nicht hinzu. Ihre Schulen sind nach galizischen Anschauungen in befriedigendem Stande, wer sie mit dem Maßstab des Westens mißt, wird minder zufrieden mit ihnen sein können. Ihre Pastoren sind — ich wiederhole es und kann es mit gutem Gewissen behaupten — wackere, sehr wackere Männer, doch erlahmt an der ungemeinen Apathie ihrer Pfarrkinder auch der glühendste Bildungseifer. Während der deutsche Colonist in der Bukowina, weil in trefflichen Volksschulen erzogen und im lebendigen Verkehr mit der deutschen Intelligenz in den Städten, sich stolz als Kulturträger fühlt und sich daraus die Verpflichtung ableitet, anregend und fördernd auf die anderen Landsleute einzuwirken, fühlt sich der deutsche

Bauer in Galizien nur eben als etwas Besonderes, kaum als etwas Besseres, und möchte am liebsten mit den „Polacken" gar nichts zu thun haben. Kurz — er ist just so gedankenträg, just so arm an spontanem Streben, wie der slavische Bauer und steht über diesem nur eben insoweit, als seine Race über der slavischen steht. Der Ruthene ist träg, der Deutsche überaus fleißig. Der Ruthene liebt den Schnaps sehr, der Deutsche trinkt am Sonntag sein Gläschen Meth oder Wein und sehr selten ein Glas über den Durst. Der Ruthene ist kein guter Rechner, der Deutsche ist sparsam bis zum Geiz; der Ruthene ist vertrauensvoll und läßt sich darum leicht vom Polen oder Juden betrügen, der Deutsche ist mißtrauisch, vorsichtig, reell, borgt Niemand und läßt sich überhaupt, aktiv wie passiv, nur überaus ungern in Geldgeschäfte ein; der Ruthene ist schmutzig, der Deutsche sauber; der Ruthene ist gern Landwirth und Viehzüchter zugleich; der Deutsche wirft sich auf irgend eine Spezialität und hält sie fest: er züchtet Kälber oder er baut Gemüse u. dgl. Darum ist der Deutsche wohlhabend, während der Pole und Ruthene mit harten, materiellen Nöthen ringt, darum vermehren sich Grundbesitz und Häuserzahl der deutschen Colonien still und stetig, während rings um sie sich der Grundbesitz immer mehr zerstückt und verkrümelt.

Still und ernst stehen unsere Landleute hinter ihren Kraut- und Rübenhaufen, hinter den Bergen von Peterfilie und Kohl, welche sie zu Markte gebracht. Auch sie locken, wie die Karaiten und Lippowaner Niemand herbei, auch sie sind, wie bereits erwähnt, sehr karg mit der Rede. Doch geschieht dies nicht aus religiösem Hochmuth, sondern aus — linguistischer Befangenheit. Diese guten Leute sind keine Sprachgenies, sie sprechen nur kümmerlich ruthenisch, polnisch fast gar nicht und das Wenige, was sie sprechen, mit einem ganz schauderhaften Accent. Darum lassen sie sich, nachdem sie den Preis der Waare ausgesprochen und etwa noch ein Weniges nachgelassen, nicht gerne in weitere slavische Discurse ein.

Wir aber wollen es versuchen, mit den Landleuten in der Muttersprache zu reden:

„Woher seid Ihr?“

Zuerst ein kurzes Stutzen über die deutsche Ansprache, dann die zögernde Antwort: „Aus Alt-Barnow, Herr!“

„Wie lange seid Ihr dort?“

Der junge Mann stutzt abermals. „Dort bin ich ja gebore . . .“

„Und Euer Vater?“

„Auch dort.“

„Aber der Großvater?“

„Der ischt als Büble hingekomme!“

„Und wo war er früher?“

„Das weisch' i net. Aber der Vetter Michel wird's wisse.“

Johann Michael Knöpfle, ein ältlicher Bauer, tritt heran. Der junge Mensch wiederholt ihm unsere Frage.

Vetter Michel weiß es wirklich. „Aus Wirteberg“, sagt er.

„Und wie geht es Euch hier, so weit weg von Deutschland?“

„In Deutschland sein mer ja nie gewese. Mir sein aus Wirteberg.“

„Aber Deutsche seid Ihr ja dann auch?“

„Beileib' net! Mer sein Schwabe. Die Deutsche sitze in Marienthal.“

Dort hausen Colonisten aus Niederdeutschland. Aber ich denke, wir dürfen über den Vetter Michel nicht lachen. Er weiß nur, was ihm sein Großvater gesagt hat. Und woher hätte dieser Mann um 1778 wissen sollen, daß er auch ein Deutscher sei?

„Und wie vertragt Ihr Euch mit den Deutschen in Marienthal?“

„S' könnt' besser sei'!“

„Warum?“

„Weil sie uns hänsele — wegen unserer Sprach' und wegen unsere Jackele und wegen unsere Kaputröck' . . . Schöner is noch, als wie ihre Häringsröckle . . .“

„Und wenn Ihr mit ihnen zusammenkommt?“
„Dann raufe sich die Büble!“
„Rauft Ihr Euch mit den Ruthenen?“
„Nein!“
„Und mit den Polen?“
„Schon gar net!“
„Warum?“
„Das sind Schwein'.“ Und Vetter Michel spuckt energisch aus.

Dem nachdenklichen Leser sei es selbst überlassen, sich aus diesem Zwiegespräch, welches mehr als einmal so oder ähnlich geführt worden ist, die Consequenzen zu ziehen. Wir aber führen ihn nun weiter, lassen ihn eine Weile dem Viehhandel zusehen und geleiten ihn dann in vornehme Gesellschaft, in die Zuckerbäckerei.

Das podolische Vieh gehört zu den wenigen Productен des Landes, welches einen großen und weitverbreiteten Ruf hat, und die weißen, feisten Ochsen mit den mächtigen Hörnern, welche bis Wien und Berlin reisen, ja oft über Hamburg bis nach England, sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, die einzigen geborenen Podolier, welche große Reisen machen. Leider finden ihre trefflichen Eigenschaften im Ausland so großen Anwerth, daß sie niemals wieder in die Heimat zurückkehren, um da ihren Landsleuten die Ergebnisse ihrer Bildungsreisen mitzutheilen. Sentimentale Gemüther mögen also immer-

hin das markerschütternde Gebrüll, welches diese Thiere am Ringplatz zu Barnow ausstoßen, als wehmüthige Klagen, als Abschiedsgrüße an die Heimat auslegen. Denn hier werden jene mächtigen Karawanen zusammengestellt, welche dann langsam bis Stanislau und Lemberg getrieben werden und von da auf Flügeln des Dampfes den hungrigen Magen des Westens entgegenreisen.

Diese Karawanen setzen sich fast ausnahmslos aus den Pfleglingen jener Mastinstitute zusammen, welche von betriebsamen Pächtern oder Gutsbesitzern gleichzeitig und im Anschluß an eine Branntweinbrennerei betrieben werden. Ein gutes Geschäft, welches seinen Besitzer, sofern er sich nur die Mittel des Betriebes zu reellen Zinsen zu verschaffen weiß, nicht blos ernährt, sondern ihm auch langsam die eiserne Kasse füllt. Denn so viele Brennereien auch entstehen — und es ist dies auch in der That der einzige Industriezweig, welcher in Galizien in vollem Blühen steht — den Bedarf an Schnaps decken sie doch kaum. Freilich ein Factum, welches nur dem Branntweinbrenner erfreulich ist, keineswegs dem Menschenfreunde. Der Bedarf an Schnaps wächst von Jahr zu Jahr, und je größer die Noth, desto besser fällt dies Geschäft aus. Der Schnaps ist ein „Allsieger im Kampf“ mit all' seinen Concurrenten, vor Allem mit dem harmlosen Wasser. Gegenden, wo noch vor zwanzig Jahren ein Sonntagsrausch etwas Seltenes gewesen,

liegen heute zur Hälfte brach, weil die Bauern mindestens jeden zweiten Tag in der Schänke liegen bleiben. Dann mit dem Meth, früher dem ausschließlichen Getränk der Bürgerkreise; es ist einst in diesen Kreisen eine Schande gewesen Fusel zu trinken, jetzt ist es obligat. Endlich mit dem Wein. Wenn ein Schlachziz nicht mehr Champagner trinken kann, so trinkt er eben Branntwein. Auch in Weinländer ist der galizische Schnaps gedrungen, so in die Moldau und nach Oberungarn. Eine Brennerei ist also an sich ein gutes Geschäft. Ein doppelt gutes, wenn die Abfälle zur Viehmastung verwendet werden. Die mageren Ochsen der Bauern werden sehr billig eingekauft und die gemästeten dann gegen schweres Geld verkauft.

Die Heerden, welche wir hier in endlosen wirren Haufen aufgetrieben sehen, stammen, wie erwähnt, aus solchen Mastungen. Denn die Zeiten, wo ein Bauer auf eigene Faust gezüchtet und gemästet, sind in Podolien längst vorbei. Der arme Bauer ist herzlich froh, wenn er nicht genöthigt ist, sein Vieh schon als Kalb zu verkaufen. Und wie oft ist dies der Fall, theils dem Branntwein zu liebe, theils aus wirklicher, bitterer Noth!

So bietet der Viehhandel von Barnow sehr verschiedene Bilder, je nachdem man den Verkauf im Großen betrachtet oder den Kleinhandel. Der erstere vollzieht sich ziemlich still. Der Käufer aus Breslau, Wien oder

Odessa schaut sich die Thiere an, läßt eines oder das andere wiegen, prüft die Gesundheitspässe und schließt dann mit dem Eigenthümer ab. Dieser ist in der Regel ein Jude oder ein Armenier; ist's aber ausnahmsweise ein Pole, so hat er doch einen jüdischen Geschäftsführer, der für ihn handelt und abschließt. Bequem ist das freilich, macht sich auch recht vornehm, hat jedoch bittere Consequenzen für die Tasche des Polen. Niemand ist überhaupt zu industrieller Thätigkeit so wenig tauglich, als der galizische Edelmann. Denn er ist in der Regel faul, hochfahrend und leichtsinnig, vereinigt also drei Untugenden, deren jede genügend ist, einen Kaufmann zu ruiniren.

Sollte sich aber der Pole sogar so weit herablassen, mit dem Breslauer Kaufmann, welcher ihn vielleicht an Intelligenz und Vermögen weit übertrifft, selbst zu verhandeln, so wird er doch sicherlich den Detaileinkauf seinen Leuten überlassen. Anders der Jude und der Armenier. Sie haben einst ihre Thätigkeit damit begonnen, daß sie im Dienste des Polen das Vieh eingekauft, und es ist ihnen daher nicht unbekannt geblieben, daß Diener bei dieser Gelegenheit oft ihren Herrn betrügen. Darum wandeln sie selbst scheinbar absichtslos durch die Reihen, erwidern den Gruß der Bauern nachlässig oder gar nicht und erwarten ihre Anrede.

Der Bauer faßt sich endlich ein Herz. Es ist längst Mittag vorbei und noch hat sich kein Käufer gefunden.

Und draußen im Dorfe liegen in seiner Hütte zwei Mann Husaren sammt ihren Pferden als Steuerexekution und diese vier lebendigen Wesen haben gute Mägen und fressen Alles kahl.

„Herr", beginnt er schüchtern, „dies Paar Ochsen —"

Der Armenier wirft einen flüchtigen Blick auf die Thiere. Sie sehen nicht sonderlich stattlich aus.

„Da kann man ja jeden Wirbel zählen", sagt er, „die krepiren mir ja auf dem Transporte."

„Hm!" meint der Bauer, „etwas mager sind sie freilich. Aber in voriger Woche haben sie weit besser ausgesehen und prächtig den Pflug gezogen."

„Nun — dann füttere sie wieder heraus und wir wollen nächsten Dienstag weiter reden. Gerippe kauf' ich nicht."

Er will gehen oder stellt sich wenigstens so.

„O, Herr!" fleht der Bauer, „wenn ich sie heute nicht verkaufe, so krepiren sie bis zum nächsten Markte wirklich!"

„Warum fütterst Du sie nicht?" frägt der Armenier. „Hast Du Alles versoffen? Mußt Du täglich Deinen Rausch haben?"

„Nicht täglich!" betheuert der Bauer. „Seit Monaten schon geht es mir so schlecht, daß ich nur jeden Sonntag zur Schänke gehen kann. Am Sonntag freilich muß ich es thun — da erfordert es ja die Ehre! Es würde mich

ja jeder Mensch im Dorfe verachten, wenn ich am Sonntag Abend nüchtern wäre! Und am letzten Sonntag habe ich mich auch noch überdies meiner Sorgen wegen betrinken müssen. Seit acht Tagen liegen mir die Zigeuner im Hause und fressen mir und den Meinen das Brod weg, und ihre Pferde meinem Vieh das Futter. Und überdies — meine beiden Töchter — ein Unglück ist bald geschehen — ach! wenn ich nur die Husaren zum Hause hinaus hätte!"

„Nun denn — aus Barmherzigkeit — was forderst Du für die Thiere?"

„Zwanzig Gulden!"

„Mir scheint, das Unglück hat Dich verrückt gemacht."
Er wendet sich zum Gehen.

„Um Gott, Herr, was gebt Ihr?"

„Fünf Gulden!"

Fünf Gulden für ein Paar Ochsen!! Aber man kann überzeugt sein, viel mehr wird der Armenier nicht dafür geben! So kommt der Bauer an den Bettelstab und der Pächter wird reich, ein ehrenwerther, angesehener Herr, der schließlich auch in der Honoratiorenstube bei Nathan Silberstein zu Mittag speisen und seinen Kaffee in der Zuckerbäckerei des Wladislaw Sigelli nehmen kann.

Und das thun in der That nur die vornehmsten Leute. Die „Cukiernia" ist das eleganteste Lokal von Barnow, was natürlich in dieser ebenso reinlichen als

vornehmen Stadt sehr viel sagen will. Sie liegt am Marktplatze und besteht aus drei Räumen, einem Salon, einem kleinen Zimmer für geschlossene Gesellschaften und einem dunklen Verschlage, wo Herr Sigelli im Verein mit einem Lehrjungen und einer schmutzigen Magd geheimnißvoll waltet und verschiedentliche Labe für seine Gäste bereitet.

Der Salon ist ein niedriges, dreifenstriges Zimmer, dessen Wände einst mit grellrothen Blumen auf grauem Grunde bemalt gewesen. Aber der Tabakrauch, die Fliegen und die Spinnen haben es bewirkt, daß sich die Wände derzeit weit einfacher präsentiren, in einem intensiven Schwarzgrau. Von diesem Hintergrunde hebt sich mit mäßiger Pracht der Wandschmuck ab: sechs Lithographien und zwei Spiegel. Ehrwürdige Greise, welche das Lokal seit einem Menschenalter besuchen, versichern wenigstens, daß in der That jene mattschimmernden Flächen, welche mit Milliarden schwarzer Pünktchen, sowie mit einer dicken Staubkruste überzogen sind, einst wahrhaftige Spiegel gewesen; Söhne eines spätgeborenen Geschlechtes müssen dies jedoch nur eben auf Treu und Glauben hinnehmen. Unter den betagten Männern sind ferner auch einige, welche sich noch genau zu erinnern wissen, was diese oder jene Lithographie vorgestellt, derzeit jedoch sind dies dunkelgraue Papierflächen mit denselben Pünktchen übersäet. Denn die Fliegen haben die

Gewohnheit, hier ihre Siesta zu halten, nachdem sie sich am Büffet gesättigt. Wer hier als Fremder eintritt, könnte auf die Vermuthung kommen, daß dieses Thier dem Polen heilig ist, so daß er seine Vermehrung ängstlich fördert. Denn es tritt hier in Massen auf, welche der Europäer für unglaublich hält, bis er sieht. Uebrigens wimmeln auch Rahmen, Sessel und Bänke von Bewohnern, welche sogar minder harmlos sind als die Fliegen, und oft findet man hier in einer einzigen Limonade so viel schwimmen, daß man ein ganzes zoologisches Kabinet mit Ungeziefer versorgen könnte.

Auf dem Büffet sind alle erdenklichen Leckerbissen aufgestellt und hinter dem Tische steht Herr Sigelli, süß lächelnd, als hätte er selber seine ganze Waare im Magen. Sein Großvater soll ein Italiener gewesen sein und der Zuckerbäcker von Barnow bewährt diese Abkunft, indem er täglich drei- bis vierhundert Male „Corpo di Bacco!“ sagt. Doch sagt er dies nur zu dem Aufwärter, welcher mit der Raschheit einer Schildkröte die Gäste bedient. Dieser Aufwärter ist in weißes Linnen gekleidet, welches er alle zwei Monate einmal wechselt. Das ist so Brauch in den polnischen Zuckerbäckereien, weil ein weißgekleideter Diener appetitlicher ist.

Wir haben lange im Gewühle des Marktes verweilt und betreten daher den Laden erst gegen die fünfte Nachmittagsstunde. Doch ist dies just die rechte Zeit, um

ihn gefüllt zu finden. Alle Tischchen im Salon sind besetzt, aus dem Nebenzimmer dringt der Lärm lauter Männerstimmen. Man lacht und plaudert und schlürft Erfrischungen dazu. Der weiße Aufwärter schleicht rapid umher und setzt hier ein Gefrornes auf den Tisch, dort ein Fläschchen Kontuszufka. Tritt einer jener Fälle ein, welche oben bereits angedeutet, bekommt der Gast mehr servirt, als er bestellt hat, so genirt ihn das weiter nicht. Dann fischt er eben gleichmüthig das Ueberflüssige heraus und legt es auf den Rand des Tellers. Es sind ja schließlich auch wirklich nur Kleinigkeiten!

Mustern wir die Gesellschaft. Hier sind die Adeligen der Gegend versammelt, die Honoratioren von Barnow, ferner Gutspächter, Brennereibesitzer und sonstige bürgerliche Plebs, die zu Geld gekommen und daher dies hochelegante Lokal der Aristokratie zu besuchen sich herausnimmt. Doch überwiegt das blaue Blut. Hier sitzt der Baron Stupnicki, ein dicker Mann mit flachsgelbem Haar und einem unglaublich dummen Gesicht, neben ihm seine hagere Gattin mit Spinnenfingern, eine Mumie, in graue Seide gehüllt; ferner die drei Baronessen, sämmtlich der Mutter nachgerathen, so daß es scheint, als hätte zwar der liebe Gott der Familie derer von Stupnicki die gewöhnliche Menschengestalt zugedacht, dann aber alles Fleisch dem Haupte derselben aufgebürdet. Dann die Brüder Severin und Stas von Wolinski,

vielbegehrte Junggesellen, welche sich jedoch vorläufig als Don Juan's des Kreises so wohl fühlen, daß sie weder zarte Andeutungen der Mütter, noch halbverschleierte Blicke der Töchter recht verstehen wollen. Besonders berühmt sind sie als amüsante Gesellschafter — Stas weiß drei, Severin vier anstößige Anekdoten auswendig, doch leihen sie sich dieselben auch gegenseitig aus und wirken daher unglaublich anregend. Ferner ein braver Mann, den wir mindestens dem Namen nach bereits kennen, Herr Henryk von Wassilkowski, der Gutsbesitzer von Zuhance, welcher mit Olexa Tudak und anderen Bauern so eigenthümliche Geldgeschäfte macht. Auch seine Gattin ist anwesend; die unglückliche Frau hört geduldig bereits das fünfte Gedicht an, welches ihr Thaddäus Williszewski vordeclamirt. Ebenso sind die beiden Maitressen des Herrn Henryk in der Gesellschaft, jedoch nicht in dieser officiellen Eigenschaft. Diese drei Familien sind zugleich die einzigen wohlhabenden des anwesenden Adels. Was hier sonst Limonade trinkt oder süßen Schnaps, sich die Cour machen läßt oder sie macht, das sind arme, verschuldete Hungerleider, welche vielleicht sogar dem süßen Sigelli die Zeche schuldig bleiben müssen. An ihrer Toilette läßt sich dies freilich nicht erkennen, und besonders die Damen starren in Sammt und Seide, um welche sich der Koth des Marktes als breite Bordüre gelegt hat. Aber was sich unter dieser Pracht birgt

— ich meine natürlich: an Wäsche — kann Niemand glauben, der es nicht sieht. Die Stiefelchen sind oft greulich zerrissen, die Strümpfe Ruinen, die Unterröcke dunkelgrau und am Rande so zerfetzt, daß die Fransen unter dem Prachtkleide hervorblicken. Wenn Herr Stanislaus von Nicmanski seine Czamara deßhalb so krampfhaft geschlossen hält, um seine schmutzige Wäsche zu verbergen, so thut er Unrecht; in diesem Kreise hat er keinen Grund, sich ihrer zu schämen. Doch kennt Niemand die Toiletten-Geheimnisse eines polnischen Elegants dieses Schlages — vielleicht hat er überhaupt gar keine Wäsche! . . .

In den entlegenen Ecken drängen sich die Parvenüs, unter ihnen Herr Arthur Abeles sammt Familie. Frau Hortense und Fräulein Melanie werden von Niemand angesprochen, nur ein junger Husarenoffizier hat dem Mädchen einige zarte Complimente von intensivem Stallgeruch zugeflüstert, aber auch nur, um Herrn Abeles für ein Geschäftchen heiter zu stimmen. Denn in diesem „Salon" werden auch Geschäfte abgemacht und darum drängen sich an der Thüre die Hausjuden der Adeligen, die „Factoren".

Im Nebenzimmer aber wird die Gesellschaft immer animirter und schließlich sind sämmtliche Herren dort versammelt. Was da getrieben wird? — Je nun — ein kleines Hazardspielchen . . . Ehrlich oder unehrlich? —

Je nun — wie's eben kommt . . . Hoch oder niedrig? — Je nun — nach dem Stand des Geldbeutels und besonders des Pumpcredits . . . Und wie lange? — Je nun — bis man eben auseinandergeht, vielleicht um Mitternacht, vielleicht erst im Morgengrauen des Mittwoch . . .

Und Genaueres läßt sich auch von den Bauern nicht voraussagen, wenn sie einmal in der Schänke sitzen. Gewiß ist nur eins: kein Hausvater geht ohne Rausch heim vom Markttag in Barnow.

Wenn der Mond aufgeht, so beleuchtet er am Ringplatz nur sehr vielen Mist und mehrere Betrunkene. Der Mist bleibt liegen, bis ihn der Wind verweht, die Betrunkenen, bis sie aufstehen.

So erweist es sich vom frühen Morgen des Markttags bis in die späte Nacht, wo die Stadt Barnow liegt...

Nämlich — ach! — in Halb-Asien...

Nachdruck verboten.
Gef. v. 11/VI. 1870.

Der wilde Staroſt und die ſchöne Jütta.

Es ist ein trauriges Land, das Land Podolien; auch der Frühling kommt spät in die große Ebene. Aber weil er rechter fröhlicher Tröster ist, so verklärt und überglänzt er dann auch vor Allem, was seines Trostes am Meisten bedürftig ist: die öde, braune Haide, welche nun des weißen, glitzernden Wintermantels beraubt ist und wieder vor Gott in ihrer entsetzlichen Leere ausgestreckt liegt — „wie eine Bettlerhand". Er aber löst ihr die Lappen des alten Gewandes von den Schultern und umhüllt sie mit jungem Grün und Haideblumen und erheitert ihre Armuth durch bunte Falter und Lerchensang. Schier rührend liegt der Frühling auf der podolischen Haide; es ist, als schmiege sich ein Lächeln der Freude um ein verhärmtes Antlitz.

Und dann macht er sich auf und hält seinen Einzug ins Städtlein. Am Eingange des Ortes, rechts

und links der Straße, neigt er ſeinen Zauberſtab gegen die beiden großen, ſtreng geſchiedenen Stätten der Todten, daß hinter ihm her der Flieder knoſpt und ſich in dichten Blüthenzweigen wiegt, ſo über den kleinen Holz=kreuzen, wie über den Grabſteinen mit den krauſen hebräiſchen Zeichen. Dann geht er durch die Straßen und neigt ſeinen Stab gegen die Fenſter und Thüren und ſie öffnen ſich weit. Und dann gegen die Herzen der Menſchen und ſie öffnen ſich auch und werden fröh=lich. Der Frühling iſt allgütig — er vergißt auch derer nicht, die ſelbſt Gott vergeſſen zu haben ſcheint; ſelbſt in die düſteren, engen, dumpfigen Gäßchen der Judenſtadt dringt ſein Hauch. Und die Armſeligen welche dort wohnen, empfinden und grüßen ihn, ſo gut ſie eben können — in ihrer Art. Freilich! lebendigen Naturſinn haben ſie nicht; der iſt herausgequält worden aus dem Gemüthe dieſes Volkes. Wer ruhelos über die Erde gehetzt wird, der kann nicht ſehen, wie ſchön die Erde iſt!

Doch — derlei übt ja der allgütige Frühling auch anderwärts. Was aber Barnow betrifft, ſo thut er hier noch ein apartes großes Wunder: er trocknet das gewaltige Kothmeer, in welchem ſonſt — ihres Spiegels nicht unwerth — die ſchmutzigen Häuſer und Menſchen von Barnow ihr Bild erſchauen können; er macht die Straßen wieder gangbar und ſogar den Ringplatz,

der durch ſechs Monate jedes Jahres das ſchlichte Städtchen in ein intereſſantes Klein=Venedig verwandelt. Nur ein Pfützlein in der Mitte bleibt allewig beſtehen, und das iſt gut und weiſe, wie Alles in der Natur — denn was thäten ſonſt die Schweine von Barnow?!

Aber dies aparte Wunder übt auch aparte Wirkung: es rührt ſogar das harte Herz der hohen Obrigkeit und ſie erwiedert regelmäßig das eine Wunder durch ein anderes. Alljährlich einmal werden nämlich — meiſt in den erſten Junitagen, eben nachdem der Frühling mit der Pfütze leidlich fertig geworden — die Straßen von Barnow gekehrt. Aber nicht aus ſchnöder, weltlicher Neigung zur Reinlichkeit geſchieht dies, ſondern um des heiligen Glaubens willen, und darum werden auch nicht alle Straßen gekehrt, ſondern nur diejenigen, durch welche die Frohnleichnams=Prozeſſion zieht. Ihr Weg aber geht regelmäßig von der Pfarrkirche quer über den Ringplatz, dann durch einige Gäßchen und über die Sered=Brücke zum Altar im Schloſſe des alten Staroſten, von da zum Kloſter der Dominikaner und dann auf kürzeſtem Wege wieder zur Pfarrkirche, weil da ſchon gewöhnlich die Mittagsſonne glühend niederbrennt. Was jedoch die Reinigung dieſes Straßenzuges anbelangt, ſo wacht zwar über der geſammten Ausführung eine und dieſelbe Amtsperſon, der

ſtarke Arm der Gerechtigkeit, der k. k. Amtsdiener Herr Janko Czupka, aber ſelbige bringt zwei verſchiedene Methoden hierbei zur Anwendung. Und zwar je nachdem es ſich um chriſtliche oder jüdiſche Gaſſen handelt.

In erſteren erſcheint Herr Janko Dienſtags vor Frohnleichnam, am frühen Morgen, in Begleitung einiger mit Beſen bewaffneter Damen und Herren, welche verſchiedener Späße wegen im k. k. Bezirksgerichte freie Koſt und Wohnung genießen. Dieſen Vagabunden imponirt Janko dreifach: durch ſeine perſönliche Würde, dann durch eine alte verroſtete Vogelflinte, welche er ſich vom Meßner ausgeliehen und endlich durch jenen Säbel, mit dem er nach ſeiner eigenen Erzählung einſt als Feldwebel an Stelle Radetzky's die k. k. Armee in der lombardiſchen Ebene zum Siege geführt. So lange fern von jeder Kneipe gekehrt wird, harrt er aus, aber in der Nähe eines ſolchen Ortes der Labe ſchmilzt ſein Herz und er hält eine Rede. „Ihr Lumpen," ſagt er, „ich habe mit dem Wirthe dort zu reden. Aber durch das Fenſter wende ich keinen Blick von Euch, und wer davonläuft, wird niedergeſchoſſen, ſo wahr ich der Herr Janko Czupka bin. Denn dieſe Flinte hier trifft auf dreitauſend Schritte und bei klarem Wetter auf viertauſend. Unſer guter Kaiſer Ferdinand hat ſie mir geſchenkt, wie ich einſt mit ihm bei Wien

Bären gejagt habe. Alſo, ihr Lumpen, wer nicht todtgeſchoſſen werden will, wird weiter kehren.“ Und damit geht Janko in die Schänke und trinkt dort ruhſam ſein Gläschen Schnaps. Aber das iſt auch nur ſo eine Redensart — Janko trinkt immer mehrere große Gläſer.

Am Mittwoch aber veranlaßt Janko nach einer ganz andern Methode die Reinigung der jüdiſchen Gaſſen. Da geht er von Haus zu Haus und hält an die kaftanbekleideten, lockengeſchmückten Patresfamilias einfach nur eine Rede. „Dummer Moſchko“, ſagt er, „Du wirſt die Gaſſe vor Deinem Hauſe blank kehren und für jeden Strohhalm, der liegen bleibt, zahlſt Du einen Gulden Strafe, ſo wahr ich der Herr Janko Czupka bin. Denn warum? Weil Du ſo ein verfluchter Jude biſt. Und warum kehren? Weil morgen das heilige Frohnleichnamfeſt iſt. Und dann, dummer Moſchko, laß Dir noch rathen, wehe Euch, wenn Ihr während der Prozeſſion auf der Gaſſe ſeid — wir ſchlagen Euch ein Bischen todt.“

Aber letztere Drohung iſt überflüſſig. Keinem Juden in Barnow kommt es zu Sinne, vor ſeine Thüre zu treten, während der feierliche Zug vorüberwandelt. Denn tauſend Schrecken gehen zu dieſer Stunde durch die Seele dieſer armen geknechteten Menſchen, nicht etwa blos der Schreck vor dem Todtgeſchlagenwerden.

Auch dieſe Menſchen wiſſen ja, daß wir in einer lichteren Zeit leben; heute würde ſie der Pöbel höchſtens zu Krüppeln ſchlagen! Und das auch nicht ohne Folgen; der k. k. Bezirksrichter würde, obwohl er ein Pole iſt, die Unterſuchung einleiten und nach drei Monaten, weil er ein Pole iſt, ohne Reſultat einſtellen. Aber Schrecken aus alter Zeit gehen ihnen durchs Herz, daß es ſchmerzlich zuſammenzuckt. Schatten aus alter Zeit drängen ſich vor ihr Auge, während ſie ſo im hellen Scheine der Frühlingsſonne ihre Gäßlein blank kehren für die Prozeſſion, daß kein Halm liegen bleibt. Und über der Arbeit werden dieſe Schatten wohl auch wieder in Worte lebendig und die Leute erzählen einander in dumpfem Flüſtertone die Geſchichte von dem wilden Staroſten und der ſchönen Jütta. Wenn die Großväter, die Väter dieſer Leute dieſelbe Geſchichte erzählt, dann haben ſie wohl noch der ſchönen Jütta geflucht. Aber heute iſt der Haß verflogen, nur die Trauer geblieben, und ſie erzählen die Geſchichte dumpf und unbewegt, wie ein Geſchick, welches kam, weil es kommen mußte. Vielleicht dämmert's dabei ſogar in einem der Enkel auf, daß auch die Ahnen nicht ſchuldlos waren an dieſem Geſchick. Aber ſie haben es ſchrecklich gebüßt. Und beim Gedanken dieſer Schrecken entringt ſich vielleicht auch noch den Lippen der Enkel ein Fluch über die Dränger. Denn zertreten kann man den Wurm,

aber erzwingen kann man nicht, daß er dafür dankbar iſt. . . .

Während ſie ſo in der Judenſtadt trauernd zum Feſte rüſten, krabbelt in den Chriſten-Gaſſen viel heiteres Leben bunt durcheinander. Die Männer ſtehen behaglich ſchwatzend umher — ſchon am Mittwoch arbeitet Niemand mehr, mit Ausnahme der Hausfrauen. In allen Häuſern wird geſchmort und gebacken, daß es in der ganzen Gaſſe appetitlich riecht. Denn darin gleicht ſich der niedere Bürgersmann in aller Herren Landen, daß ihm nur derjenige Feſttag für voll gilt, an dem er ſich gründlich den Magen verderben kann. Auch gewaſchen wird viel; Nathan Silberſtein, der Spezereiwaarenhändler, verkauft in dieſen Tagen ſo viel Seife, wie ſonſt in Monaten, und viele weiße, winzige Mädchenkleider werden geplättet. Diejenigen aber, welchen dieſe Kleidchen gehören, laufen laut jubelnd umher, denn morgen werden ſie Engel ſein mit himmelblauen Schleifen und das Köpfchen voll Locken. Und in ihr helles Lachen klingt auch immer leiſe das Raſcheln des Papieres, mit dem man ihnen die Löckchen feſtgedreht hat. An dem Tage ſieht man erſt, wie viele kleine Mädchen in Barnow ſind.

Von den Buben ſind wenige zu ſehen; die ſtecken alle bei den Altären, welche eben von den Burſchen des Orts ausgeſchmückt werden — im Kloſter und in der

Pfarrkirche. Sie machen es, ſo gut ſie's juſt können. Einige Teppiche werden vom Herrn Bezirkshauptmann ausgeliehen, einige Vaſen vom Herrn Bezirksrichter und eine ältliche, wohlhabende Jungfrau ſpendet eine Sammlung von Crucifixen. So müſſen denn Blumen den Hauptſchmuck liefern, und die gibt nur die Haide, und die Blumen der Haide ſind arm und duftlos. Von dem Gold und den Roſen, mit denen ſie unter glücklicherem Himmel den Heiland ſchmücken, iſt hier nichts zu ſehen. Aber wenn er, der größte, gütigſte, lichteſte Menſch, der je über dieſe dunkle Erde geſchritten, wirklich heute hernieder ſchauen kann, dann freuen ihn hier ſicherlich die armen Blumen der Haide ebenſo ſehr, als anderwärts die Roſen. Oder gar noch mehr.

Ein dritter Altar wird im Schloſſe des alten Staroſten gebaut. Es iſt eigentlich nur ein großes, wüſtes, verfallenes Haus, aber die Leute von Barnow ſchmücken es mit dieſem ſtolzen Namen. Wenn man über die Sered-Brücke geht und dann unter den Linden hin, das träge, ſchleichende Flüßchen entlang — da liegt es vor Einem. Zur Rechten und zur Linken dumpfige, langgeſtreckte, von der Wucht der Zeit und der Verwahrloſung halb in die Erde gedrückte Remiſen, grau die Wände, grau das vermodernde Holzdach, und in der Mitte das Herrenhaus, ein plumper, zweiſtöckiger Bau, die Fenſterhöhlen unheimlich leer und ausgebröckelt, nur

an wenigen Stellen noch zwiſchen den morſchen Holzſtöcken erblindetes Glas oder ſchmutziges Papier; auf den Mauern ein alter, gelblich-grüner Anſtrich und dazwiſchen das nackte Braunroth der Ziegeln. So ſteht das wüſte Haus einſam im Haidegrund am Fluſſe, rings blüht keine Blume, rings ſproßt kein Baum und das einzige lebendige Grün, das hier gedeiht, ſtimmt traurig: das Gras, welches zwiſchen den Steinen des Schloßhofes emporſchießt, der braungrüne Schimmel, der ſich wie eine Trauerdecke über Alles legt, was zu dieſem todten, zu dieſem verweſenden Hauſe gehört.

Nur einmal im Jahre kommen Glanz und Leben in die armſelige Oede: am Frohnleichnamstage. Sonſt kümmern ſich die Leute von Barnow nicht um das Haus, nicht um die Bewohner: den alten wahnſinnigen Staroſten und ſeine greiſe Dienerſchaft. Die Schloßleute kommen ſelten ins Städtchen; noch ſeltener führt der Weg der Städter am alten Hauſe vorüber. Und was vollends den Beſitzer betrifft, ſo giebt es viele jüngere Leute in Barnow, die kaum einmal aus der Nähe ſein fahles, verwittertes Antlitz geſehen haben, umflattert von grauem Haar und den ſtillen Wahnſinn im ſtumpfen Blick. Einſt, als er noch ein junger Menſch war, kurz nachdem das Unglück ſein Herz durchbohrt und ſein Hirn verſengt, hat er weit und viel umhergeraſt in der podoliſchen Landſchaft, die ſchöne Jütta zu

ſuchen und Diejenigen grauſam zu züchtigen, die ſie ihm geraubt. Damals wollten ihn die Gerichte ins Narren=haus ſtecken und kamen nur darum davon ab, weil er ja doch nur den Juden gefährlich war und ohnehin bald ſterben mußte. Aber die verfaulende Seele wohnte in einem eiſenharten Körper: im Wahnſinn reifte der junge Staroſt Janko von Barecki zum Manne, im Wahnſinn ward er zum Greiſe und jetzt ſitzt er allimmer, wieder ein ſchwaches, hilfloſes Kind, ſtill und lächelnd im Lehnſtuhl am Fenſter und ſpielt mit einem kleinen, zerriſſenen Frauenſchuh und mit einer vergilbten blauen Buſenſchleife. Oder er ſchleicht ſich ins Nebenzimmer an die Wiege, in welche die Diener auf Rath der Aerzte eine kleine Glieder=Puppe gelegt und ſingt da ſtunden=lang, ſachte wiegend, zärtliche Lieder über dem motten=zerfreſſenen Spielzeug. Aber manchmal wird er fröh=lich, ein ſchelmiſches Lächeln zuckt über das verwüſtete Greiſenantlitz, er verſteckt den Schuh hinter den Ofen und duckt ſich kichernd in den Lehnſtuhl. „Sie kommt bald, ob ſie ihn finden wird? . . .“ Aber er harrt ver=gebens; von dort, wo ſie jetzt iſt, iſt noch Niemand wiedergekommen.

So lebt der alte Staroſt im wüſten Hauſe am Fluſſe, und die Tage kommen und gehen und Tauſende junger, glücklicher, nützlicher Menſchen müſſen ſterben. Aber dieſes Haus und ſeine Bewohner ſcheint ſelbſt

der Tod vergeſſen zu haben, wie es die Menſchen thun. Nur noch einmal im Jahre gedenken ſie ſeiner — da erwacht aber auch das Haus und ſein Beſitzer. Im großen, ausgebröckelten Thorweg des Schloſſes, von deſſen dunkler Wölbung der Schutt niederrieſelt, bauen die alten, gichtbrüchigen Diener den Altar und einige fromme Handwerker aus Barnow helfen dabei. Hier iſt der Schmuck ein anderer als in der Pfarrkirche, hier ſieht man keine Blumen, aber Alles, was ſich noch an alter, vergilbter Pracht im Hauſe findet. Zunächſt verhüllen ſie die Wölbung mit ungeheuren Wolken rother Seide, die freilich heute ſchon blaßgrün iſt und gewaltige Löcher hat. Dieſe Stoffe hat Herkules von Barecki vor dreihundert Jahren ſammt einem kleinen Harem in jenen Buchenwäldern der Moldau, welche heute „die Bukowina“ heißen, einem Paſcha abgejagt und als chriſtlicher Ehemann die ganze Beute ſeinem Weibe heim gebracht. Und dann bedecken ſie die feuchten, ſchmutzigen Wände des Thorwegs mit prächtigen Gobelins, auf welchen die Figuren wohl nicht ganz deutlich mehr zu erkennen ſind. Es iſt kaum zu ſagen, ob das erfreulich oder betrüblich iſt. Denn dieſe gewirkten Gemälde ſind ſehr hübſch, aber überaus unanſtändig — vielleicht hat ſie die Maintenon beſtellt, als ſie noch nicht fromm war, und dann nicht angenommen, weil ſie inzwiſchen fromm geworden. Und ſo hat ſie Herr

Agenor von Barecki in Paris erworben und mit in die ungebildete podoliſche Heimat bringen können als Probe franzöſiſcher Civiliſation. Dafür haben ſie denn auch durch manches liebe Jahrzehnt gegolten, und wenn die Landedelleute mit ihren Frauen und Töchtern auf Barnow zu Beſuch weilten, ſo ſtanden ſämmtliche Familienglieder halbe Tage lang in ſtummer Bewunderung vor der franzöſiſchen Civiliſation. Aber heute ſehen blos Fedko, der Schuſter und Waſſilj, der Töpfer, die Gobelins an, während ſie ſie aufnageln und dieſe rohen Menſchen zucken höchſtens, wenn ſie hier und da noch etwas von den Nymphen und Satyrn gewahren, ſchweigend die Achſeln oder ſagen gar: „Pfui Teufel!“ . . . Und dann wird der Thorweg durch eine Holzwand abgeſchloſſen, zu deren Umhüllung gleichfalls noch die türkiſche Seide des Herrn Herkules ausreicht und ein Gerüſte für den Altar aufgeſchlagen und mit Teppichen bedeckt. Auch auf den ſchlüpfrigen Lehmboden legen ſie Teppiche. Aber nun beginnt erſt die Krone der Arbeit: die Ausſchmückung des Altars. Dieſe Arbeit leitet aber der Hausverwalter Stephan Wolanski ſelbſt, obwohl er ein gebrechlicher, zitteriger Greis iſt. Himmel! was läßt der Mann Alles herbeiſchleppen, Jeſum Chriſtum zu ſchmücken! Kleine Roccoco-Nippes aus Porzellan, ſilbere Fruchtſchalen und goldene Kettchen, eine alabaſterne Nachbildung der Venus von Milo, türkiſche

Roßſchweife, Damaſcener-Klingen und ſchließlich alle Bilder des Schloſſes!

Dieſe Bilder, heilige wie unheilige, ſtehen das Jahr über verſchloſſen in einem Saale des oberen Geſchoſſes. Aber heute geht Herr Stephan mit Fedko und Waſſilj hinauf und läßt die Gemälde hinuntertragen. Eine ſonderbare Sammlung! Heiligenbilder, roh und plump gemalt, wie man ſie in allen Dorfkirchen des Landes findet, daneben feine, graziöſe, ſehr frivole oder ſehr ſentimentale Schäferſtücke, welche Herr Agenor aus Paris heimgebrabt; hübſche Kopien nach Raphael, welche der Sohn des Agenor, der hochſtrebende Alexander von Barecki, der Großvater des gegenwärtigen Staroſten, ſelbſt in Italien gemalt und ſchließlich Bilder, von denen ſich weiter nichts ſagen läßt, als daß es eben vertrocknete Farben ſind, auf Leinwand aufgetragen. Aber das merkwürdigſte dieſer Bilder iſt juſt das jüngſte — wer es anſieht, den läßt es nicht wieder los, und während er darauf hinblicken muß, fühlt er, wie ſein Auge feucht wird, nicht vor Weh, nur vielleicht, weil ſich leiſe, leiſe Alles in ſeinem Herzen ſtillt und löſt.

Ein merkwürdiges Bild! Iſt's ein Portrait, oder ein Genrebild, oder die heilige Jungfrau mit dem Kinde? Ein junges Weib in dunklem Gewande blickt auf den Säugling in ihrem Schooße. Das Weib iſt unſäglich ſchön — wenn Raphael ſich in das Hohe Lied

vertieft hätte, er würde vielleicht, berauſcht von allen Zaubern des Orients, ein ähnliches Antlitz erträumt haben — aber nicht dieſe Schönheit macht das Bild herzergreifend, ſondern das Lächeln, mit dem ſich die junge Mutter über ihr Kind beugt, das gütige, ſtolze und doch ſüß verſchämte Lächeln! Der dies Bild gemalt, war kein Gottbegnadeter, er hat nur, ſo gut er's konnte, wiedergegeben, was er ſchauen durfte, aber ihm iſt gelungen, ein Gefühl voll und ganz zu verkörpern, das ſonſt der Dichter vergeblich in Worte, der Maler in Farben zu faſſen ſucht, ſo unendlich reich und tief iſt dieſes Gefühl — die Mutterliebe. Und weil dieſes Licht in jedes, auch des Roheſten und Aermſten Leben geſtrahlt, darum wird vor dieſem Bilde jedes Herz gut und ſänftigt ſich. Fedko, der Schuſter, der bisher unter ſehr derben Worten die Schäferſtücke auf ſeinem breiten Rücken hinabbefördert, verſtummt, als er vor dies Bild tritt und ſchlägt andächtig das Kreuz und ſagt zu dem alten Herrn Stephan: „Was iſt das für eine ſchöne Mutter Gottes!“

„Tölpel!“ höhnt ihn Waſſilj, „das iſt ja eine verfluchte jüdiſche Buhlerin!“

„Nein — ſchweige!“ ruft der alte Stephan und ſtreckt abwehrend ſeine Hand aus. Dann tritt er vor das Bild und blickt lange darauf hin. Und dann fährt er leiſer fort: „Nein! — wohl war ſie eine Jüdin,

die arme Jütta, aber verflucht iſt ſie nicht. Und wenn alle Juden in der Hölle braten müßen, ſo iſt ſie die Erſte aus dieſem verdammten Volke, welche ſelig geworden iſt, denn Gott iſt gerecht und ſie hat ſich den Himmel auf Erden verdient! Denn ſie war Allen, welche ſie gekannt haben, ein Engel und ein Schutzengel für dieſes Haus, mit ihr ſind Glück und Segen gekommen und mit ihr gegangen! Und Du ſelbſt biſt ein Tölpel, Waſſilj, wenn Du ſie eine Buhlerin nennſt! Was weißt Du, wie dieſes Mädchen war! Freilich! — rechtmäßig angetraut war ſie unſerem Herrn nicht, aber auch das hätte ſich noch zu unſer Aller Segen gefügt, hätten ſie nicht damals dieſe jüdiſchen Beſtien geraubt und fortgeſchleppt — ſie und den kleinen Janko, der damals erſt drei Monate alt war! . . . O — warum hat es Gott gelitten? Warum mußte ſo viel Jammer über uns kommen?!"

Dem alten Manne verſagt die Stimme — er ſchlägt die Hände vor's Antlitz. Auch die beiden Anderen ſchweigen und blicken zu Boden. Dann tritt der Greis wieder vor das Bild hin und fährt faſt flüſternd fort:

„Ich ſollte es eigentlich nicht anſehen — mir thut dabei das Herz weh — o ſo ſehr weh! Ich war ja ſelbſt dabei, wie der Lemberger Maler, der Herr Kenda, den letzten Pinſelſtrich daran gemacht hat und es war

an demſelben Tage, an dem ich ſie zum letzten Male geſehen habe, ſie und das liebe Bübchen! Es war an einem Freitag, im Herbſte, ein regneriſcher Tag. Sie weinte faſt, als unſer Herr darauf beſtand, den Maler zu begleiten und ich weiß noch genau, wie ſie ſagte: „Janko, bleib', ich weiß nicht, mir iſt das Herz ſo ſchwer!“ Aber da lacht der Herr Staroſt und ſchüttelt den Kopf, daß ihm die braunen Locken nur ſo um's Geſicht tanzen und ruft fröhlich: „Liebſtes Herz, was ſind das für kindiſche Sorgen! Jetzt muß es Dir immer federleicht zu Muthe ſein, wie einer Lerche, die ins Blaue fliegt, denn jetzt ſind wir ja endlich am Ziele! Alſo — es bleibt dabei! Ich bringe den Herrn Kenda bis Tarnopol, wir fahren die Nacht durch, daß wir morgen früh dort ſind und dann bringe ich am Tage die Sachen beim Kreisgericht in Ordnung und Sonntag in aller Frühe haſt Du mich wieder hier. Und dann iſt um 10 Uhr die Ceremonie in der Kirche — der dicke Prior, der Anaſtaſius, kanns ja kaum mehr erwarten, Deine Seele vor der Höllengefahr zu retten und behauptet immer, Du kannſt den Katechismus ſchon beſſer, als ich, was Dich übrigens nicht ſtolz machen kann, liebes Herz!“ Und dabei lacht der junge Herr ſo laut, ſo luſtig — ich hör's noch heute hell im Ohr — und dann ſagt er: „Alſo Sonntag um 10 Uhr heißeſt Du Jadwiga Holdberg und um elf Uhr — nur

unſer Stephan und mein Freund Wladimir Czaykowski werden dabei ſein — wirſt Du Staroſtin Barecka und wirſt nicht mehr zu erröthen brauchen, armes Herz, wenn Dich die Leute in den Kaufbuden von Tarnopol anglotzen.“ Und er küßt ihr die Thränen von den Augen und ſagt darauf zu mir: „Stephan“, ſagt er, „laß die gedeckte Kaleſche einſpannen, denn es regnet ja jeden Augenblick, und Du begleiteſt uns und ſag' dem Stas, daß er ſich beeilt.“ Der Stas war nämlich der Kutſcher und Dein Vatersbruder, Fedko, ein braver Menſch, bis auf den Schnaps — nun, Gottes Friede mit ihm, er iſt ſchon vor zwanzig Jahren am Säufer-wahnſinn geſtorben. Alſo — und dann fährt der Wagen vor und die Gnädige ſteht auf der Treppe und neben ihr die Fruzia mit dem kleinen Janko auf dem Arm und wir nehmen Abſchied. Der junge Herr Kenda iſt todtenblaß, aber dann wird er feuerroth, wie ſie ihm die Hand drückt und für das ſchöne Bild dankt und der junge Menſch zittert ordentlich, wie er erwiedert: „Ich habe Ihnen zu danken, denn ein ſolches Bild werde ich in meinem ganzen armen Leben nicht wieder malen dürfen“. Und dann küßt der Herr Staroſt den Kleinen und die Gnädige und das Bübchen beginnt zu weinen, und die Gnädige plötzlich auch und ſie ſchluchzt: „Ich werde die böſe Ahnung nicht los — fahr' nicht zur Stadt — ich bleibe ſo allein — oder

laß doch wenigſtens den Stephan da". Aber der Herr lacht darüber; „Es bleiben ja zwei Männer im Schloſſe, der alte Joſef und der Hritzko! Und dann — wer ſollte es wagen, Dir etwas zu Leide zu thun? Etwa dieſe Juden? Glaube mir: dazu iſt das Geſindel viel zu feig. Es wundert mich nur, daß ſie den Muth gehabt haben, zum Kreisamt zu gehen und eine Eingabe zu überreichen, das Gericht möge Dich Deiner Mutter wiederzurückgeben, weil Du noch minderjährig biſt und weil ich Dich gewaltſam geraubt habe! Ha! Ha! Ha! Aber mein Freund, der Kreisſekretär Walczewski, hat ihnen eine gute Antwort gegeben. Zerriſſen hat er die Eingabe und die Fetzen ihnen vor die Füße geworfen und dazu gerufen: „Kuſcht euch, ihr jüdiſchen Hunde, ſeht ihr denn nicht ein, daß euch ſo etwas nur eine Ehre ſein muß?!" Und das haben ſie ſich gemerkt, und kuſchen jetzt wirklich. Alſo! Kopf auf, liebſtes Herz, auf Wiederſehen!" Und er küßt ſie und ſpringt in den Wagen, wir raſſeln davon. . . . Und das war das letzte Mal und wir haben ſie nie wiedergeſehen!"

Wieder verſtummt der alte Mann. Aber Waſſilj ſagt zu Fedko: „Die Juden haben ſie nämlich in der Nacht darauf geraubt."

„Die Hunde!" ſtößt der Greis hervor. „Zweiundvierzig Jahre ſind es her und ich bin ein alter Mann, aber noch heute könnte ich dieſe Menſchen morden, wenn

ich daran denke . . . Wir waren den Tag über in Tarnopol geweſen, der Herr beim Kreisamte, und ich hätte Einkäufe machen ſollen; aber es war Sabbath und die Juden hielten die Läden geſperrt. So mußte ich bis zum ſpäten Abend warten, wo ſie wieder verkaufen durften, und es ging ſchon auf Mitternacht, als wir endlich zur Stadt hinausfuhren. Eine mondhelle Nacht, aber die Wege aufgeweicht vom Herbſtregen — wir kamen nur langſam vorwärts und der Stas hörte manches harte Wort vom Herrn. Denn dieſer war plötzlich vor Unruhe faſt außer ſich; und da ſagen dieſe klugen Leute, daß es keine Ahnungen gibt . . . Alſo, der Stas thut ſein Möglichſtes und iſt auch, wie durch ein Wunder, nicht beſoffen: aber kaum ſind wir beim Kriower Feldwirthshaus, eine halbe Meile von Tarnopol, da hören wir wüthenden Galopp und ſehen im Mondlicht einen Reiter heranraſen — das iſt der Hritzko auf dem Schimmel des Herrn und er ſchreit: „Haltet! haltet!“ Er ſpringt ab und das Pferd bricht zuſammen, er hat es zu Schanden geritten. Aber da iſt auch ſchon der Herr mit einem Satze aus dem Wagen und beim Hritzko und faßt ihn wüthend bei der Schulter und ſchüttelt ihn: „Was iſt geſchehen?“ — „Geraubt“, ſtammelt der Knecht, „die Juden — fortgeſchleppt . . . das Kind auch!“ — Da läßt ihn der Herr los und greift ſich an's Herz, als hätte ihn da ein Schuß getroffen und

ſchreit auf, wie ein verwundetes Thier — ich höre dieſen Schrei, wie ich dies erzähle, und ich werde ihn hören, bis ich ſterbe. Dann taumelt er, ich fange ihn in meinen Armen auf, da kommt der Mond wieder hell hinter einer Wolke hervor und ich kann das Geſicht meines Herrn ſehen — hört, ihr Leute, auch dieſes Geſicht werde ich nie vergeſſen! Dann rafft er ſich auf und ich glaube, nun wird ſein wildes Gemüth entſetzlich zu raſen beginnen, aber er ſagt ganz ruhig, nur heiſer: „Komm in den Wagen, Hritzko, und erzähle. Und Du, Stas, in zwei Stunden müſſen wir auf dem Schloſſe ſein!“ Und während wir ſo durch die Nacht hinbrauſen, erzählt der Knecht, wie er und der alte Joſef am Freitag Abend die Hunde losgelaſſen haben, wie gewöhnlich, und dann haben ſie alle Thüren verſchloſſen und ſich in der Bedientenſtube ſchlafen gelegt. Aber gegen Mitternacht weckt ihn der alte Joſef: „Alle Heiligen! — es ſind Diebe im Hauſe!“ — „Unſinn“, ſagt Hritzko, „der Britan bellt nicht — ich höre nichts, als den Sturm und den Regen!“ Aber in dieſem Augenblicke iſt die Stube voll von weißgekleideten, vermummten Männern, und die Beiden ſind ergriffen und gebunden und Knebel in den Mund und die Thüre verſchloſſen — Alles im Handumdrehen. Und da liegen ſie nun und hören die ſchweren Tritte die Treppe hinaufeilen. Oben ein kurzes Aufkreiſchen, die alte Kaſſia, und wieder ein unterdrückter Schrei — das

iſt die Fruzia. Und dann fängt das Bübchen ſehr laut zu weinen an. Davon muß die Gnädige erwacht ſein, ſie hören, wie ſie nach Hilfe ruft und furchtbar gellend einige Worte. Aber dieſe Worte haben ſie nicht verſtanden, weil es die jüdiſche Sprache war. Gleich darauf iſt wieder Alles ſtill, auch das Schreien des Säuglings. Und dann kommen die Räuber wieder die Treppe hinab, ihre Tritte tönen noch dumpfer, ſie tragen eine Laſt. Dann ſchlägt das Hausthor zu und ſie hören durch das Heulen des Sturmes das Rollen einiger Wagen. Und damit iſt alles aus — verſchollen und verloren!"

„Und nie wieder hat ſich eine Spur gefunden?" frägt Fedko.

„Nie! — als hätte ſie die Erde verſchlungen! Es iſt Alles verſucht worden, mit Geld und mit Schlägen, aber nichts! — als ob dieſe Juden nicht von Fleiſch und Blut wären, ſondern von Stein. Unſer Herr hat ſelbſt die Unterſuchung geleitet, beſſer und beſonnener als der klügſte Beamte. Dieſe Ruhe war mir faſt unheimlich, ich hatte ihn ja ſeit ſeiner Kindheit gekannt, ich wußte ja, wie entſetzlich wild er war und wie er die Jütta wahnſinnig geliebt hatte. Und ſeht, ihr Leute, ſie hat eine ſolche Liebe auch verdient, nicht blos wegen ihrer merkwürdigen Schönheit. Denn freilich hatte ſie unſer Herr, nachdem er ſie beim Frohnleichnamsfeſte zum erſten Male geſehen, gewaltſam ihren Eltern ent=

riſſen und hierher gebracht, aber ſie zähmte ihn und liebte ihn allmälig auch, mehr als ihren Glauben und als ihr Leben, und machte aus einem wilden, tollen Jüngling einen gütigen, feſten Mann. Nun verſteht ihr vielleicht, was ſie ihm war. Aber nun ſie ihm verloren war, da weinte er nicht und tobte er nicht — nur Nachts hörte ich ihn oft leiſe ſtöhnen und bei Tage forſchte und unterſuchte er dann wieder kalt und beſonnen. Aber alle Mühe blieb vergeblich, obwohl ſich auch die Gerichte der Sache ſehr annahmen, auch die in Ungarn, Rußland und der Moldau. Aber die Herren brachten aus den dortigen Juden ſo wenig etwas heraus, als der Staroſt aus den Vorſtehern der hieſigen Gemeinde. Durch ein halbes Jahr, bis in den Winter hinein, hielt er ſie gefangen — er war ja damals in Barnow ſelbſt Gerichtsherr. Gegen Neujahr aber ſagte er mir: „Packe die Koffer, ich mache mich ſelbſt auf die Suche, Du begleiteſt mich.“ Vorher aber ſprach er noch einmal mit den hieſigen Verhafteten und ich war dabei. Hätte es mir Gott ſelbſt erzählt, ich hätte geſagt: „Gott, Du lügſt“, aber ſo habe ich es ſelbſt gehört, wie er, unſer Herr, Janko von Barecki, die Juden gebeten hat, ſich ſeiner zu erbarmen — in Worten, in einem Tone — ich ſage Euch, der Teufel hätte ſogar Erbarmen fühlen müſſen! Aber dieſe Hunde haben ſich nur heuchleriſch gebeugt und geſagt: „Herr, thue mit uns, was Du willſt, aber von der

Jütta Holdberg wiſſen wir nichts.“ Da läßt unſer Staroſt die Hände ſinken und ſagt dumpf: „Geht — ich halte Euch nicht länger. Möget Ihr es nie zu bereuen haben! Aber hört mich an! Ich habe mich bisher bezähmt und meine arme Vernunft feſtgehalten. Ich habe Euch bisher nur hungern und prügeln laſſen und das geſchieht auch dem chriſtlichen Gefangenen, bis er geſteht. Aber ich fühle, ich fühle deutlich, wie mich der Schmerz wahnſinnig macht. Und wenn ich wahnſinnig bin, Ihr Juden, dann mag Euch Gott vor meiner Hand ſchützen, Menſchenmacht vermag es nicht! Und nun — geht! Möget Ihr es nie zu bereuen haben!“ Da beugten ſie ſich nochmals und gingen hinaus, und einer von ihnen, der junge Simon Grün, lächelte heimlich höhniſch — ich allein hab's geſehen . . .“

Immer erregter hat der Greis geſprochen, immer bleicher iſt ſein Antlitz worden. Und nun reckt er ſich empor und ſeine Augen glühen unheimlich und er ruft:

„Ich allein hab's geſehen und ich allein hab's gerächt! Denn ſie haben es bereut und es hat ſich Alles erfüllt, wie es unſer Herr geſagt hat! Nachdem wir den Winter und den Frühling hindurch raſtlos umhergezogen von Ort zu Ort und nichts gefunden, da kehrten wir heim. Und es kam wieder der Frohnleichnamstag, der zweite ſeit jenem, wo unſer Staroſt zuerſt die Jütta geſehen, da übermannte ihn die Erinnerung

und er konnte ſeinen armen Verſtand nicht mehr halten und wurde wahnſinnig. Nach der Prozeſſion bot er auf, was zum Schloſſe gehörte: Bauern, Jäger und Knechte, und wir brachen ein in die Judenſtadt und mordeten und ſengten. Ja! — wir thaten's — ja! an meinen Händen klebt Blut — ich habe den Simon Grün erſchlagen. Aber wenn mich Gott vor ſeinen Thron fordert, ſo werde ich ruhig vor ihn hintreten und ſagen: „Ich erſchlug ihn, aber es war jener Menſch, der meinem Herrn Glück und Verſtand raubte und dann, als er ſich in Schmerzen vor ihm wand, verhöhnte . . ."

Der Greis verſtummt und ſtarrt nur noch mit wilden Augen vor ſich hin. Dann fährt er auf und ſtreicht ſich über die Stirne, als erwache er aus einem Traume. „Die alten Geſchichten ſind über mich gekommen und ich habe wieder einmal reden müſſen. Kommt — nehmt dieſe Bilder, wir müſſen den Altar fertigen."

Sie gehen hinunter und ſchaffen im Thorweg rüſtig weiter an ihrem frommen Werke. Ueber ihnen aber, im erſten Stockwerk, kichert und trällert eine dünne, zitterige Greiſenſtimme unheimlich in den Frühlingstag hinaus. Der arme Wahnſinnige hat ſein Fenſter geöffnet und athmet freudig die warme, reine Luft ein. Dann aber beugt er ſich weit hinaus und ruft hinunter: „Stefan! Stefan!"

„Ja — Herr!"

„Morgen iſt ja wieder Frohnleichnam, wie ich ſehe. Heiſſa! — endlich! Vergiß nicht, den Schimmel zu ſtriegeln, ich will im Zuge reiten, ſo wie damals, damit ſie mich gleich erkennt. Und dann nehme ich ſie und den Janko vor mich auf den Schimmel, und das Kind lacht über das Pferd und wir reiten im Galopp hierher! Du beſtellſt inzwiſchen den Prior und den Wladimir Czaykowski und wir laſſen uns trauen — heiſſah! Daß Du nur nichts vergißt, Stefan!“

„Gewiß nicht, Herr!“ ruft dieſer hinauf. Aber dann ſagt er leiſe zu Fedko: „Der Schimmel iſt derſelbe, den Hritzko todtgeritten, und der Prior iſt längſt in ſeinem Fette erſtickt und den Czaykowski haben die Ruſſen ſchon vor vierzig Jahren bei dem großen Aufruhr aufgehängt. Und wo mögen Jütta und ihr Kind modern?! Mein armer, armer Herr!“

Wenn die Sonne endlich nur noch wie ein glührother Ball am Rande der Ebene klebt, iſt auch Alles für das morgige Feſt gerichtet: alle Kuchen gebacken und alle Löckchen eingedreht, alle Straßen gekehrt und alle Altäre aufgeputzt. Und der Großwürdenträger von Barnow, Herr Janko Czupka, durchwandelt alle Gaſſen, diesmal ohne den hiſtoriſchen Säbel und die Bärenflinte Kaiſer Ferdinands des Gütigen, ſondern allein mit ſeiner perſönlichen Würde bewaffnet. Aber ſein Herz wird milde, während er ſo dahinwandelt, denn er ſieht Alles

an und ſiehe — es iſt Alles gut. Dann geht er in die Schänke und auch dort iſt Alles gut, und dann geht er ſchlafen. Und gleich ihm ſchlummert bald auch die übrige Bewohnerſchaft des armen, ſchmutzigen Städtleins dem morgigen Tage entgegen. Niemand ſieht dem Monde zu, wie er ſachte emporſteigt und die Pfützen in Silber wandelt und das wüſte Haus am Fluſſe in einen ſchimmernden Palaſt.

Nur in einem Hauſe der Judenſtadt wachen zwei Menſchen — eine alte Frau und ein junges Mädchen. Dieſes Haus gehört dem Jakob Grün, die Greiſin iſt ſeine Mutter, Chaje, das „Babele“, das Mädchen ſeine Tochter. Die ſchöne Jütta Grün iſt plötzlich aufgewacht; ſie weiß ſelbſt nicht, warum — weil ihr der Mond zu hell auf die Augen geſchienen, oder weil ſie im Schlafe die klagende Stimme der Großmutter zu hören geglaubt. Sie lauſcht auf und nun hört ſie deutlich, wie ſich die alte Frau ruhelos auf ihrem Lager wälzt und leiſe ſchluchzt und klagt. „Babele!“ ruft das Mädchen erſchreckt und richtet ſich empor, „ſeid Ihr, behüte! krank? Oder ſcheint Euch der Mond zu hell, ſoll ich das Fenſter verhängen?“

„Nein, Kind“, ſagt die Greiſin, „laß den Mond hereinſchauen. Ich ſeh' ihn gern. Ich kann nicht ſchlafen, weil mich mein Herz nicht ſchlafen läßt — ach! mir blutet mein Herz ſo ſehr! Morgen iſt ja die Jahrzeit

nach Deinem Großvater! O Kind, morgen jährt ſich wieder einmal der ſchwarze Tag, da die Chriſten wie die Wölfe eingebrochen ſind in unſer Haus, und ſie haben ſein liebes Haupt zerſchmettert, und ich habe ſein Leben nicht zurückhalten können und er iſt geſtorben — hier auf dieſer Diele! O, Kind — wie könnt' ich ſchlafen?"

„Babele!" ſagt das Mädchen gedrückt, „tröſtet Euch! Was nützen unſere Thränen?! Und wäre es nicht Gottes Wille geweſen, es wäre nicht geſchehen!"

„Gottes Wille!" ſeufzt die alte Frau. „Ich glaube an Gott und will nicht mit ihm rechten, daß er es geſchehen ließ. Sein Rathſchluß iſt unerforſchlich. Aber vergeſſen kann ich nicht, daß die Unthaten nur deshalb geſchehen ſind, weil wir gerecht waren, weil wir Gottes heiligen Namen nicht haben kränken laſſen wollen! Denn nur deshalb haben wir die Jütta dem polniſchen Herrn genommen, damit Gott nicht beleidigt werde. Und dennoch hat er es geduldet, daß deshalb der Jammer über uns komme und Mord und Brand! ... Warum, Gott, warum?"

Die alte Frau richtet ſich empor — unheimlich leuchtet ihr todtblaſſes Antlitz durch die mondbeſchienene Stube zu dem Mädchen herüber. „Nein!" ruft ſie, „vergiß Jütta, was ich jetzt geſagt habe, und Du, Gott, vergieb mir das thörichte Wort! Ich frage nicht, warum

— aber daß Du die Frevel rächſt, Gott! hundertmal mehr, als Du es bisher gethan — das fordere ich von Dir! Und ſo lange es nicht geſchieht, rufe ich zu Dir: „Gott, lebſt Du?! In Deinem Namen ſteht ja geſchrieben: Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“ ... Höre, Jütta, mein Kind, mein Simon ſelig hat geſagt: „Die Chriſten ſind gegen uns wie die Wölfe und Fluch und Schmach über unſer Haupt, wenn wir gegen ſie wären, wie die Lämmer!“ ... Merke Dir dies Wort, Kind, merke Dir's. Du biſt jung und ſchön, weh' Dir, wenn Du einem Chriſten gefällſt, doppelt weh', wenn er Dir gefällt! Es geht gegen Gott und darum kann kein Segen daraus werden, nur Fluch und wieder Fluch! Denk' an jene andere Jütta, mein Kind!“

Die alte Frau ſtreicht ſich wie beſinnend über die Stirne und fährt dann leiſer fort:

„Sie hieß Jütta, wie Du, und war auch jung und ſchön — noch viel ſchöner — ſo hold iſt nie ein Mädchen unter uns geweſen. Aber auch gut war ſie und fromm, das einzige Kind der edelſten, reichſten Leute unter uns. Ihr Vater Manaſſe war unſer Vorſteher, ein ſehr reicher und wohlthätiger Mann; er half den Armen, pflegte die Kranken, und als einmal eine große Seuche unter uns wüthete, da rettete er Tag und Nacht, bis er ſelbſt ſiech wurde und erblindete. Damals war die Jütta acht-zehnjährig. Und es begab ſich im nächſten Frühjahr,

daß die Chriſten dasſelbe Feſt feierten, wie morgen, und ſie kamen durch unſere Gaſſen gezogen mit Muſik und Fahnen und mit den Bildern ihrer Götzen. Aber wir blickten nicht hinaus, noch minder traten wir vor unſere Thür, weil uns dies bei Todesſtrafe verboten war. Aber der blinde Manaſſe gerieth in den Zug, als er von der Betſchul' heimkehrte — es war nur wenige Schritte von ſeinem Hauſe. Da ſtürzten ſich die Chriſten auf den Greis, ſchlugen ihn und wollten ihn tödten. Aber Jütta erſah die Gefahr, ſtürzte hinaus und deckte den Vater mit ihrem Leibe. Freilich — was vermochte ſie gegen die Wüthenden! Raſch waren die Beiden getrennt, den Greis ſchleppten die Chriſten zum Fluſſe und das Mädchen lachend gegen den Kloſtergarten. Da — in der höchſten Noth — kam ein Herr auf einem weißen Roſſe angeſprengt, der junge Staroſt. Er ſah das Mädchen und befahl, es loszulaſſen, und als Jütta um Rettung für den Vater flehte, willfahrte er lachend: „Meinetwegen — Du biſt ſchön! — ein alter Jude mehr auf der Welt!“ Und Manaſſe und Jütta durften in ihr Haus zurückkehren — der Zug ging weiter. Sie aber und wir mit ihnen dankten dem Ewigen für die Rettung und es ward beſchloſſen, daß am nächſten Tage die Vorſteher zum Staroſten gehen und ſich für die Barmherzigkeit bedanken ſollten. Aber dies geſchah nicht, denn er war ein Chriſt und ein Pole und holte ſich

ſelbſt den Lohn. Am Abend überfiel er mit ſeinen Jägern und Knechten das Haus des Manaſſe und riß die Jütta fort. Vergeblich war ihr und ihres Vaters Flehen. „Blinder Judenhund!“ ſchrie ihn der Staroſt an, „ich habe ſie ja deshalb vor meinen Knechten bewahrt, weil ich ſie für mich ſelbſt haben will. Uebrigens leihe ich mir ſie nur aus — in vierzehn Tagen haſt Du ſie wieder.“ Und er raubte das Mädchen, das vor Schreck und Scham ohnmächtig geworden war, wie der Wolf das Lamm . . .“

„Entſetzlich!“ ruft die Enkelin und greift ſich ans Herz.

„Ja — entſetzlich“, wiederholt die Greiſin. „Dich packt es heute und nun bedenke, was wir Alle in jener Nacht litten. O — es war eine Nacht der Schrecken! Denn wenige Stunden nach dem Raube ſtarb der alte Manaſſe, ſein ſiecher Körper konnte die beiden furchtbaren Schrecken nicht verwinden. Und ſeine letzten Worte waren: „Rettet mein armes Kind! Wenn Ihr es nicht meinetwillen wagen wollt, ſo thut es um Gottes Willen. Sein heiliger Name wird geſchändet, wenn ein jüdiſch Kind als Buhlerin im Chriſtenhauſe ſitzt.“ Aber wie dies beginnen? Da ſagte mein Simon, den ſie zum Vorſteher gewählt hatten, weil er klug und gerecht war, trotz ſeiner jungen Jahre: „Der Staroſt hat nicht blos Gottes, er hat auch des Kaiſers Geſetz beleidigt. Wir

wollen vor's Gericht gehen." Da machten ſie eine Eingabe nach Tarnopol — aber ſie wurden mit Hohn zurückgewieſen. Und dann ſchrieben ſie nach Lemberg, aber von da kam gar keine Antwort. Und endlich nach Wien und von da kam ein Brief zurück, daß ja die Sache nach Tarnopol gehörte. Aber inzwiſchen war mehr als ein Jahr vergangen und die Jütta war noch immer auf dem Schloſſe und hatte dem Staroſten einen Knaben geboren, der getauft wurde. Aber ſie war noch Jüdin. Da kam gegen den Herbſt die Nachricht, daß der Staroſt auch ſie gewaltſam taufen laſſen wolle. Und darauf verſammelte Simon in der Betſchule die Männer der Gemeinde und ſprach zu ihnen: „Wir dürfen es nicht dulden. Sie iſt Manaſſe's Tochter; aber wäre ſie auch die letzte und niedrigſte, wir dürfen es um Gottes Willen nicht dulden. Unſer Recht haben wir nicht erkämpfen können — wohlan denn! Gewalt gegen Gewalt! Laßt uns ins Schloß einbrechen und die Jütta befreien. Das Kind geht uns nichts an, aber die Jütta gehört zu uns. Wir wollen ſie weit weg bringen, zu den Juden nach Rußland, und ſie ſoll unter uns geachtet werden, als wäre ihr Leib unberührt, denn nur dem Zwange iſt ſie gewichen." Die Anderen ſtimmten ihm bei und es frug ſich nur noch um den Tag der Ausführung. Da verrieth der Kutſcher des Staroſten, ein Trunkenbold, daß der Staroſt an einem Freitage verreiſen und am Sonntag

darauf wiederkommen und die Jütta taufen laſſen wolle. Darauf verſammelte Simon wieder die Männer und als Einige einwendeten, es ſei ja die Nacht von Freitag auf Sabbath und da dürfe man keine Arbeit thun, da rief er: „Was wir thun wollen iſt Gotteswerk und das dürfen wir an Gottes Tage verrichten.“ Dem zum Zeichen zogen ſie auch ihre Sterbekleider an, wie am Tage der Verſöhnung. Und ſie überfielen in ſelbiger Nacht das Schloß. Aber als ſie zur Jütta kamen, da ſchrie ſie: „Zurück, ich gehöre zu ihm, ich bin ſein Weib!“ — „Du lügſt“, erwiderte Simon, „Du gehörſt zu uns! Und wenn Du nun auch ſelbſt Freude daran haſt, eines Chriſten Metze zu ſein — wohlan, ſo führen wir Dich fort, damit Gottes heiliger Name nicht länger durch Dich beſchimpfet werde.“ Und da erkannte ſie, daß kein Entrinnen war, und bat nur noch, daß ſie ihr Kind mitnehmen dürfe. Die Anderen meinten: „Das Kind geht uns nichts an!“ aber Simon ſagte: „Es iſt ja doch ihr Fleiſch und Blut!“ und ſie ließen es ihr. Noch in ſelbiger Nacht ward ſie weit, weit fortgebracht, gegen die Grenze hin. Und der Staroſt hat ſie nimmer gefunden, denn wir halten zuſammen und es iſt kein Verräther unter uns. Vergeblich ließ der Staroſt meinen Simon und die anderen Vorſteher im Kerker ſchmachten, er brachte nichts heraus und mußte ſie endlich wieder entlaſſen. Schon glaubten wir die Heimſuchung vorüber —

dann kam wieder jenes Feſt — der ſchwarze Tag — und hier haben ſie ihn erſchlagen. Weh, weh mir!“

Und wieder beginnt die alte Frau zu weinen und zu klagen. Erſt nach einer langen Weile wagt die Enkelin die leiſe Frage: „Und was ward aus der Jütta?“

„Aus Fluch wird Fluch!“ erwidert die Alte dumpf. „Sie brachten ſie in ein einſam Dorfwirthshaus in Rußland und da blieb ſie den Winter über. Im Frühling aber, als der Staroſt ſelbſt zu ſuchen begann, führten ſie ſie weiter ins Land hinein. Ihr Kind ſtarb eines Morgens auf dem Wege, aber ſie konnten es ihr nicht entreißen und ſie hielt es in ihren Armen. Am Abend aber kamen ſie vor Mohilew an und dort iſt keine Brücke über den Dnieſtr, man muß im Kahne überſetzen. Und wie ſie ſo im blaſſen Mondlicht hinüber ruderten, da ſpürten ſie plötzlich eine Erſchütterung des Kahn's. Die Jütta hatte ſich erhoben und war, ihr todtes Kind im Arm, in die dunkle Fluth geſprungen. — Aus Fluch wird Fluch!“...

... Und die Sonne geht auf, die Sonne des Feſttages. Herr Janko Czupka erſcheint wieder in den Straßen und treibt ſeine Vagabunden vor ſich her, aber diesmal tragen ſie Körbe voll grünen Laubes und Blumen und beſtreuen damit die Wege, welche die Prozeſſion wandeln ſoll. Dann dröhnen alle Glocken und der feierliche Zug

formirt ſich. Voran eine Muſik, welche ſehr ſchön ſpielt, weder ausſchließlich Bläſer, noch ausſchließlich Streicher, ſondern hier geht der Violiniſt neben dem Trompeter — jeder, wie er kann. Dann die Schulkinder und die weißgekleideten Engelchen, dann die Geiſtlichkeit mit dem Allerheiligſten und hinter ihnen her der Bezirkshauptmann, der Bezirksrichter und der Vorſteher des Steueramtes. Aber in der Maſſe des Volkes, die nun vorüberzieht, iſt Einer, der ſo mächtig und würdevoll einherſchreitet, wie die Drei zuſammen. Ihr errathet ihn ſchon!

Und ſo ziehen ſie hin von einem Altar zum anderen und ſingen laut: „Te deum laudamus!“ Aber in einer verdunkelten Stube der Judenſtadt ſitzt eine alte Frau und knirſcht, wenn ſie die Töne hört: „Fluch den Chriſten!“ — und im Schloßhofe ſteht ein Greis und blickt zu ſeinem wahnſinnigen Herrn empor, der vor Freude tanzt, und knirſcht: „Fluch den Juden!“

... Wir wollen nicht die traurige Frage entſcheiden, wer von Beiden dies mit größerem Rechte ſagt. Aber ein anderes Wort laßt uns ausſprechen am Schluſſe dieſer ſonderbaren, blutigen Geſchichte. Durch die Jahrhunderte und bis in unſere Tage hinein hat die Lüge fortgeklungen, daß nur der Glaube ſelig macht, die Liebe aber blind, und es iſt nicht zu zählen, wie viel Blut

und Thränen um dieſer Lüge willen gefloſſen ſind. Laßt uns endlich die Wahrheit begreifen, daß nur die Liebe ſelig macht, der Glaube aber blind, und laßt uns dafür kämpfen, allerorts, allimmer, mit ganzem Herzen und mit ganzer Kraft. Und dann werden auf Erden keine Geſchichten mehr geſchehen, wie die vom wilden Staroſt und der ſchönen Jütta!...

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11/VI. 1870.

Henker und Bajazzo.

„Nächst der Grausamkeit ist die Dummheit das sicherste und zutreffendste Charakteristikon jeglichen absoluten Regimes. Die Reaktion ist nie ausschließlich Henker, sie ist stets zugleich Bajazzo, sie erschüttert nicht allein das Herz, sondern auch das Zwerchfell und dicht hinter einem ergreifenden Trauerspiel her inscenirt sie eine unglaublich groteske Posse. Wer in ihrer Geschichte blättert, dem muß sich oft genug die Faust ballen und das Herz schmerzlich zusammenziehn, aber oft genug wird er auch laut und lustig auflachen müssen. Denn es giebt keine Bestie auf Erden, die so grausam und zugleich so feig wäre, als die Reaktion, so trotzig und selbstbewußt und dabei in komischester Weise zusammenschauernd vor dem bloßen Schatten einer Gefahr.“

In den vorstehenden Sätzen habe ich die traurige Lehre aus jenen lustigen Geschichten gezogen, welche ich in den ersten Bänden dieser Kulturbilder von dem Treiben der Reaktion im Osten Oesterreichs berichtet. Wie sie allüberall den Ludwig Kossuth gesucht und statt seiner

hier einen Polizeikommissar, dort einen Säugling, an anderen Orten eine Hauptmannsgattin oder einen jüdischen Lederhändler verhaftet, wie sie einen Staar wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, oder einen Menschen deßhalb zu Grunde gerichtet, weil er dem Exdiktator von Ungarn ähnlich gesehen*) — es ist doch immer dasselbe Lied; Henker oder Bajazzo, Bajazzo oder Henker, und oft genug Beides zugleich. Auch die drei nachstehenden Historien sind nur einige neue Noten desselben alten Liedes, welches je nach dem Standpunkt, dem Hörer überaus lustig oder furchtbar traurig erscheinen mag. Alte Geschichten! — im Dunkel des Grabes liegen die Opfer, im Dunkel des Vergessens liegt die Kunde ihrer Leiden. Aber ich glaube, daß wir Jung-Oesterreicher nicht blos das Recht haben solche Geschichten zu erzählen, sondern auch die Pflicht. Man lebt nicht umsonst im — „Reiche der Unwahrscheinlichkeiten!"

Die erste Geschichte berichtet, wie man einmal nach einem Kossuth gesucht, die zweite und dritte, wie man an verschiedenen Orten der Monarchie Mitverschworene Kossuth's entdeckt und bestraft, die vierte, wie man einen ganz selbstständigen Hochverräther vom Leben zum Tode gebracht.

---

*) „Aus Halbasien." Band II. „Kossuthjagden." S. 1—62. „Auch ein Hochverräther." S. 63—76. „Der lateinische Kanonier." S. 77—98.

Nahe der Grenze Steiermarks liegt etwas abseits der Straße, die von Oedenburg nach Güns führt, der kleine Marktflecken Leka (Lokenhausen). Der Marktflecken hat natürlich auch ein Gasthaus und das Gasthaus natürlich auch eine Honoratiorenstube. In dieser Stube saßen nun eines Abends vor zweiundzwanzig Jahren, im Jahre 1851, die Honoratioren von Leka und Umgebung beisammen. Die Mehrzahl bestand aus fürstlich Esterhazy'schen Beamten, dem Fiskal Ladislaus Berzsenyi, dem Hofrichter Joseph Nagy, dem Verwalter Rosenstingl und mehreren Anderen, ferner aus dem Wirthe und mehreren anderen Bürgern von Leka. Die Herren besprachen unterschiedliche Dinge und kamen endlich auch auf die Politik. Da diese aber in jenen Tagen ein heikles Thema war, so beschränkte sich die Unterhaltung darauf, daß einer der Herren laut aus einem deutschen Journale vorlas, so laut, daß man in der anstoßenden „Schwemme" jedes Wort verstehen konnte.

Dort aber saß in einem Winkelchen ein fremder Gast und verzehrte sein Abendbrod. Es war ein Weinhändler aus Steiermark, der in Geschäften nach Leka gekommen. Bekanntlich pflegen die Steirer große Quantitäten ungarischer Landweine aufzukaufen, um durch Mischung ihre schlechteren Sorten zu verbessern. Dieser Zweck hatte unsern wackeren Pfahlbürger aus Radkersburg oder Pettau nach Leka geführt. Da bot ihm das Schicksal ein weit

einträglicheres Geschäft: die Prämie, die auf Kossuth's Kopf gesetzt war. Und das Schicksal bot ihm dies noch geradezu auf dem Präsentirteller. Dieselbe sonore Stimme nämlich, die bereits den ganzen Abend über im Honoratiorenzimmer von Pazifizirung, Windischgrätz, Radetzky, Kaiser Nikolaus und Lord Palmerston erzählt, verkündet plötzlich ganz vernehmlich: „Heute ist Kossuth hier angekommen."

„Kossuth?" fragten mehrere Stimmen. „Und wie ist er empfangen worden?"

„Natürlich sehr freundlich!" erwiederte der Sonore. Dann ward das Gespräch zu einem eifrigen, aber unverständlichen Flüstern.

Unserem Weinhändler wurde es heiß. Kossuth in Leka! — das war eine Entdeckung von pyramidaler Wichtigkeit! Wenn er diese Entdeckung der nächsten Behörde mittheilte, so konnte ihm eine glänzende Belohnung gar nicht entgehen. Und sogar in die Zeitung würde man ihn „setzen". „Durch den Scharfsinn des wackeren Bürgers, Weinhändlers und Weingartenbesitzers Mathias Kipfelbacher aus Radkersburg ist es gelungen, des berüchtigten Rebellen Kossuth in Leka habhaft zu werden." Er sah es schon förmlich vor den Augen, dazu einen Orden, vielleicht den Adel: Mathias, Edler von Kipfelbacher! Zwar regte sich Etwas leise in seinem Inneren und raunte ihm zu: „Es ist nicht schön ein Spitzel zu

sein." Aber war es nicht heilige Pflicht und Schuldigkeit gegenüber einer hohen Regierung? Handelte es sich nicht in der That um einen ganz besonders verruchten Rebellen?

Sein Entschluß stand fest — es handelte sich nur noch um die nächste Behörde. Die nächste Behörde war natürlich der nächste Gendarm. Aber die k. k. Sicherheit von Leka war gerade zwei Mann hoch auf Streifung ausgezogen. Also dann der Ortsvorstand! Aber der saß — horribile dictu! — der saß drinnen in der Honoratiorenstube unter den anderen Hochverräthern.

Was nun thun?!

Wenn man Aussicht hat aus einem einfachen Kipfelbacher ein Edler von Kipfelbacher zu werden, ist kein Opfer zu groß. Unser Weinhändler entschloß sich kurz und gut: er spannte seinen Braunen vor sein Steirerwäglein und fuhr noch in der Nacht über die nahe Grenze und nach dem nächsten Marktflecken der Steiermark Friedberg. Dort entdeckte er im Morgengrauen dem k. k. Bezirksvorsteher die Entdeckung.

Die Amtsperson glaubte die wundersame Mär. Es darf uns dies nicht Wunder nehmen; es ist ein Charakteristikon jener Periode, daß selbst der klügste Beamte dem allerdümmsten Denunzianten glaubte. Uebrigens ist es auch nicht ausgemacht, daß der Bezirksvorsteher, der 1851 in Friedberg amtirte, sehr klug war.

Genug — die k. k. Amtsperson gerieth in Ekstase, nahm mit dem Edelmann der Zukunft ein Protokoll auf und sandte eine „dienstfreundliche Anzeige“ auf kürzestem Wege an die Behörde in Güns. Auf kürzestem Wege: sie machte den einzigen Arm des Gesetzes, der ihr im Augenblicke zur Verfügung stand, den Kanzleidiener, beritten. Freilich war der kürzeste Weg nicht auch der schnellste. Denn der Schimmel des Friedberger Kreuzwirths war kein sonderlich rasches Thier und der Kanzleidiener kein sonderlich gewandter Reiter.

So erfuhr man denn in Güns die Schreckenskunde erst in der Frühe des nächsten Tages. Da aber entschloß man sich auch zu raschem und energischem Handeln. Eine Abtheilung Militär und Gensdarmen ward zu einem fliegenden Korps vereinigt und unter den Befehl zweier Offiziere gestellt. Diese sollten Kossuth und die kleinen Hochverräther „zu Stande bringen“.

Die beiden Offiziere begannen ihre Thätigkeit bei den beiden Hochverräthern, die im Orte selbst wohnten, und nur an jenem Abende zufällig in Leka verweilt hatten, bei dem Fiskal Berzsenyt und dem Hofrichter Nagy. Das Korps rückte in den inneren Hof des Esterhazy'schen Schlosses und besetzte sämmtliche Ausgänge der Wohnungen der beiden Beamten. So waren die beiden Hochverräther sehr schnell zu Stande gebracht, aber leider nicht ihre Hochverrätherei. Denn die beiden

Beamten, sehr ruhige, sehr friedliebende Bürger, kümmerten sich um die Politik und Kossuth sehr wenig. So fand man unter ihren Briefen und Papieren keinerlei „Inzichten“. Auch ihr Verhör ergab kein Resultat. Beide Herren vernahmen die Kunde, daß der Rebell in ihrer nächsten Nähe weile, um von Leka aus den Kaiserstaat aus den Angeln zu heben, mit sichtlichem Erstaunen. Wenn das auch vielleicht Verstellung war, so konnte man ihnen doch nichts beweisen. Bei Nagy hatte man nichts, bei Berzsenyi nur wenig Verdächtiges gefunden: ein roth=weiß=grünes Schlafkäppchen und einen kleinen Vorrath ungarischen Landtabaks. Das waren allerdings an sich gravirende Dinge, aber ein Einverständniß mit Kossuth war dadurch dennoch nicht nachgewiesen, mindestens nicht direkt. So begnügte man sich denn, die Beiden unter Aufsicht zu stellen und das fliegende Korps flog auf Leiterwagen nach Leka. Dort ward zunächst in der Wohnung des Verwalters Rosenstingel das Unterste zu oberst gekehrt. Es war fruchtlos. Dann ward der Hauptschlag gegen das Gasthaus geführt — dasselbe ward umzingelt und vom untersten Keller bis zum obersten Dachboden sorgsamst durchschnüffelt. Aber hinter keinem der Fässer steckte irgend ein Kossuth, und wenn man oben in die Säcke stach, rieselte kein Blut hervor, sondern Hafer.

So schritt man denn schließlich zu energischer Ver=

nehmung des Gastwirths. Inquisit leugnete hartnäckig. „Wir haben Beweise", schrie ihm der kommandirende Offizier entgegen. Inquisit verharrte in seiner Verstocktheit. „Das ist unverschämt!" schrie ihm der Offizier noch „energischer" zu. „Vorgestern ist Kossuth hier angekommen und sehr freundlich empfangen worden. Am Abend desselben Tages wurde hier, in Ihrer Gegenwart, über das Ereigniß gesprochen."

Und was that Inquisit nun?

Inquisit lachte, lachte herzlich, nahm von dem Fensterbrette eine alte Nummer der „Presse", las die Telegramme nach und wies dann auf eines hin. Dasselbe lautete:

„London am Soundsovielten. Kossuth ist heute hier angekommen und sehr freundlich empfangen worden".

Das fliegende Korps verzog sich geräuschlos. Mathias Kipfelbacher's Traum war zu Ende. Uebrigens ist dieser Name ein fingirter. Aber die Anderen sind echt und der Sachverhalt authentisch.

Hier war die Reaktion nur Bajazzo. Aber Bajazzo und Henker zugleich ist sie in den beiden folgenden Beiträgen zur Geschichte der Geheimbünde in Oesterreich.

Der erste dieser Geheimbünde hieß „Therese". Darunter wird sonst in aller Herren Länder nur ein weiblicher Vorname verstanden. Hier soll dem Leser eine neue Bedeutung dieser drei Silben vermittelt werden.

Es war im Jahre 1853, im Frühling. Alle Spuren der Erhebung waren verwischt; im Lande herrschte die Ruhe eines Friedhofs. Mit der Verschwörung im Szeklerlande — der Bund hieß bekanntlich „das Jahr“ — war man fertig, ebenso mit dem Komplote Mackh's in Wien. Die Polizei hatte viele Mußestunden und ein richtiger Polizist sucht auch die nützlich zu verwerthen. Das System der Spionage ward zu seltener Vollendung gebracht, so arbeitete z. B. auch das „schwarze Kabinet“, in welches sämmtliche Briefe vor Abgabe an die Adressaten wanderten, mit unvergleichlicher Präzision. Aber auch so konnte man nur harmlose Mücken entdecken, keine politischen Elephanten.

Was geht daraus hervor? Für einen Polizisten, der Mußestunden hat, nur Eines: giebt's keine Elephanten, so muß man aus den Mücken Elephanten machen.

Eine solche harmlose Mücke war ein in Pest wohnender Maler, Namens S. Er lebte ruhig seiner Kunst und seiner Familie. Er sprach nie über Politik, er hatte keinen Umgang mit „Verdächtigen“. Aber er war ein Ungar von Geburt, er war ein Schüler des „verbrecherischen“ Rahl, er war der Gatte der Kousine eines „Hochverräthers“, des Generals Vetter. Das waren drei Todsünden. Der Mann sollte die Sünden furchtbar büßen — eine Veranlassung ergab sich bald.

S. erhielt eines Tages einen Brief von dem obgenannten General. Der Brief hatte rein familiären Inhalt, von Politik stand keine Silbe darin. Unter Anderem fand sich auch folgende Stelle darin: „Was macht Therese? Ist sie von ihrer Schwäche genesen, nimmt sie an Kräften zu? Werde ich bald Erfreuliches von ihr hören? Sage ihr, daß ich, obgleich fern, innigsten Antheil an ihr nehme.“ Therese hieß nämlich die Gattin des Malers, die Kousine des Generals. Sie hatte erst kürzlich eine Krankheit überstanden.

An demselben Tage erhielt S. eine Vorladung zur Polizei, und zwar in direktester Form: zwei handfeste Herren czechischer Nationalität ersuchten ihn um die Ehre seiner Begleitung. Im Gefühle seiner Unschuld tröstete er seine erschreckte Frau und nahm nur flüchtigen Abschied von ihr. Er sollte sie nie wiedersehen.

Die czechischen Herren führten ihn vor einen Polizei-Kommissär. Dieser sah den Maler lange schweigend an. Dann brach er plötzlich los;

„Nennen Sie augenblicklich die Mitglieder der „Therese“ . . .“

S. sah ihn erstaunt an. „Wie — was?“

„Die Mitglieder der „Therese“, die Mitglieder und die Statuten — augenblicklich!“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„O, Sie verstehen mich nur zu gut. Sie haben heute einen Brief vom berüchtigten General Vetter erhalten. Darin erkundigt er sich nach dem Erstarken des Geheimbundes „Therese". Er ist auswärtiges Mitglied. Er fragt, wann er Erfreuliches hören wird. Nun — wann gedenkt ihre „Therese" loszuschlagen?"

„Therese ist meine Frau — ich schwöre es Ihnen. Ich kann Ihnen den Taufschein bringen."

„Könnte Jeder sagen! Leugnen Sie nicht! Es nützt Ihnen nichts! Wir verstehen schon Ihren Jargon."

„Mein Herr — ich schwöre Ihnen."

„Sie sollen nicht schwören, Sie sollen gestehen. Was ist der Zweck der Therese?"

Der Maler schwor und betheuerte, es nützte ihm nichts, „Therese" war und blieb ein „Geheimbund". Als der Maler trotz allen Schimpfens und Polterns die „Mitglieder" nicht zu nennen vermochte, ward er in's Gefängniß geworfen.

Acht Tage ließ man ihn darin, um ihn mürbe zu machen. Dann ward ein neues Verhör mit ihm aufgenommen. Diesmal handelte es sich hauptsächlich um den Präses der „Therese". Natürlich konnte der Unglückliche auch über diesen keine Auskunft geben.

Der Polizei-Kommissär war wüthend. Ein so hartgesottener Sünder war ihm in seiner ganzen Praxis noch

nicht vorgekommen. Dazu kam, daß die Frau des Unglücklichen in ihrem grenzenlosen Jammer von Pontius zu Pilatus lief, und daß man auch von oben her „Resultate der Untersuchung“ verlangte. Die Wuth des Mannes ward vielleicht auch dadurch vermehrt, daß er inne ward, einen riesigen Bock geschossen zu haben.

Was sollte er thun? Den Maler freilassen? Nimmermehr! Eine kaiserlich-königliche Amtsperson durfte sich niemals irren.

Die „Untersuchung“ mußte also fortgesetzt werden. Der Maler ward auf zwei Monate in einen abscheulichen Kerker in Einzelhaft gesetzt.

Als er nach zwei Monaten zu neuem Verhör vorgeführt wurde, gab er nur verwirrte Antworten. Der Unglückliche war wahnsinnig geworden.

Zwei Jahre später starb er im Irrenhause. Was aus seiner Familie geworden, habe ich nicht erfahren können.

Diese Geschichte ist buchstäblich wahr. Ich wage es nicht, sie mit irgend einer Betrachtung zu beschließen. Sie ist geschehen — das ist genug! . . .

Und ein Gleiches gilt von der Geschichte des anderen Geheimbundes, der im Jahr vorher in Steiermark entdeckt worden, im Sommer 1852.

Auch in Steiermark war es zu jener Zeit sehr still. Ueberlaut war es in diesem Lande eigentlich nie gewesen.

Es wäre auch schwer zu sagen, zu was in der Welt der wackere, gemüthstiefe, aber geistig langsame Steirer weniger passen würde, als zum Revolutionär. So war auch die Grazer Bewegung von 1848 nichts Anderes gewesen, als eine sehr verkleinerte und komisch in's Urgemüthliche verzerrte Kopie der Wiener März- und Oktobertage. Die militärische Reaktion hatte in diesem Lande keinen Anlaß zu Heldenthaten gefunden und ihre würdige Nachfolgerin, die Reaktion im Beamtenrocke, fand gleichfalls verzweifelt wenig Stoff dazu.

Niemand aber war über diese Thatsache verzweifelter, als der Mann, der damals den Posten eines öffentlichen Anklägers für den Grazer Gerichtssprengel bekleidete. Dieser k. k. Staatsanwalt war kein gewöhnlicher Mensch. In niedrigen Verhältnissen geboren und aufgewachsen, hatte er sich durch seltene Geistesfrische, durch eisernen Fleiß, durch ungewöhnliche Energie in jüngeren Jahren schon zu einem so wichtigen Posten emporgearbeitet. Was ihn trieb, war ein schier wahnwitziger Ehrgeiz, — wenn anders sein Motiv diesen Namen verdient. Denn er geizte nach Ruhm, Macht und Ehren. Ehre im Singular war ihm gleichgiltig. Ueber die Lächerlichkeit ein Herz zu haben, war er hinaus, an der Stelle desselben saß bei ihm eine Liste seiner Vordermänner, die er überspringen wollte um jeden Preis.

Und diesen Mann hatte das neidische Schicksal auf einen Platz gestellt, wo man sich so ganz und gar nicht auszeichnen, wo man weder Staat noch Kirche auch nur ein Bischen retten konnte. Er mußte sich mit gewöhnlichen Dieben und Betrügern abplagen, indeß glücklichere Kollegen anderwärts in Hochverrathsfällen und Religionsstörungen schwelgten. Und doch hatten seine Vorgesetzten große Thaten von ihm erwartet. In seiner Instruktion stand geschrieben, daß er zwei Dinge vollbringen müsse: er müsse den Geheimbund der „Deutsch-Katholiken" entdecken und sprengen und ebenso die „hochverrätherischen Verbindungen mit den Magyaren". Und da es so geschrieben stand, so mußt' es ihm auch gelingen.

Es hatte aber Beides einige Schwierigkeiten. Ein Geheimbund der „Deutsch-Katholiken" bestand nicht; es lebten nur noch wenige vereinzelte Anhänger Johannes Ronge's im Lande und die hielten sich fein still und gingen sehr ostentativ zum römisch-katholischen Gottesdienste. Was aber vollends die „Verbindungen mit den Magyaren" anbelangt, so bestanden sie absolut nicht und hatten nie bestanden, auch nicht zur Revolutionszeit. Dies mag eine Thatsache bezeugen, welche als Kuriosum denkwürdig ist. Dasselbe „Sicherheits-Komité für Steiermark", welches den aufrührerischen Wienern Hilfsmannschaften gesandt, berieth auch die Mittel, durch die man einem etwaigen Einfall der Ungarn vorbeugen könnte!

Diese kleinen Schwierigkeiten also standen der Erfüllung der Instruktion entgegen. Aber unser Staatsanwalt achtete ihrer nicht: seine Karrière stand ja auf dem Spiele. Und es gelang ihm Beides. Ja! — so unglaublich es auch klingen mag — er sprengte den deutsch-katholischen Geheimbund, er deckte die hochverrätherischen Verbindungen der Steirer mit den Magyaren auf. Wie es ihm gelang, ist freilich etwas eigenthümlich und sehr interessant. Die deutsch-katholischen Geschichten sind bereits genügend von Anderen behandelt worden, ich aber will hier erzählen, wie besagter k. k. Ehrenmann mindestens einen von Kossuth's Mitverschworenen entdeckte.

Ich erzähle nach den Akten, die mir vorgelegen.

Im Hochsommer 1852 machten zwei Grazer eine Fußtour durch Obersteiermark. Sie kamen hiebei auch in ein kleines, abgelegenes Bergdorf in der Nähe von Admont. Von hier aus beschlossen sie einen der nahen Bergriesen zu besteigen. Sie machten sich am Nachmittage auf und erreichten am Abend eine einsame, halb verfallene Hütte. Hier beschlossen sie über Nacht zu bleiben und in der Morgendämmerung den Gipfel zu ersteigen. Die Nacht war kühl, sie machten daher ein tüchtiges Feuer an. Das Material hiezu fanden sie reichlich vor, Reisig lag überall umher, die Hütte stand am Waldrande und war früher offenbar von Holzknechten

bewohnt gewesen. Beim Scheine des Feuers nun entdeckten die beiden Touristen an einer der Holzwände nachfolgende Inschrift:

Fifat die Rebublik!
Salz muess pillig wern!
Der Paur derf jagn!
Hoch Fernand der Gitige!

Diese Inschrift war halb verwischt. Darunter standen folgende, gleichfalls kaum noch lesbare Worte:

Die Ungern und Deitsche wölln Koschut zum Kaiser!
Mir wölln unsern Hanns!

Offenbar jüngeren Datums als die beiden anderen, und noch leicht lesbar, stand schließlich folgende politische Tagesneuigkeit:

Die Ungern und Russen sein gut freind!
Koschut wird doch Kaiser!
Win wird plintert!

Unsere Touristen entzifferten mit einiger Mühe diese Weisheitssprüche eines einsamen Politikers der Alpen, lachten herzlich darüber, notirten sie wörtlich und schliefen dann friedlich ein. Am nächsten Tage erwachten sie mit der Sonne, vollendeten ihre Partie und kehrten am Nachmittage fröhlich in das Wirthshaus des Bergdorfes zurück. Am Abend erzählten sie dem Wirthe und

den anwesenden Bauern von ihrer Entdeckung, lasen die Inschrift vor und forschten nach dem Verfasser. Aber den wußte Niemand zu nennen. „Die Hütte steht in 'n Kreuzbauern sein Wald", belehrte sie der Wirth, „seine Holzknecht' haben d'rein gewohnt, aber ob von die aner schreiben kinnt, waß i nöt." Damit war das Thema erschöpft; weder die Bauern noch die Touristen dachten weiter daran.

Anders aber war's mit einem anderen Gaste, der in einem Winkel der Stube saß und dort, anscheinend von der Ermüdung überwältigt, eingeschlafen war. Mindestens hielt er die Augen geschlossen und schnarchte vernehmlich. Das war der Gensdarmerie=Postenführer aus Admont. Nicht aus Ermüdung schnarchte er, sondern aus k. k. Amtseifer; auch die Augen hielt er nur kriegslistig geschlossen, damit sein Blick die beiden Touristen, die ja Emissäre der Revolution hätten sein können, nicht in der Verübung etwaiger Hochverräthereien genire. Aber das Ohr des Gesetzes wachte um so aufmerksamer und vernahm wonnetrunken die Märe von der geheimnißvollen Kossuth=Inschrift.

„Dahinter steckt was!" flüsterte das Gesetz, als es schlafen ging, „da sind fünfundzwanzig zu verdienen." Fünfundzwanzig Gulden meinte der wackere Mann. Denn so viel war jedem Sicherheitsorgane, welches irgend etwas Hochverrätherisches entdeckte, als Prämium

zugesichert. Daß man just diese Zahl wählte, darf nicht verwundern; die Zahl fünfundzwanzig war damals in Oesterreich stark in Mode.

Wie die Träume des Mannes gewesen, weiß ich nicht — es steht nichts davon in den Akten. Aber was nun folgt, ist eben so prosaisch als wahr. Der Gensdarm stieg zur Hütte empor, nahm dort genaue Abschrift von den räthselhaften Worten und schickte dieselben sammt Rapport an sein Abtheilungskommando, von wo beide zum Flügelkommando in Graz wanderten. Und drei Tage später brütete bereits unser Staatsanwalt über ihnen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß der scharfsinnige Mann auf den ersten Blick erkannt haben mußte, er habe es hier mit den Aufzeichnungen eines armseligen, unwissenden Menschen zu thun, die für Niemand in der Welt Bedeutung haben könnten, außer für den Redakteur der „Fliegenden Blätter“ in München. Aber andererseits wußte der Mann, daß er „hochverrätherische Verbindungen mit den Magyaren“ aufdecken müsse und entschloß sich daher kurz. Hier hatte er doch mindestens einen Anhaltspunkt, wenngleich nur einen bodenlos lächerlichen. Aber „Hochverrath ist Hochverrath“, dachte er wohl, und veranlaßte daher die Entsendung eines eigenen Untersuchungsrichters nach dem Dorfe, der den Auftrag erhielt, alle Erhebungen zu pflegen, den Ver-

fasser unbedingt zu eruiren und ihn nach Graz zu bringen, „todt oder lebendig".

Der Untersuchungsrichter requirirte einige Gensdarmen als Assistenz, begab sich zur Hütte, ließ das sonderbare Corpus delicti — das Brett sammt Inschrift — herausheben und ins Dorf bringen. Dort inquirirte er zunächst den Wirth, der ihn aber an den Kreuzbauer wies, den Besitzer. Dieser wohnte etwa eine Stunde vom Dorfe in einem einschichtigen Gehöfte und war nicht wenig erschrocken, als der seltsame Zug — der Untersuchungsrichter, das Brett, die Gensdarmen und das halbe Dorf als Zuschauer, bei ihm anlangte. „Kennen Sie das? Haben Sie das geschrieben?" fuhr ihn der Untersuchungsrichter an. Aber der Kreuzbauer versicherte seine Unschuld unter Berufung auf einen gewichtigen Umstand: er war der edlen Schreibkunst nicht mächtig. „Leicht haben's d'Herrischen g'schrieben, die allweil auf'n Berg laufen", meinte er. Aber der Untersuchungsrichter entschied kurz: „Das hat kein Städter geschrieben." — „Dann hat's mei' Seppl g'schrieben, mei' Knecht, er hat vier Jahr im Häus'l gewohnt", verrieth der Kreuzbauer. Auf seine weiteren Fragen erfuhr der Beamte, daß besagter Seppl Holzknecht sei und das Lesen und Schreiben von den Benediktinern in Admont gelernt habe. „Also ein Mensch von einiger Bildung?" inquirirte er erfreut weiter. „Na," lachte

der Kreuzbauer, „dös net, mei' Seppl ist thörisch (taub) und . . . .“ Und er wies mit dem Finger auf die Stirn, um anzudeuten, daß es im Oberstübchen des Verdächtigen nicht ganz richtig sei.

Der Mann des Gesetzes stutzte einen Augenblick. Dann aber fiel es ihm ein, daß er ja nur einen Hochverräther überhaupt zu liefern habe, daß der Mann bei Vernunft sein müsse, stand nicht in seinem Auftrage. „Wo ist dieser Seppl?“ fragte er daher.

Er erhielt zur Antwort, daß der Mann etwa eine halbe Stunde vom Hofe entfernt, auf einer Waldblöße arbeite.

Der Untersuchungsrichter bot seine Getreuen auf und machte sich auf den Weg nach der Waldblöße. Er wollte sich nicht das Verdienst entgehen lassen, selbst den Hochverräther verhaftet zu haben. Aus Neugier zogen die Dörfler mit, verstärkt durch die ganze Bewohnerschaft des Kreuzbauerhofes.

Es war wohl eines der seltsamsten Bilder, die je die alte gute Sonne beschienen, als nun der feierliche Zug auf der Waldblöße anlangte und sich um den gefährlichen Seppl gruppirte. Dieser zeigte sich äußerlich wenig als Revolutionär. Eine kleine untersetzte, etwas verkrüppelte Gestalt, bekleidet mit Bundschuhen, Lodenhosen und Lodenjoppe. Den Hals zierte ein überaus stattlicher Kropf, der bis auf die Brust herabfiel. Das

eckige, häßliche Antlitz sah aus, als hätte es ein recht ungeschickter Meister aus sprödestem Holze geschnitzt. Die beiden kleinen Aeuglein schienen starr vor Erstaunen über die ehrenwerthe Versammlung. Staatsgefährlich mochte der Seppl schon sein, geistreich aber war er sicherlich nicht.

Der Richter verlor keine Zeit, er schritt schnell auf Seppl zu und hielt ihm das Corpus delicti vor die Nase: „Kennen Sie das?“ fragte er.

Seppl nahm das Brett in die Hand und wendete es hin und her. Es machte ihm offenbar Mühe, sich zu vergegenwärtigen, daß dasselbe Brett, welches bisher einen Theil seiner Hüttenwand gebildet, nun plötzlich zu ihm in den Wald hinausspaziert war. Dann aber lächelte er blöde und verlegen, wies auf die Schrift=zeichen und sagte: „Dös hob' ja i g'schrieben!“

Der Richter athmete auf. „Also Sie sind geständig, das geschrieben zu haben? Dann verhafte ich Sie im Namen des Gesetzes.“

Das verstand der Seppl nicht ganz, aber klar wurde es ihm, als ihn die Gensdarmen nun in die Mitte nah=men, ihm die Hände auf den Rücken banden, und ihn aus dem Walde hinaus und in's Dorf führten. Der Richter schritt stolz an der Spitze, die Bauern folgten gedrückt und kopfschüttelnd, Seppl schluchzte. So kam der Zug vor dem Wirthshause an.

In der Wirthsstube ward das erste legale Verhör mit Seppl aufgenommen. Schon die Feststellung des Nationale ging schwer; denn erstens war Seppl taub, zweitens war er überhaupt nicht ein Mann des raschen Denkens und Sprechens, und drittens war er bezüglich gewisser Dinge, wie z. B. bezüglich seines Alters, nicht mit sich selbst im Klaren. Wie er aber nun über die Inschriften Rede stehen sollte, stockte er vollends, nur daß er jene Worte vor drei, beziehungsweise vier Jahren geschrieben, gestand er ein. Aber im Uebrigen verhielt er sich mehr als lakonisch. Nur einmal erwiederte er: „Die Leut' haben so g'redt und aufg'schrieben hab' i's, daß i mir's mirk (merke)." Aber mehr war von ihm nichts herauszubringen. Oeffnete er überhaupt den Mund, so war es zu einem Stoßseufzer an seinen Schutzpatron, den heiligen Joseph.

Der Richter schloß das Protokoll, nahm den Seppl und zwei Gensdarmen mit sich und lieferte den Hochverräther sammt dem Brette triumphirend an das Grazer Landesgericht ab.

Die Untersuchung, deren sich unser Staatsanwalt persönlich eifrigst annahm, begann und dauerte volle drei Monate. Der arme Halbtrottel wurde unzählige Male verhört, man inquirirte an ihm herum, daß es ein Erbarmen war. Ein anderes Opfer hätte den Ver-

stand verlieren können, beim Seppl war wenigstens dies Gottlob! nicht zu befürchten.

Ich will diese Untersuchung, die tollste und erbärmlichste Farce, die je im Namen der Gerechtigkeit inscenirt worden, nicht in ihren Einzelheiten wiedergeben. Ich fasse nur kurz ihre Resultate zusammen.

Seppl gestand, jene drei Inschriften zu verschiedenen Zeiten, an der Wand seiner Hütte angebracht zu haben. Er habe die Mittheilungen sämmtlich in der Revolutionszeit im Wirthshause unten vernommen und sie niedergeschrieben, damit er sie nicht vergesse. Jene Sätze waren also Seppl's politisches Tagebuch — nicht mehr und nicht weniger.

Auch bezüglich jeder einzelnen Inschrift „gestand" er Alles. Die erste habe er im Frühjahr vor vier Jahren geschrieben, also im April oder Mai 1848. Damals sei große Bewegung im Wirthshause gewesen, man habe getrunken, geschossen, die Volkshymne gesungen und „Vivat die Republik!" gerufen!! Der Kaiser, erzählte Seppl, habe nämlich „a Republik geb'n", welcher „Republik" zufolge alle Bedrückungen des Landvolks aufhören würden. Auch sei hierdurch der Preis des Salzes herabgesetzt, die Jagdfreiheit für die Bauern eingeführt worden. Seinen Gefühlen des Dankes für den Kaiser, dem man doch besagte „Republik" verdanke, habe er eben durch das beigefügte „Hoch Fernand der

Gitige!“ Ausdruck gegeben. Auch gestand er, selbst häufig, freudig und aus vollem Herzen „Vivat die Republik“ gerufen zu haben.

Die zweite Inschrift habe er im Sommer 1848 niedergeschrieben. Da habe man nämlich erzählt, daß die „Ungern und Deitschen“ den „Koschut“, welcher ein „ungarischer Fürst“ sei, zum Kaiser ausrufen wollten. Damit sei aber das ganze Dorf und auch er nicht einverstanden gewesen. Seppl und seine Mitbürger seien vielmehr der Ansicht gewesen, daß, wenn man schon einen neuen Kaiser brauche, man dazu „unsern Hanns“ wählen müsse, den Reichsverweser Erzherzog Johann nämlich, welcher sich im ganzen deutsch-österreichischen Alpenlande einer schier unbeschreiblichen Beliebtheit erfreute.

Die dritte Inschrift endlich stamme aus dem Herbst 1849. Da sei ein „Kotscheber“ (Südfrüchtehändler aus der Gottschee) durchs Dorf gekommen und habe die Neuigkeit gebracht, daß die Ungarn und die Russen sich vereinigt, daß „Koschut“ doch Kaiser werde, und daß die „Grobaten“ (Kroaten) aus Rache Wien geplündert.

Schließlich war Seppl geständig, die Inschriften jedem seiner Besucher gezeigt, und die dort aufgezeichneten Neuigkeiten auch mündlich allen Holzknechten mitgetheilt zu haben.

Das war das Material, das unserem biedern Staatsanwalt bei Abfassung des Anklageaktes vorlag. Und was wußte der geschickte Mann daraus zu machen? Er erhob gegen Seppl die Anklage wegen Verbrechens des Hochverraths, begangen durch Verbreitung staatsgefährlicher Nachrichten und direkte Agitation gegen die bestehende Staatsordnung. Begründet war diese Anklage durch Seppl's „Geständnisse". Derselbe gestehe, häufig „Vivat die Republik" gerufen zu haben und habe sich hiedurch offen als „Anhänger der Umsturzpartei und Gegner des monarchischen Prinzips" manifestirt. Derselbe sei ferner geständig, Gerüchte bezüglich der bevorstehenden Absetzung des legitimen Monarchen verbreitet, und sogar direkt für einen bestimmten Prätendenten (Erzherzog Johann) agitirt zu haben. Ein besonderes Gewicht legte der Anklageakt auf die letzte Inschrift. Der „Kotscheber" sei wohl ein Emissär der magyarischen Revolutionspartei gewesen, dazu ausgesandt, um durch tendenziöse Entstellungen (Abschluß einer Allianz zwischen den Ungarn und Russen) den gesunkenen Muth der Anhänger dieser Partei in den übrigen Provinzen zu beleben, und durch die Lüge, die kroatischen Soldaten hätten die Reichshauptstadt geplündert, den Haß gegen das k. k. Heer zu entflammen. Durch den Eifer, mit dem der Angeklagte in jeder ihm möglichen Form diese Nachrichten verbreitet, sei er dringend verdächtig ge-

worden, selbst ein Anhänger der Kossuthpartei zu sein! . . . .

Das ist lustig, nicht wahr mein Leser?! Aber was nun folgt, ist noch ergötzlicher.

Seppl wurde vor ein Fünfrichter-Kollegium gestellt. Unter diesen fünf Männern gab es sicherlich gewissenhafte, ehrliche Menschen, die die ganze jämmerliche Komödie durchschauten. Aber damals durfte kein Hochverrathsprozeß mit einer Freisprechung enden; man mußte Staat und Kirche in möglichst eklatanter Weise retten. Und Seppl ward schuldig gesprochen und — „in Anbetracht zahlreicher Milderungsumstände" — zu nur sechs Monaten schweren Kerkers verurtheilt. Seppl's Vertheidigungsrede bei der Schlußverhandlung wirft das charakteristischeste Licht auf jenes „Schuldig". Als ihn nämlich der Präsident fragte, was er zu seiner Vertheidigung vorbringen könne, wies er schluchzend auf den Staatsanwalt: „Der Herr hot eh' schön g'redt . . . . i sog nix . . . i bin a Hulzknecht!" Er hatte keine Sylbe von der Anklage verstanden und geglaubt, der Staatsanwalt spreche für ihn! . . . .

Seppl wanderte in den Kerker, die „hochverrätherischen Verbindungen mit den Magyaren" waren „entdeckt und gesprengt!" Ein Jahr später sprengte der Staatsanwalt den „Geheimbund der Deutsch-Katholiken" auf ganz ähnliche Art.

Der Staatsanwalt hat seinen Lohn empfangen, er wurde — nachdem er seine Instruktion erfüllt — in den Adelstand erhoben und stieg rasch von Stufe zu Stufe. Unter Schmerling wurde er „liberal“ und Reichsrathsabgeordneter, unter dem Bürgerministerium avancirte er zu hohen Würden. Derzeit ist er noch immer „liberal“, wenngleich nicht mehr Abgeordneter, einer der ersten Justizbeamten Oesterreichs . . . .

Und in der vierten und letzten Historie endlich tritt die Reaktion nur als Henker auf . . . als blutrother Henker . . .

. . . . „Vier Worte, Signor! Wegen vier Worten haben sie mir den theueren Knaben erschossen! Weh mir, weh!“ . . . .

Ob ich den Ton je aus meinem Ohre werde bannen können?! Wer durch fremde Lande wandert und ist's auch der Sorglosen einer, der's nur des lieben Wanderns wegen thut und der Begnadeten Einer, dem feines Empfinden gegeben; nur selten fügt sich's doch, daß ihm am Wege ein fremdes Geschick wirklich tief durch's Herz geht, so recht durch's tiefste Herz. Sehr selten! — beladene Menschensöhne sind wir ja allesammt und so frei ist keiner gestellt, daß er nicht sein eigen Leid mittrüge in die Welt und die Fremde bleibt doch die Fremde — was ist uns Hekuba, daß wir um sie weinen sollten?! Aber zuweilen weinen wir doch um

sie, wir müssen's! Jäh, urplötzlich, vielleicht mitten im Sonnenschein heiterster Wanderlust tritt uns ein großes Menschenleid in den Weg und uns erbebt das Herz, als hätte es der Abprall des Blitzes gestreift, welcher das arme wildfremde Herz dicht neben uns zerschmettert — „o, wär' ich todt, Signor!" . . .

Greifbar klar steht der stolze, schöne Campo Santo am Fuße der Alpen vor meinem Blick und von dem geborstenen Grabhügel richtet sich die todtblasse Greisin auf und streicht sich das wirre weiße Haar aus der Stirne und ruft gellend: „Die feigen Henker! vor einem Kinde haben sie gezittert! Was blickt Ihr mich an, Signor? Ich bin nicht wahnsinnig! — leider! — Gott ist nicht so barmherzig . . ."

Das war zu Brescia —

Eine seltsame Laune hatte mich von Mailand her in die düstere Stadt geführt, wo Blut und Thränen geflossen sind, wie Bäche. Ich hatte sie nie zu schauen gedacht, in stürmischer Märznacht war ich an ihren Mauern vorbeigesaust und schwamm nun schon mehrere Wochen behaglich im Treiben der heiteren lombardischen Metropole: wie lebt's sich so lieblich, wie lebt's sich so süß im weißen prächtigen Milano! Einen wackeren Cicerone hatt' ich da, einen jungen Gelehrten, gelehrt genug, um mir die dunkelste Palimpseste der Ambrosiana zu erläutern, doch auch jung genug, um gründlichsten

Aufschluß zu geben über jenen Strom warmlebendiger, glutäugiger Schönheit, welcher täglich durch Porta Venezia den Corso entlang an uns vorbeifluthete. Aber am liebsten schwelgten wir selbander im Genusse jener Schönheiten, welche nie launisch sind, nie runzlich werden, welche seit Jahrhunderten Jedem gleich holde Freude in's Herz hineinlächeln — in der Gemäldesammlung der Brera. Und da war's, wo ich das Täfelchen fand, das mich nach Brescia trieb.

Es war nur ein armseliges Sandstein-Täfelchen, welches einst wohl weiß geblinkt, aber nun, in währendem Zeitenlauf und weil es so viele Fliegen in der Brera giebt, schier schwärzlich geworden. Und unter einem Gemälde war's befestigt, von dem mir nur erinnerlich, daß es kein Gemälde war, sondern recht viele Farben, auf ein großes Stück Leinwand aufgetragen. In diesen Sandstein waren einst vergoldete Buchstaben eingelöthet gewesen, welche dem Beschauer verkünden, wer das Gemälde in den zwanziger Jahren der Stadt Mailand geschenkt: „Francesco I. Imperatore.“ Aber heute konnte man diese Pracht nur noch ahnen, denn gewaltsam herausgerissen waren die Buchstaben, der Stein jämmerlich zerhackt und nebst den Fliegen hatte sich auch der Menschengeist in Versen und Zeichnungen darauf verewigt. Kurz — das arme Täfelchen sah aus, wie in Parva die hinterste Schulbank, wo die schlimmsten

Buben sitzen. Gleichwohl war die Inschrift noch ziemlich erkennbar. Denn jenen Raum, welchen die Buchstaben eingenommen, hatten die Fliegen einst nicht mit den Spuren ihres Daseins schmücken können und so hoben sich diese Streifen schmutziggrau ab von dem tiefbraunen Hintergrunde. Es war eine seltsame Inschrift . . .

Eine seltsame Inschrift und lange mußt' ich davor stehen und mancherlei ging mir im Schauen durch Herz und Hirn. Just nichts Lustiges! Dieses armselige Täfelchen predigte ein düsteres Stück unserer Geschichte; vielleicht auch ein Stück Nemesis. Aber dann konnt' ich doch wieder lächeln. Das Geschenk haben sie behalten, nur den Namen des Schenkers verwüstet — und wie! . . . Nein! das deutete doch nur auf Jugendlichkeit . . .

„Sicherlich ist's auch nur in der ersten „furia" geschehen", entschuldigte mein Freund. „Wohl im Hochsommer 1859. Was damals in uns Lombarden kochte und jählings aufflackerte, war ein Unsägliches — ich hab's als junger Bursche mitgefühlt, ich finde kein Wort, jene Tage zu schildern. Unsägliches hatten wir ja auch gelitten. Und wen wüthender Durst peinigt, prüft das Getränk nicht lang. Damals mußt' es mit diesem Täfelchen just so kommen, wie's eben kam. Aber heute? Heute paßt es nicht mehr hierher, minder um euret- als um uns'retwillen. Der alte Haß ist ver-

flogen, was soll noch die kleinliche Spur? Möge sie bald verschwinden . . . ."

„Cosi sia!" klang es laut, langgedehnt hinter uns; giftigste, grimmigste Ironie lag in dem beistimmenden Wort. Wir wandten uns hastig um. Vor uns stand ein blutjunges, elegantes Paar, offenbar Bruder und Schwester, sie ein üppiges, nettes Persönchen von sechszehn Jahren, mit einem rosigen vorwitzigen Gesichtchen und blitzenden Schelmenaugen, die man sogleich mit Küssen hätte schließen mögen; er etwa vier Jahre älter, dieselben Gesichtszüge in's Männliche übersetzt und um ein trotziges Schnurrbärtchen vermehrt. „So sei's!" wiederholte er so ironisch, als es dem guten Jungen nur eben gelingen wollte. „Der alte Haß ist verflogen, wir segnen die Oesterreicher, so oft wir ihrer gedenken. Zu einem Denkmal für Haynau ist es freilich noch nicht gekommen, aber es bedürfte nur der Anregung: besonders in meiner Vaterstadt Brescia bürge ich für einen glänzenden Ertrag der Subscription! Darum fort mit diesem Täfelchen; es ist ein schreiender Beweis unserer Undankbarkeit und beleidigt überdies die Gefühle irgend eines Herrn Fremden! . . ."

Das sprudelte nur so hervor. Und das „straniero" sprach er mit einem Ton und Blick, als wäre ich mindestens des seligen Haynau entfernter Anverwandter. Die hübsche Signorina aber schwieg zwar, doch die

Augen blitzten, das Fäustchen ballte sich, daß das hellgraue Dänenleder krachte, und als sie's jählings wieder öffnete, mußt' ich unwillkürlich denken: Madonna! was mögen für scharfe Nägel an diesem weichen Tätzchen sein! . . . .

Mein Freund ward nicht heftig, er war ein kühler, glatter Turiner. Er lächelte sogar, allerdings etwas spöttisch. Dann aber erwiederte er sehr ernst: „Sie sind aus Brescia? Dann wundern mich Ihre Worte nicht. Ich habe auch nichts dagegen einzuwenden. Addio Signor!"

Wir gingen. Die Geschwister sahen uns verdutzt nach; auch ich war ein wenig betreten. „Sie staunen?" fragte mein Freund. „Brescia ist die einzige Stadt Italiens, wo noch der Haß gegen Ihr Vaterland gleich glühend fortlebt. Dort saugt ihn das Kind mit der Muttermilch ein, dort predigen ihn die Steine. Es giebt eben Dinge auf Erden, die sich nimmermehr vergessen lassen . . . ."

Wir traten auf die Gasse und flanirten langsam an der Scala vorbei auf den Domplatz. Der junge Gelehrte plauderte vergnüglich, wie hübsch die Kleine in ihrem Zorn gewesen und dann von tausend anderen Dingen. Aber ich hörte ihm wenig zu und gab spärliche Antwort. Endlich, als wir bei Biffi über unserem Frühstück saßen, fiel's ihm auf: „Was quält Sie

nur?“ — „Mich?“ erwiederte ich und fuhr auf wie aus einem Traume, „ich — ich werde morgen nach Brescia fahren.“

. . . Es war ein blitzender blauer Frühlingstag, da ich's that. Der Thau schimmerte auf den tiefgrünen Saatfeldern der Ebene; rosig blinkten in der Morgengluth die stolzen weißen Häuser von Cassano, dann donnerte der Eilzug über die blaue Adda, nordwärts den Bergen zu, den violetten Bergen, die sich von der eisigen Höhe des Monte Cadella jäh, wie sehnsüchtig hinabstürzen in's blühende Welschland hinein. Dann Bergamo, das seltsame, zwiegetheilte, droben am Fels die düstere Altstadt, drunten in der Ebene der reiche, nüchterne Handelsplatz. Und wieder grüne Saaten und duftverklärte Gipfel, der stürmische grüne Oglio — endlich Brescia. Ein Gewirre von Thürmen, Dächern und Basteien, anmuthig um den Fuß der Berge geschmiegt. Aber der Blick haftet kaum darauf; ihn fesselt vor Allem das mächtige finstere Castell, welches die Stadt überragt, dann die Stätte der Todten, an welcher der Zug vorbeisaust: unzähliges weißes Gestein, aus grünen Büschen hervorlugend, dazwischen eine schlanke, weiße Säule, welche wie ein Siegeszeichen ob all' der Verwesung in den lichten Himmel hineinragt. So muß, wer diese Stadt von fern ersieht, an Krieg und ruhmverklärtes Sterben denken.

Daran denkt auch, wer sie durchwandert. Aber auch noch auf andere, viel düsterere Gedanken kommt er, nein! sie kommen über ihn und halten ihn gebannt. Oder mußt' es sich nur mit mir so fügen, der ich schon mit einem bestimmten Gefühle in der Brust diese Stadt betrat? Aber es wuchs in mir bei jedem Schritte, Alles bestärkte mich darin und es war ein sonderbares Gefühl, zu wild, um es Wehmuth, zu mild, um es Grauen zu nennen. Ich sah allorts begrabenes Leid, verschollene Schuld — verschollen und begraben und doch lebendig! In dieser Stadt gehen die Gespenster am hellen Tage umher, nicht blaß und schreckhaft, sondern greifbar und verständig. Alles Schimmern und Leuchten des Lenzes konnte mich nicht vor ihnen retten. Es war ein Tag von heiterer, unsäglicher Klarheit, aber fast schmerzhaft empfand ich all' seine Schöne. Das war nicht das rechte Licht, diese Stadt zu betrachten.

Und welches wäre dies rechte Licht? Etwa der Mond, in dessen zittrig blassem Strahl uns die schwarzen steilen Gäßchen Genua's, die breiten, ausgestorbenen Palaststraßen Ferrara's so seltsam an's Herz rühren? Nein, noch minder! Denn wohl sind jene Städte düster, aber zugleich alterthümlich und phantastisch — um all' ihre dunkle Oede breitet sich der Schleier melancholischer Schönheit. Brescia jedoch ist nur düster, sehr düster, und zugleich von nüchterner Häßlichkeit, häßlicher Nüch=

ternheit. Der Raum ist kostbar in einer Festungsstadt, darum sind die Häuser hoch, die Gäßchen eng. Nur zwei Plätze gewähren wenn nicht anmuthigen, so doch stylvollen Anblick, sonst stehen diese Häuser aufmarschirt wie Soldaten, eintönige, finstere Nutzbauten, endlose Reihen — hoch und schmutzig; schnurgerade laufen diese Gäßchen, von schnurgeraden Quergäßchen werden sie durchschnitten. So der Eindruck für das Auge. Und jener für's Ohr bestärkt nur dasselbe Gefühl in des Wanderers Brust. Denn von all' jenem tollen, überquellenden Leben, welches in diesem wunderreichen Land Italien dem Nordländer vielleicht als das Wundersamste erscheinen will, grüßt und lockt hier kaum eine Spur. Hier singt man nicht, hier lacht man nicht, selten sogar tönt — ich spreche von einem Weichbild Welschlands und daher wird man mir's kaum glauben wollen — eines Bettlers Gejammer. Aber schier jedes Haus ist eine Werkstätte, die Hämmer dröhnen, die Bälge pusten, in der Luft schwimmt allimmer und wohin der Fuß sich wenden mag, ein gewaltiges, dumpfes, schütterndes Schwirren und Sausen — das ist das Lied, welches diese Stadt dem Fremdling zusingt, die Eisenstadt: „Brescia armata!“ ...

Die Eisenstadt — der Name paßt! Das Eisen ist ein schlichtes, düsteres Metall, sehr nützlich, aber es kann auch fürchterlich werden. Diese Leute sind keine heiteren

Schwärmer, sondern kalt, ruhig, fanatisch. Sie arbeiten zum eigenen Nutzen, indem sie Waffen für das Vaterland schmieden, und wenn es Noth thut, so schwingen sie diese Waffen in der eigenen Faust und sterben für das Vaterland. Erbarmungslos gegen den Feind, wie gegen sich selbst, haben sie ebenso ungerührt in den Tagen ihrer momentanen Befreiung wehrlose Deutsche niedergemetzelt, als sie dann ungerührt ihre Jugend auf den Wällen zerschmettert dahinsinken gesehen. Sie haben keinen Pardon gegeben, noch genommen . . . Wer etwa in der Ferne von der Art gelesen, wie Brescia 1848 seine Befreiung begangen, und dann von jenem 1. April 1849, da Haynau sich den scheußlichen Beinamen verdient, — wem diese Bilder vor der Seele stehen und seine Phantasie sucht sich nun den Hintergrund hiefür zu verschaffen, einen passenderen findet sie nicht, als ihn die Wirklichkeit bietet: diese düstere, graue, nüchterne Stadt, durchsaust, durchbraust, durchzittert von dumpfem Hammerschlag . . .

Fünfundzwanzig Jahre sind eine kurze Frist für Menschen solcher Artung; noch lebt allüberall die Spur jener schaurigen Lenztage. Vielleicht übersieht das, wer leichtmüthig durch diese Straßen geht, ungekränkt von aller Vergangenheit; aber wem sie das Herz belastet, dem schärft sich das Aug' für jegliche solche Spur. Da traf ich auf Häuser, die aussahen wie Krüppel, ein Theil

unversehrt, ein anderer nur nothdürftig zusammengeflickt und statt der Steinsäulen Stelzfüße aus Holz. Oder das ganze Haus war heil, nur ein Erker lag in Schutt und Asche und „1849“ hatten sie zierlich darunter hingemalt. Derlei verfehlt nun freilich leicht die Wirkung, denn vor der Narbe des Veteranen mag man sich gerne beugen, ob aber auch vor dem künstlich offen erhaltenen — Renommirschmiß?!... Aber mehr als an den Häusern rührte mich die Spur jener verschollenen Leiden im Antlitz der Bewohner, besonders der Frauen. Man trifft kaum irgendwo noch so viele blasse, stolze, herbe Angesichter, so tief und traurig sinnende Augen, solchen gar nicht anmuthigen, aber schier majestätischen Gang. Ich weiß wohl, daß die Frauen, welche im Glanze des schönen Frühlingstags unter den Arkaden der „Piazza vecchia“ an mir vorbeipromenirten, nicht deshalb traurig und herb blickten, weil sie just Haynau's gedachten. Aber wenn solche Schicksale über eine Stadt gekommen, so prägen sie sich eben unvergänglich auch in das sprödeste, beweglichste, vergänglichste Metall, das Menschenantlitz. Diesem blühenden Geschlecht sind einst auf das weiche Kindesgesicht die glühenden Thränen der Mütter gefallen, und solche Thränen lassen, auch längst vertrocknet, noch eine Spur zurück... Stolz und herb und muthig mögen übrigens die Frauen Brescia's stets gewesen sein, wie hätten sie sonst an jenem Bluttage

den Muth gefunden, lieber den Tod zu umarmen, als den Feind?!

Nur Eine hat diesen Muth nicht gefunden, und diese ist vielleicht die größte Heldin gewesen. Auf eine seltsame Weise ist mir die Kunde von ihr vermittelt worden. Da kam ich auf der Wanderung von San Clemente, dem Kirchlein, wo sich Moretto durch seinen Pinsel das Grab reicher geschmückt, als dies je ein Fürst vermocht, in ein graues Gäßchen, etwas schadhaft, und an einem Menschen vorbei, der gleichfalls grau und etwas schadhaft war: ein Ohr war ihm glattweg. abgehauen. Es war ein Messerschmied; er stand in der Thüre seines Ladens, neben der ärmlichen Auslage, und starrte vor sich hin. Ich stellte mich vor die schmutzige Scheibe, that, als bewunderte ich die Klingen und schielte nach der Narbe. Natürlich nützte dies der Greis, mich zu versichern, dies seien die allerbesten Messerchen von Brescia. So kamen wir in langes Prüfen und Feilschen, und als ich eins der Dinger erworben, fand ich den Muth, zu fragen, wo er sein Ohr gelassen? — Draußen im Stadtgraben, war die ruhige Antwort, dicht bei „San Pietro in Oliveto“, da liege es anstatt des ganzen Leibes — ein Tausch, bei dem er eigentlich wenig profitirt; deß sei er immer überzeugt gewesen, und jetzt, wo er ganz alt und ganz einsam, nun schon gar!... Wer es abgehauen? Lächerlich! wie man nur so fragen könne,

natürlich der Oesterreicher! Der Lieutenant habe ihm nämlich das Erschießen erlassen, weil die Rita so schön gewesen ... Wer die Rita gewesen? Margherita, seine Tochter, ein braves Mädchen, erst fünfzehnjährig und schön — o, so schön! — und sein einzig Kind. Zwei Tage und zwei Nächte sei sie neben dem Vater auf dem Wall gestanden, ladend und schießend, bis der Oesterreicher hereingebrochen und die Haufen zusammengetrieben, zur Füsillade. Aber der junge Lieutenant habe zur Rita gesagt: „Du gefällst mir, Dich lass' ich nicht erschießen, und mach' auch Du keine Dummheiten mit Deinem Dolch da, sondern lass' Dich in mein Quartier führen. Wenn der Mensch, an den Du Dich klammerst, Dein Vater ist, so soll er auch nur mit einem Denkzeichen davonkommen, wenn Du mir ein freundliches Gesicht machst." Da hätten die Soldaten ihm das Ohr abgehauen und die Tochter fortgeschleppt ... Was aus der Rita geworden? Genau wisse er's nicht, die Leiche sei nicht zu finden gewesen, was kein Wunder, da damals hier so sehr, sehr viele Leichen umhergelegen. Aber er lebe und sterbe der fröhlichen Gewißheit, daß die Rita rein gestorben, oder doch ihre Schande nicht überlebt. Denn sie sei so brav als schön gewesen, seine Rita ...

... Unter dem Eindruck der Geschichte der Rita habe ich mir die Merkwürdigkeiten von Brescia besehen: die prächtige, weißglänzende Kathedrale und daneben ihre

erniedrigte, altersgraue Schwester, das Kirchlein „la Rotonda“; das Museum, in welchem sie in buntem Gemisch werthvolle Reste einer begrabenen schönen Welt und werthlosen Trödel bergen, die Bibliothek des Quirini und die Gemäldesammlung des Grafen Tosi. Aber mit mir gingen die Gespenster der Vergangenheit, und vor einem Bilde des del Sarto erlebte ich's, daß der heilige Josef nur ein Ohr hatte und einen grauborstigen Kopf und mich ansah mit kalten, umdüsterten Augen. Kurz — es war doch nur immer die Stadt des Haynau, die ich durchschritt, und es ist auch übrigens allorts redlich dafür gesorgt, daß man's nicht so leicht vergißt. Da zeigten sie mir z. B. im letzten Stüblein der Bibliothek die heiligen Schätze: ein Stück von dem Kreuze, an das sie einst auf Golgatha den größten Dichter aller Zeiten geschlagen, und auch Reliquien der Dichterschule, die er gestiftet und die sein Wort verkehrt und verwässert, wie dies leider immer die Art solcher Epigonen ist, Reliquien der Apostel und Heiligen. „Aber“, fuhr der Custode fort, „das Allerheiligste, das wir bewahren, ist dieses Blatt hier.“ Es war eine Erklärung der Frauen und Mädchen Brescia's, daß ihnen der Tod ihrer Väter und Gatten, ihrer Brüder und Verlobten minder schmerzlich sein werde, als die Knechtschaft; daß äußerster Widerstand ihr einziger Wunsch sei, die Befreiung Italiens ihr einziges Gebet. Sorgfältig kalligraphirt ist diese Erklärung,

aber auch von den unzähligen Unterschriften ist keine mit zitternder Hand hingeschrieben . . . Oder im Herkules-Tempel, wo sie das „Museo patrio“ aufgestellt, da führte mich der Aufseher durch eine ganze Allee verstümmelter Statuen flüchtig hin und litt kaum, daß ich die herrliche Victoria aufmerksam betrachtete, aber vor einem trübseligen Stücklein Säule blieb er stehen; das möge ich betrachten. Nun, ich that ihm den Gefallen, es war ein Säulenstumpf korinthischen Styls, viel war d'ran nicht zu bewundern. „O, sehen Sie's nur an!“ rief der Mann, „was Sie sonst hier zerbrochen sehen, ist schon so hierher gebracht worden, aber dieses Säulchen ist einst ganz hier gestanden. Aber da kam eines Tages ein Hund und stieß daran und zerbrach es.“ — „Ein Hund?“ — „Ja, hehe, wissen Sie, ein ungarischer Hund mit einem so großen Schnurrbart und Sporen an den Füßen.“ — Dieses Säulchen und dieser grimmige Witz waren überhaupt das Steckenpferd des biederen Trinkgeldmenschen; als ich mir später seitab die Medaillen besah, hörte ich, wie das Steckenpferd auch einer dünnen Dame und dann einem dicken Herrn vorgeritten wurde. Aber ich ärgerte mich darüber nicht, im Gegentheil, ich war dem Menschen aufrichtig dankbar. Denn bei dieser rohen und widrigen Uebertreibung eines an sich berechtigten Gefühls konnte ich wieder lächeln. Und noch dankbarer war ich dem Bildhauer, welcher auf des Königs Auftrag und Kosten

vor der uralten, gewaltigen „Torre del Orologio“ das Denkmal aus Sandstein und Marmor zu Ehren der heldenmüthigen Brescianer geschaffen. Denn da sah ich nicht mehr die Gespenster der Vergangenheit, da sah ich nur noch ein schlechtes Denkmal. Ein sehr schlechtes! — Diesem Denkstein unvergänglicher Thaten ist rascheste Vergänglichkeit zu wünschen. Die Hauptfigur, ein Trauerengel, hält schlaff einen Lorbeerkranz in der Rechten und empfindet, wie ihm deutlich am Gesichte abzulesen, da oben in seiner Vereinsamung ganz außerordentliche Langeweile. Aber noch schlimmer sind die vier Hautreliefs am Sockel. Sie stellen eine Barrikade dar, einen Kampf auf offener Straße, eine österreichische Colonne und ein Begräbniß. Die streitenden Parteien sind sehr glücklich charakterisirt. Die Italiener tragen sämmtlich wallende Gewänder, haben durchweg hübsche, etwas einfältige Gesichter, scheinen auch nahe Verwandte zu sein, da sie durchweg dieselben Gesichter haben, und sehen überaus munter d'rein. Besonders die Jungfrau, welche der stürmenden Colonne entgegentanzt, und eine Andere, welche mit gesenkter Fackel hinter dem Sarkophage einherhüpft, zeigen ungestüme Heiterkeit in den hübschen frechen Alltagsgesichtern ... Was aber die Oesterreicher betrifft, so sind sie gleichfalls sämmtlich nahe Verwandte, aber eine häßliche Familie mit viereckigen Köpfen und verthierten Angesichtern, wahre Scheusale in k. k. Cam-

pagne-Uniform. Doch ist diese Uniform nicht ganz getreu wiedergegeben, sondern der Künstler hat sie in sinniger, patriotischer Symbolik stark in's Vitzliputzlihafte gezogen . . .

Lange stand ich vor diesem Denkmal und was der lenzhelle Tag nicht vermocht, vermochte diese Stümperei: mir sanken die Schatten von der Seele. Wohl blieb's mir auch jetzt lebendig, daß jenes andere Denkmal auf dem Friedhofe zu St. Leonhard in Graz, an dem ich in Jünglingstagen so oft vorbeigegangen, trotz seines Prunks keine Ehrensäule ist, und trotz seiner Inschrift: „Mit Staunen werden künftige Geschlechter der Thaten gedenken, die er auf den Schlachtfeldern Ungarns und Italiens vollbracht." . . . Mit „Staunen" nicht nur, sondern auch mit Abscheu und Entsetzen, das vergaß ich auch jetzt nicht. Aber wie ich so die armen k. k. Vitzliputzli's im Hautrelief betrachtete, mußt' ich mir sagen: Es war eben der Krieg! Und ein Krieg war's, in welchem beiderseits alle Waffen galten! Und die da hinabzogen in's heiße, tödtliche Welschland hinein, waren doch eigentlich keine Teufel, sondern ehrliches, wackeres Soldatenblut, welches seine Pflicht that, indem es seinem Kriegsherrn das Land vertheidigte . . . . Ach ja! jedes Ding hat zwei Seiten und das Beste ist, von jenen unsäglichen Kämpfen und Nöthen zu schweigen. Vergessen, tiefstes Vergessen und für die Zukunft die

freudige Gewißheit, daß mindestens auf diesem Boden und aus gleicher Veranlassung solcher Kampf und solche Noth sich nimmer erneuen könne! . . .

So bin ich denn erleichterten Herzens von dem seltsamen Denkmal geschieden. Aber diese schönere Stimmung sollte mir nicht ungetrübt bleiben. Just bei meiner letzten Wanderung im Weichbilde dieser düsteren Stadt, am zweiten Tage, nachdem ich sie betreten, sollte ich einen Eindruck empfangen, so seltsam, so schmerzlich, daß er mir noch in der Erinnerung peinlich ans Herz rührt . . . „wegen vier Worten!“ — Und hier versagt mein Trostsprüchlein: „Es war der Krieg!“ Denn im Jahre 1856 war's und mitten im tiefsten Frieden, da sie den armen Sandro erschossen . . .

. . . Der Friedhof von Brescia ist vielleicht die anmuthigste Stätte in dieser reizlosen Stadt. Blühendes Strauchwerk umsäumt die weißen Columbarien, wo die Reichen ruhen, blühendes Strauchwerk neigt sich über die Grabhügel der Armen. Nichts erinnert an die Schauer der Verwesung, alles an süße, schmerzlose Rast. Still und bewegt ging ich die Gräberreihen entlang, über denen nichts laut war, als die leisen, holden Stimmen des Lenzes: Vogelgezwitscher und Wehen des Windes in den Blüthenzweigen. Denn wieder war's ein prächtiger Frühlingstag und als die Sonne hoch stand und nun, da sie sank, blieb die lindbewegte Luft kühl und

klar, als wollte dieser ganze gesegnete Tag ein lenzheller Morgen bleiben. Und als die Abendsonne die weißen Steine umglühte, da war's, als schwimme rothe Morgengluth über ihnen. Es war eine Stunde voll unsäglichen Friedens. Und was auf den Denksteinen zu lesen war, störte diesen Frieden nicht. In wüstem Kampf, in bittrer Noth sind viele dieser Herzen gebrochen, aber das Gold und Erz ob ihrer Hülle spricht von Frieden und Versöhnung. Nur daß sie in anderen Städten ihren Theueren als höchstes Lob auf's Grab setzen: „modello di virtù" oder „tresore di bontà", hier aber kurz und stolz: „amante della patria". . .

Unzählige Male las ich das Wort und ward nicht müde, in diesem Garten des Todes auf- und abzuwandeln, bis mich die ersten leisen Schatten der Dämmerung und das Schlüsselgeklirr des Custoden an den Abschied gemahnten. Ich schritt auf das Thor zu. Neben dem Thor, zur Linken, wo die Armen und Namenlosen ruhen, saß auf einem Grabhügel eine Matrone, das Haupt tief auf die Brust gesenkt. Kein Kreuz war ob dem Hügel, doch lag darauf ein frischer Strauß. Ich blickte flüchtig im Vorbeigehen auf die kauernde Gestalt und dann unwillkürlich noch einmal zurück — es war ein bleiches, feines, edles Matronenantlitz, um welches sich breit und licht das weiße Haar legte. Und man sieht jenseit der Alpen so selten eine schöne, ehrwürdige

Greisin! Sie sah kaum auf und streckte mir die Hand nicht entgegen, aber weil ihr Gewand so sehr ärmlich war, so glaubt' ich nicht fehlzugehen, wenn ich eine Münze neben sie hinlegte. Sie dankte, lauter und wortreicher, als es zu ihrem Wesen paßte, aber das ist nun schon die welsche Art. „Und", rief sie, „daß Ihr glücklich heimkommt, Signor Inglese!" — „Ich bin aber ein Deutscher", sagte ich lächelnd und ging weiter. Aber im nächsten Augenblicke wandte ich mich überrascht, verblüfft um. „Bestie! Verfluchter!" hatte die Greisin plötzlich schrill aufgeheult; die frommen Züge waren widrig verzerrt, die stillen Augen funkelten mich unsäglich grimmig an und mein Geldstück kollerte mir vor die Füße. „Nimm und geh' zur Hölle!" . . . War das Weib wahnsinnig? — ich blickte fragend den Custoden an. Er verstand meinen Blick und trat mit süßsaurem Lächeln näher. „Wahrscheinlich ein Mißverständniß!" meinte er zögernd. „Tedesco" heißt bei uns in der Lombardei ein Schwarzgelber. Einen Deutschen nennen wir „Prussiano". Die Frau glaubt, daß Sie ein Oesterreicher sind . . ." — „Und wenn ich einer bin?" — „Dann", sagte er und seine Stimme klang herb, ohne jede Rücksicht des bevorstehenden Trinkgeldes, „dann dürfen Sie sich nicht beklagen, Ihnen ist recht geschehen, — das heißt — hm! — natürlich — nur vom Standpunkt dieses Weibes da. Ja, glauben Sie mir, Herr! — meine oder

Ihre Mutter hätte sich kaum anders betragen ... Aber", fügte er mit devotem Flüstern hinzu, „gestatten Sie mir, die Sache in Ordnung zu bringen." Er trat auf die Greisin zu, die wieder auf dem Grabhügel kauerte, das Antlitz in die Hände geschmiegt und zitternd, als schüttelte Fieberfrost die siechen Glieder. „Ziata!" sagte er und legte ihr die Hand auf die Schulter, „der Herr ist ja aus Berlin und die Preußen haben die Oesterreicher gehörig niedergeknallt. Ihr habt ihm Unrecht gethan, Ziata! Ihr müßt ihn um Vergebung bitten. Sagt ihm doch, warum Ihr die Oesterreicher so haßt!" ...

Nun — sie hat es mir gesagt. Allerdings erst nach einer Weile und zögernd. Und oft ließen sie Thränen oder Grimm nicht weiter sprechen. Es ist ein Wagniß, wenn ich versuche, hier ihre Worte wiederzugeben und eigentlich ein vergebliches Wagniß. Denn nur die Worte kann ich hierhersetzen, nicht aber den Ton aus tiefstem, armen Herzen ....

„Ja — es war thöricht von mir, sich so zu irren! Selbst, ohne daß ich gebeten, habt Ihr mir eine Gabe gereicht — wie könntet Ihr ein Tedesco sein! Diese Schwarzgelben sind lauter Tiger und wo sie uns in's Herz treffen können, da thun sie's jauchzend ... Ach! und wir selbst haben ihnen die Waffen geschmiedet! Ja! das kann ich meinem Tonio noch heute nicht vergeben. Aber ein guter Mensch war er, gewiß! und wie er's

nur gekonnt hat, da hat er mich zu seinem Weibe gemacht, obwohl ich gar nicht mehr die Jüngste war damals und auch nicht schön mehr und meine Marietta war schon zwölf Jahre alt. Nämlich das war nicht sein Kind, aber es ist keine Schande dabei und ich darf es sagen; mein erster Verlobter starb, ehe er mir sein Wort halten konnte, als Soldat starb er, in Polen, zu den Bären und in die ewige Kälte haben ihn die Oesterreicher geschleppt und da verkam er im fremden Elend — ach! an allem meinen Unglück ist dieses verdammte Volk schuldig! Nun, dann lernte ich den Tonio kennen und war ihm treu, als wäre ich sein Weib und dann bekam er sein sicheres Brod und wir konnten heirathen. Das waren glückliche Jahre, obwohl der Lohn sehr gering war — und nur ein dürftiges Stübchen hatten wir bei Porta Torlunga, aber wir hatten doch das nöthige Brod. Auch die Kinder gediehen, nämlich meine Marietta und dann gebar ich dem Tonio noch ein Knäblein, Sandro, und ihm, dem guten Menschen, waren beide Kinder gleich lieb und Alles war gut. Da kam das wilde Jahr und die Oesterreicher jagten wir fort und nun erst schien uns das Leben doppelt schön. Aber da kamen sie wieder. Und da sagt mein Tonio: „Jetzt heißt es sich wehren.“ Seine Büchse nimmt er fröhlich und lacht: „Nie waren sie recht mit unsrer Arbeit zufrieden, aber jetzt beweisen wir's ihnen, daß die Büchsen doch prächtig

taugen!“ Und ich und die Marietta gehen mit ihm, zu laden und die Verwundeten zu pflegen und selbst der Sandro, unser sechsjähriges Bübchen, war nicht weit vom Wall. So standen wir d'rin, mitten im Sterben und da kam auch die Kugel und riß meinem Tonio den Kopf weg und der blutige Rumpf kollerte mir vor die Füße — o weh' . . . Aber ich habe nicht geweint, sondern seine Büchse genützt und ausgeharrt, bis Alles verloren war. Und dann sind wir in unsrem Stübchen gesessen. Die Marietta und ich, todttraurig und todtbereit, wie schon gestorben bei lebendigem Leibe, ohne Hoffnung und ohne Furcht. Nur der Sandro hat sich gefreut, wie draußen die Trommeln und Hörner der Sieger immer deutlicher erklungen sind. Und sie raubten und mordeten und wir hörten sie herankommen und da standen sie schon in unserer Stube. Aber da war nichts als die Armuth und nur ein Schatz: die Schönheit und Jugend meines Kindes . . . Oh! ich war ihre leibliche Mutter und ich habe zusehen müssen, ich — einen Knebel im Mund und die Glieder gefesselt, wie sie sie zu Grunde gerichtet haben . . . Oh! ich wollte, ich wäre todt, um nicht mehr d'ran zu denken . . . Im Oktober habe ich dann die Marietta begraben — sechs Monate hat ihr Sterben gewährt — hier neben an ist ihr Grab . . . Ich hätte mir das Leben genommen an jenem Tage und vor Gott hätte ich mich nicht gefürchtet, denn ich

wäre vor ihn getreten und hätte ihm gesagt: „Herr! ich rechte nicht mit Dir über mein Leben! — rechte Du mit mir nicht über meinen Tod!“ Aber da war noch mein Bübchen, der Sandro, für den mußt' ich ja weiter leben! Und es schien, als erbarmte sich Gott nun meiner: ich fand guten Verdienst als Wäscherin und der Knabe gedieh und ein Prachtbub' war es. Das sagte auch immer unser Pfarrer zu St. Eufemia und er sagte: „Das ist ein Kopf! — studiren muß der Bub!“ Also studirte er und mit den Kindern der besten Leute ging er um und Alles liebte ihn! — ein so hübscher, braver, muthiger Junge. O! mein Sandro! Aber da kam ein schwarzer Tag! Acht Jahre war's, seit mein Tonio gestorben und vierzehnjährig war mein Junge; da ging er einmal durch die Stadt spazieren, mit seinem Kameraden, der heutigen Tags ein Advokat ist in Mailand — ach! was wäre erst mein Sandro geworden! Aber da kamen sie am Broletto vorbei, an der „Torre del Popolo” und sahen zu, wie just die Wache der Schwarzgelben abgelöst wurde. Und da rief der Sandro seinem Kameraden zu: „Sono stanco del governo!” — nichts als diese vier Worte rief er. Aber da faßten sie ihn und führten ihn in's Broletto. Und da läuft der andere Knabe zu seinen Eltern und die schicken zu mir und ich laufe in Todesangst auf die Wache: „Habt Erbarmen — ein Kind! — gebt ihn frei!“ Aber da sagen sie: „Er kommt

vor ein Kriegsgericht — es ist ein Verbrechen, welches unter das Standrecht fällt." . . . Das Standrecht! — mir ist das Herz still gestanden — ich wußte, was das für ein Recht war — der Aelteste hat „Tod!" gesagt, die Anderen haben zugestimmt, — das war das Recht, welches uns die Oesterreicher gegönnt haben . . . Zum Pfarrer laufe ich und mit ihm zu einem Hauptmann, den er kennt und wir flehen ihn an und er geht mit uns . . . „wartet", sagt er, und er erkundigt sich im Broletto. „Er ist nicht mehr hier", kommt er zurück, „schon im Castell — noch heute tritt das Gericht zusammen!" — „Ueber einen Knaben!" ruf' ich. — „Ja!" meint er, „die Soldaten und ein Agent haben ausgesagt, daß er die Wache verhöhnt hat. Nun — das wäre nicht so gefährlich! Aber er hat auf offener Straße und vor Zeugen gerufen, daß er dieser Regierung müde ist und das ist Hochverrath!" — „Und was geschieht mit ihm?" — Da zuckt der Hauptmann die Achseln und wendet sich schweigend ab. Ich aber eile zum Castell — sie lassen mich nicht ein. Und dann kommt die Dunkelheit und ich liege die Nacht hindurch vor dem Thor und stammle zu Gott in meiner großen Noth. Und dabei tröste ich mich: „es sind ja doch Menschen — sie werden ein Kind wegen vier Worten nicht tödten!"

Die Greisin richtete sich hoch auf, todtbleich war ihr Antlitz, flammend die Augen, heiser, fast unverständlich

ihre Stimme: „Aber es waren keine Menschen — es waren Tiger! Als die Sonne aufging, hörte ich drinnen Schüsse fallen und ich ahnte, was sie bedeuteten . . Ich hatte richtig geahnt — seinen Leichnam gaben sie mir — hier liegt er, unter dieser Erde. — Ein Kind — wegen vier Worten . . . O Gott! ich zürne Dir nicht, aber Eines fordere ich von Dir als mein gutes Recht: daß Du diese Menschen und die Kinder dieser Menschen nicht barmherziger richtest, als sie einst mein Fleisch und Blut gerichtet haben . . .“

. . . So die Greisin. Und ich fühle: es ist das Beste, wenn ich ihren Worten nichts hinzufüge. War doch auch in mir nichts, als der dumpfe, schmerzliche, betäubende Nachhall dieser Worte, als ich den Campo Santo verließ und bald darauf die düstere Stadt, die Stadt des Eisens, des Blutes, der Thränen . . .

Nachdruck verboten.
Gef. v. 11/VI. 1870.

In Pest's Verbrecherhöhlen.

„O welch' ein herrliches Land ist dieses Ungarn! Wo findet man mehr hochherzige Helden? Wo sind die Frauen schöner, die Räuber edler?!"

A. Dumas (Vater).

Die Franzosen gelten im Allgemeinen nicht als sonderlich gute Geographen und Herr Alexander Dumas im Speciellen gilt sogar mit Recht als ein sehr schlechter. Der große Romancier hat, angefangen von jenen Dolchen, mit denen er die Strumpfbänder der Spanierinnen geschmückt, bis herab zu den Sammtlarven, mit welchen seiner Versicherung zufolge die schwedischen Bauern ihr Gesicht vor der Winterkälte beschützen, im weiten Gebiete der Geographie und Völkerkunde entsetzlich viel zusammengedichtet. Zu seinem Lobe aber sei hinzugefügt, er dichtet — um die mildernde Umschreibung noch einmal anzuwenden — nicht blos entsetzlich, sondern auch ergötzlich. Und zu dem Ergötzlichsten gehört für den Kundigen die oben citirte Aeußerung über das Reich der Stephanskrone.

In der That aber nur für den Kundigen. Der europäische Durchschnittsmensch mit europäischer Durchschnittsbildung dürfte an jenem enthusiastischen Lobe des Verfassers des „Monte-Christo" kaum etwas Lächerliches entdecken. Denn Dank der Gewissenhaftigkeit moderner Reise-Feuilletonisten, von denen jeder seine Vorgänger plündert und einen Extract aus den richtigen und schiefen Beobachtungen derselben, verbrämt mit einigen flüchtigen und darum meist falschen eigenen Beobachtungen, auf den Markt bringt, gilt Ungarn in der That nur als das Land der Helden, schönen Frauen und überaus edlen Räuber — kurzum — als ein sehr romantisches Land. Daß die Romantik, wenn sie überhaupt jemals wahr gewesen, gegenwärtig längst abgestreift ist, daß „Transleithanien" in unseren Tagen mit aller Energie und Ausdauer den Zielen eines modernen Kulturstaates entgegenringt, daß dieses Ringen des Landes nach Kultur, nach Entfaltung und Geltendmachung all' seiner reichen Kräfte hundertmal interessanter ist, als alle Räubergeschichten der Welt, davon wissen nur Wenige, und wäre der ungarische Finanzminister nicht so oft genöthigt, an den europäischen Geldmarkt zu appelliren, so wollten vielleicht nur Wenige recht an die Civilisation des Landes glauben, und Viele wären vollends überzeugt, an den Ufern der Donau und der Theiß, der Waag und der Maros blühe noch die blaue, oder vielmehr blutrothe Blume der Romantik.

Nun — wie erwähnt — mit besagter Blume ist's jetzt aus und vorbei. Zwar will ich nicht behaupten, daß die Honveds von heute sich im Nothfall minder tapfer schlagen werden, als ihre glorreichen Vorgänger von 1848, aber sie werden sich dabei ihrer sehr praktischen Zündnadelgewehre bedienen und führen sogar Mitrailleusen. Und was die Frauen anbelangt, so fällt mir auch nicht ein, zu behaupten, sie wären heutzutage minder schön — o, im Gegentheil!

Aber die edlen Räuber — verhülle Dein Haupt, seliger Schatten des großen Alexander! — haben nie gelebt und sind darum heute auch nicht zu finden. Nein! Diese verthierten Schweinehirten des Bakonyerwaldes, diese listigen Pferdewärter der Pußten, die daneben zur Abwechselung raubten und mordeten, waren nie edel, nie romantisch. Und was vollends Herrn Rozsa Sándor betrifft, den Helden zahlreicher deutscher Lieferungs-Romane, so kann ich aus Erfahrung — ich sah ihn im Gefängnisse zu Szegedin — versichern, daß dies der plumpeste, alltäglichste Mensch ist, der mir je vorgekommen.

Ich kann also den Verehrern der Romantik keine einschlägigen Genüsse in Aussicht stellen, wenn ich ihnen Pest's Verbrecherhöhlen in photographisch getreuer Schilderung vorführe. Aber interessant dürfte das Bild dennoch sein. Denn so wie Pest an sich eine der interessantesten Städte des Kontinents ist durch den Gegensatz

zwischen Kultur und Barbarei, durch den sonderbaren internationalen Typus — die Sprache und Abstammung der Bewohner ist deutsch, die Sitte französisch, das Volksbewußtsein magyarisch —, so zeigen sich auch unter den Armen und Elenden, den Schlechten und Verworfenen ganz eigenthümliche Erscheinungen.

Ich will sie getreu schildern, in derselben Reihenfolge, in der sie mir in einer unvergeßlichen Nacht vor Augen getreten.

Es war im November 1872 — ein mäßig kühler, ganz heiterer und mondheller Abend. Wir versammelten uns mit dem Schlage der neunten Abendstunde vor dem Stadthause der ungarischen Hauptstadt. „Die Nacht ist zu hell", klagte ich. Aber einer der vier Männer, die da neben mir standen, alle in möglichst schlechte Kleider gehüllt und wohlbewaffnet, tröstete mich: „Aber naß ist's und das treibt die Leute unter Dach. Sie werden Ihr Vorhaben ganz gut ausführen können."

Wenn man nach dieser Einleitung vermuthen würde, daß ich zu irgend einer Schandthat bereit stand, ich könnte es kaum übelnehmen. In Wahrheit aber collidirte mein Vorhaben keineswegs mit Gottes oder der Menschen Rechten: ich wollte einen Einblick gewinnen in die Gauner- und Verbrecherwelt der Hauptstadt, ich wollte sie in ihren Vergnügungslokalen, in ihren Tanzlokalen und Tanzsalons, Bierhäusern, Weinkneipen,

Schnapsboutiken und sonstigen Unterhaltungsorten aufsuchen und beobachten, ich wollte schließlich die Wohnungen der Hehler und die Schlafstätten der Stehler kennen lernen.

Was mich hiezu bewog, war keineswegs müßige Neugier oder die Sucht nach absonderlichen Eindrücken. Dann wäre die Befriedigung meiner Neugier etwas theuer erkauft, dann wären die absonderlichen Eindrücke selbst für den Blasirtesten etwas zu absonderlich gewesen. Aber ich hatte ein ernstes Motiv. Demjenigen, der sich ein eingehendes Studium von Land und Leuten zur Aufgabe macht, ist es Pflicht, alle Gesellschaftsklassen aus eigener Anschauung kennen zu lernen und auch vor der Berührung mit der schlimmsten und tiefstehendsten nicht zurückzubeben. Denn der tiefe Schatten gehört auch in das Gesammtbild der Gesellschaft, just so, wie das helle Licht.

Aber es ist auch an sich der Mühe werth. Die Welt der Verworfenen und Elenden ist fallüberall eine Welt für sich und eine eigene Welt dazu. Starre Schranken hat sie um sich gezogen, die sie festhält, und in denen sie sich hält, so lange es ihr beliebt und die sie nur verläßt, wenn es sie gelüstet, in die andere Welt, die Welt der Gesitteten und der Besitzenden einzubrechen — Letzteres meist im buchstäblichen Sinne des Wortes. Diese Welt hat ihre eigene Sprache und ihre eigene Sitte,

ihre eigenen Leiden und Freuden, ihr eigenes Ehrgefühl und Rechtsbewußtsein, ihre eigene Justiz und Moral, ihr eigenes Gesetz und ihre eigene Rangordnung. Sie bewacht dies Alles zäh und eifersüchtig, hängt doch davon allein ihre Sicherheit ab! Natürlich hat sie auch ihre besonderen Lokale, in denen sie lebt und liebt und hadert, in denen sie ißt und trinkt und tanzt.

Diese Lokale aber kann sie nicht abschließen, wie alles andere, in diese muß sie, wenngleich grollend und widerstrebend, jener anderen Welt den Eingang gewähren. Ein solcher Schmerz wird ihr freilich — die Sicherheitsorgane ausgenommen — selten angethan. Schwachnervigen Naturen ist ein solcher Versuch entschieden abzurathen, starknervigen aber nur in Begleitung der Polizei.

Der Chef der städtischen Sicherheitsbehörde von Budapest, Herr Ober-Stadthauptmann Alexius von Thaiß, hatte mir die Erfüllung dieses Wunsches durch Rath und That ermöglicht. „Zwei Nächte der Woche", sagte er mir u. A., „sind für derartige Beobachtungen günstig, die Nacht von Sonnabend auf Sonntag, und die von Sonntag auf Montag. Da in Pest keine polizeiliche Sperrstunde gilt, so bleiben sehr viele Lokale die ganze Nacht offen und dicht gefüllt. Sie können also ganz bequem Ihre Studien machen, ohne die Gauner in ihren geheimeren Schlupfwinkeln aufsuchen zu müssen, was weniger gefährlich als unbequem wäre." Ich entschied mich

ferner auf seinen Rath hin für die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag. „Denn da", meinte er, „sind die Lokale allerdings weniger gefüllt, als in der folgenden Nacht, es sind aber die Gauner auch mehr unter sich. In der Sonntagsnacht bilden aber Soldaten, Tagelöhner, Handwerksburschen, Dienstmädchen u. s. w., leichtlebige, aber nicht sicherheitsgefährliche Leute, das Gros des Publikums."

Er beorderte ferner den ausgezeichneten, mit dem Gaunerwesen Pest's sehr vertrauten Commissär, Herrn Hartl, sowie dessen gleichfalls sehr tüchtigen Kollegen, Herrn Polzer, zu meiner Begleitung. Zwei meiner Freunde hatten sich uns auf meine Einladung angeschlossen.

So traten wir denn an jenem Abende zusammen. „Wir können nicht alle derartigen Lokale besuchen", meinte Herr Hartl, „dazu wäre eine Nacht zu kurz, auch wenn wir uns in jedem nur zwei Minuten aufhalten wollten. Wir werden also nur die meist charakteristischen aufsuchen können. Ich denke, wir nehmen zuerst die Tanzböden und Wirthshäuser vor, weil diese nur bis Mitternacht belebt sind. Dann zieht sich das Volk in seine Schlafstellen zurück oder es frequentirt die Kaffeeschänken. Wir besuchen also die Schlafhäuser nach Mitternacht und gegen Morgen schließlich die Cafés." Ich war damit einverstanden und bat Herrn Hartl, unsere Führung zu übernehmen.

Wir fuhren zuerst in die Kerepeserstraße, eine der entferntesten, aber meistbelebten Verkehrsadern der Vorstadt. Der Wagen hielt, wir standen vor einem Keller-Lokale. „Das ist der Bumstikeller", erklärte Herr Hartl.

Eine steile, schmutzige, überaus mäßig beleuchtete Treppe führte in einen Raum, aus dem uns Gejohle und Tanzmusik entgegenschallten. An den Thürläden oben lehnten rechts und links, aus kurzen Pfeifen qualmend, zwei zerlumpte Kerle. Der Eine hatte offenbar mehrere Gläser über den Durst getrunken, sein verwittertes Gesicht glühte violett, die Augen glotzten starr. Gleichwohl schob er sich bei unserem Nahen bei Seite und grüßte ehrerbietig:

„Guten Abend, Herr Hartl."

„Michel", fragte dieser, „seit wann bist Du aus dem Stöckel (Strafhaus)?"

„Seit vorigem Sonnabend . . . ."

„So, — und wann kommst Du denn wieder hinein?"

Der Vagabund lachte: „Wann Gott will, Herr Hartl." — — „Einer unserer gefährlichsten „Dippler" (Einbrecher)", flüsterte mir dieser zu.

Wir kletterten die Treppe hinab und traten in einen langgestreckten, niedrigen, gewölbten Kellerraum. Er war nur spärlich erleuchtet. An den Wänden waren hie und da Malereien angebracht, Palmenlandschaften — giftgrüne Blumen und Bäume, dunkelvioletter Himmel,

prachtvoller Totaleffect. Wo die Malereien fehlten, da traten die nackten, grauen, moderigen Wände hervor. In dem Raume standen viele Tische, es waren aber nur wenige Menschen darin. Einige blutjunge Mädchen, trotz ihrer Jugend den Stempel des Lasters furchtbar deutlich auf den frechen, bleichen Zügen, stürzten lachend auf uns zu, wichen aber, als sie Herrn Hartl erkannten, scheu zurück. Ueberhaupt brachte unser Eintritt einigen Eindruck auf die Gesellschaft hervor. Nur zwei Soldaten blieben ruhig sitzen und zechten weiter. Zwei andere Zecher aber, blasse, zerlumpte, 16jährige Burschen mit qualmenden Tabaksstengeln im Munde, die sich bisher sehr geräuschvoll mit den Mädchen unterhalten, zuckten zusammen und rückten in eine dunkle Ecke. „Ich kenne sie Beide", meinte Herr Hartl, „sie sind erst „Witschen" (Anfänger)". Die Wirthin und ihr „Geschäftsführer" begrüßten uns sehr demüthig und führten uns über modrige Dielen an einer Tafel vorüber, an der die Aufschrift „Tanzübung" prangte, in den eigentlichen Tanzsaal.

Es war ein seltsames Bild, das sich uns darbot. Wieder ein langgestreckter, überaus niedriger, kasematten-ähnlicher Raum, wieder derselbe Moder an den Wänden, außerdem eine schlechte Lithographie — ein Portrait Kossuth's — und die Palmenlandschaften. „Das hab' ich selbst gemalt", erklärte der Geschäftsführer stolz, „Alles in Oel, kann gewaschen werden." Aber mit der

Möglichkeit der Reinigung schien er sich auch allzeit begnügt zu haben. Bei dem zitternden Scheine der spärlichen Lämpchen konnten wir den Schmutz und die Verwahrlosung ringsum erkennen. Eine schwüle, mit Alkoholdüften geschwängerte Luft preßte die Brust zusammen. Aber wir traten vor und unter die Tanzenden.

Etwa zehn Paar tanzten den Csárdás, die Mädchen in zerlumpten, kaum den Leib bedeckenden Kleidern, theils vazirende Mägde, theils Lustdirnen und „Schottenfelderinnen" (Diebinnen). Die Männer kaum minder zerlumpt — in den abenteuerlichsten Costümen, Arbeiter, Vagabunden, Diebe. Wie sie mit einander tanzten, wie sie mit einander umgingen, läßt sich nicht beschreiben, ja nicht einmal andeuten. Uebrigens wirkte unsere Gegenwart sehr lähmend auf ihren Humor. Ein Paar nach dem anderen trat aus dem Kreise und schob sich langsam nach dem Hintergrunde. Schließlich schwang sich nur noch ein blasser, hektischer Junge hin und her, im Arme einer dicken, verbuhlten Vettel. Schaudernd wandte ich den Blick ab — es war mir fast ein Trost, als ich auf die armen, ehrlichen, dürftig gekleideten, halb verhungerten Musikanten blickte.

Wir traten langsam nach dem Hintergrunde zu, der Haufe trat zögernd auseinander. Welche Costüme! Welche Gesichter! „Es ist eine stark gemischte Gesellschaft", erklärte Herr Hartl, „die Zerlumptesten sind

hier noch zufällig die Ehrlichsten. Sehen Sie sich z. B. den rothhaarigen Kerl dort an, der just wieder zum Tanze austritt." Es war eine unheimliche Gestalt, — über der zerrissenen blauen Militärhose trug der Mensch einen geblümten Schlafrock als Ueberzieher. Um Schläfe und Wangen klebte wirr und zottig das rothe Haar. „Der Kerl sieht aus wie der größte Verbrecher", meinte Herr Hartl, „und er hat doch nichts auf dem Gewissen, als einige harmlose Rauferceffe . . . aber nun sehen Sie sich dort das elegante Paar an." Es war wirklich ein ganz anständiges Paar; er ein hübscher, schlanker, schwarzäugiger Mann, in tadellosem Herbstanzug, sie ein niedliches, blondes Mädchen mit zarten, milden Zügen, in hellbraunem Kleide, mit schwarzer Sammetjacke. „Sie haben leicht elegant sein", erklärte Herr Hartl, „er ist ein berüchtigter Dorfdrucker, sie eine der geschicktesten Melkerinnen." Ich sah ihn fragend an. „Ach so", lachte er; „Sie verstehen diese Sprache nicht! „Dorfdrucker" heißt ein Taschendieb und „Melkerinnen" nennt man diejenigen Dirnen, die darauf ausgehen, anständig gekleidete Männer in ihre Wohnung zu locken und ihnen dort mit Hilfe von verlotterten Gesellen die Taschen zu leeren. Es giebt sehr viele „Melkerinnen" in Budapest und ihre Opfer sind zahllos; freilich kommen aus falscher Scham nur die wenigsten Fälle zur Anzeige."

Wir gingen. Hinter uns blieb es todtenstill, dann

brach plötzlich das Tanzen, Johlen und Singen wieder los.

Von da begaben wir uns an die Ecke einer benachbarten Straße. Wir standen vor einem kleinen, verfallenen, ebenerdigen Häuschen, aus dem weder ein Ton, noch eine Lichtspur auf die Gasse fiel. „Hier ist eine der schlimmsten Gaunerschänken", erklärte Herr Hartl, „sie führt das Schild: „zur fetten Laus". Der Zugang ist etwas unbequem, folgen Sie mir auf dem Fuße." Wir tasteten uns durch einen langen, schlüpfrigen, mit zollhohem Schlamme bedeckten Thorweg; langsam, langsam kamen wir vorwärts, um uns war's rabenschwarz. Endlich ward es heller; wir traten in einen engen, unregelmäßigen Hofraum, von niedrigen Holzhütten umgeben. Bis über die Knöchel versanken wir im Kothe ein scharfer, unangenehmer Geruch schlug uns entgegen, aber weiter schlichen wir gegen eine Thüre zur Rechten, aus der matter Lichtschein fiel. Die knarrenden Töne eines Leierkastens wurden hörbar, Stimmengewirr, Stampfen und Johlen. Eine Gestalt schlüpfte vor uns her und öffnete die Thür, es war der elegante Herr „Dorfdrucker" aus dem „Bumstikeller". Er hatte sich so beeilt, um die Herren Geschäftsgenossen auf den unwillkommenen Besuch vorzubereiten. Aber fast gleichzeitig mit ihm traten wir ein und über mehrere Stufen hinab in die beiden kleinen Stuben.

Es ist schwer, sie würdig zu beschreiben, insbesondere die größere, den Tanzsalon. Ein kleiner, wüster, unfreundlicher Raum, die Decke morsches, verräuchertes, halbverfaultes Holzgebälke. Der Boden aus Ziegelsteinen schlecht gefügt und schlammbedeckt, ebenso an den Wänden die nackten Ziegelsteine, an denen nur noch hier und da ein grünlich-grauer Anstrich klebte, und daran vier Bilder, Lithographieen: Kossuth, das Kaiserpaar, Batthyányi's Erschießung und das Ministerium von 1848! .... Und in diesem Raume, im Scheine zweier mühsam flackernden Lämpchen — ein Haufe zerlumpter streitender, tanzender, johlender Männer und Weiber.

Das Orchester bestand aus einem alten, argbeschädigten Leierkasten. Was er spielte, konnte man nicht hören, höchstens errathen. Aber unverdrossen drehten sich die Paare im Takte — Soldaten und Arbeiter mit gemeinsten Dirnen. Ein Paar insbesondere bot einen halb grotesken, halb abscheulichen Anblick. Ein herkulisch gebauter Soldat, ein Székler, schwang sich mit einem kleinen mageren Dirnlein hin und her. Sie hatte die Gestalt eines Kindes, aber das Antlitz war roth bemalt, und die Augen blickten frech. Ihrem Tänzer reichte sie wenig über die Hüften, so hatte er denn die Hände auf ihre Schultern gestemmt und schwang sie so vor sich her. „Dreizehn Jahre!" mußte ich entsetzt wiederholen, als mir der Wirth ihr Alter nannte. Aber

der ehrenwerthe Mann lachte: „O! die Mariska besucht uns schon seit zwei Jahren."

Die Gauner tanzten nicht, dazu war ihnen doch unsere Gegenwart zu unbehaglich. Die Jüngeren drückten sich bei Seite, die Aelteren machten uns in vertraulicher Weise die Honneurs: „Wie geht's, Herr Hartl, wie gefallt's den Herren?" trat der „thörische Toni", seines Zeichens ein „Dippler" (Einbrecher) auf uns zu. — „A Ziegeldecker, Euer Gnaden", erwiederte er auf meine Frage nach seiner Beschäftigung. — „Aber Sie waren ja Ihr halbes Leben im Strafhaus", meinte ich. — „Ich? — na, hören's, Euer Gnaden, was Sie wissen! . . ." — „Lüg' nicht! Marsch! Pack' Dich!" unterbrach ihn Herr Hartl kurz. — Der Lump drückte sich. Aber schon in der nächsten Minute kehrte er mit seinem Gefährten, dem „Krumpl-Misko", zurück. Sie brachten fünf Schoppen Bier herbei, warteten uns damit auf, und waren tief gekränkt, als wir das ekle Getränk zurückgewiesen. Aber „Hartl-Bácsi" (Onkel Hartl) mußte doch mindestens aus dem angebotenen Glase nippen. Zwischen ihm und den Gaunern besteht ein ganz eigenthümliches Verhältniß. Sie hassen und scheuen ihn, denn er ist ein gefährlicher Feind und ruht und rastet nimmer. Aber seine Kühnheit und Körperkraft imponirt ihnen, und die Art und Weise, mit der er auf ihren Ton eingeht, und ihre Sprache spricht, gewinnt sie für ihn. Es war etwas

von dem zärtlichen Wohlwollen des Vaters für seinen wohlgerathenen Sohn, als mir Herr Hartl einen hochgewachsenen, riesenstarken Burschen vorstellte, und dazu bemerkte: „Der Kerl ist eine Spezialität — er ist unser gefährlichster „Rollenläufer" (Wagendieb)." Und aufrichtige, ehrliche Bewunderung lag in den Worten, die mir der „Krumpl-Misko" mit vertraulichem Augenzwinkern zuflüsterte: „Ist das nit ewig schad' um den Hartl? Was wär' das für ein „Dippler" geworden!"

Noch einen Blick warfen wir auf die Tanzenden, und auf die Gauner, welche uns mit schier beängstigender Freundlichkeit und Unterwürfigkeit umdrängten; dann traten wir auf den Hofraum hinaus. Die Luft da draußen war, wie erwähnt, keine sonderlich reine, aber sie war uns wie eine Erquickung nach der furchtbaren Atmosphäre da drinnen.

Der Wirth war uns gefolgt. „Geben Sie da Unterkunft?" fragte ihn Herr Hartl, und deutete auf die Holzbauten, die wie Hundehütten aussahen. Der Mann zögerte mit der Antwort. „Nun", sagte Herr Hartl, „wehe Ihnen, wenn wir Jemand finden". „Das ist ein Schlupfwinkel für allerlei Gesindel", setzte er, zu mir gewendet, hinzu, „den kann man nicht genug säubern." „Ach!" jammerte der Wirth, „die Zeiten sind so schwer! Früher habe ich ein Eintrittsgeld von 10 Kreuzern erhoben, jetzt kommt auch so Niemand herein. Und bei

mir ist noch immer so ein solider, gemüthlicher Unterhalt. Ach! ach! die Leute nennen mein Geschäft schon „zur mageren Laus."

Von da begaben wir uns in den „Hirschenkeller". Das ist ein Vergnügungsort für die Hefe des Volkes, und hat das traurige Verdienst, der berüchtigteste Rauf=platz des Pester Polizeirayons zu sein. Darum ist hier auch immer ein Trabant exponirt. Für meine Zwecke charakteristisch war das Lokal weniger die eigentlichen Verbrecher scheuen den ständigen Trabanten — aber interessant ist es immerhin und gewährt einen Einblick in „Vergnügungen", vor denen sich das Haar sträubt. Denn in dieser Schwemme und diesem Tanzsalon ist schier kein Plätzchen, auf dem nicht Menschenblut ver=gossen worden wäre, zur Erhöhung der Sonntagsfreude.

In unserer Gegenwart freilich betrugen sich diese jungen Bursche und grauen Sünder, diese Milchmaier, Pflasterer, Müllerbursche und Gauner so ziemlich manier=lich. Sie tranken in der „Schwemme" fein, ruhig und still ihr Bier, kaum daß sie mit den jungen Aufwär=terinnen scherzten, die sehr zahlreich und sehr müßig umherliefen. Ihre Anzahl steht in gar keinem Ver=hältnisse zu der Zahl der Gäste und wäre anscheinend ein unverantwortlicher Luxus seitens des Wirthes, wenn dieser Biedermann hierbei nicht in anderer schmählicher Weise, die wohl nicht weiter angedeutet zu werden

braucht, seine reichliche Rechnung fände. Hier machen diese unglücklichen Wesen die Schule des Lasters durch, ehe sie in die feinen Etablissements für die elegante Welt emporsteigen, und hierher kehren sie dann zurück, werden Gaunerinnen oder Straßenkehrerinnen, oder sie sterben auf dem Schub hinter irgend einer Ecke. Ein schönes, blasses, fünfzehnjähriges Mädchen, das sehr viel hustete und dennoch sehr eifrig in der Bedienung war, ist mir noch als die Glücklichste unter ihren Gefährtinnen erschienen, sie wird den Winter ganz bestimmt nicht überlebt haben.

Die „Schwemme" des „Hirschenkellers" ist anständiger als die der beiden oben geschilderten Lokale, aber der Tanzplatz womöglich noch wüster. Von der Dekoration sei nur erwähnt, daß ich auch hier, wie bei der „fetten Laus" und später in den anderen Lokalen, dieselben vier Bilder traf.

Die Gesellschaft, welche sich im „Hirschenkeller" dem Vergnügen des Tanzes hingab, bestand aus denselben Elementen, die ich bereits oben geschildert. Nur zwei Männer fielen mir auf. Der Eine war gekleidet wie ein wohlhabender Kleinbürger am Sonntag; er trug eine gute Hose, einen langen bequemen Tuchrock und einen Cylinder, hinter dem das weiße Haar hervorquoll und sich recht ehrwürdig um das stattliche, sehr würdevolle und weitläufige Gesicht legte. Der Andere trug

eine gewisse vergilbte, verschossene Eleganz an sich; er sah aus wie ein herabgekommener Tanzmeister oder Kellner. — Bekleidet war er mit einem schwarzen Frack und einem leichten Beinkleid, das aber wohl seine schwachen Seiten haben mußte, denn er zog die viel zu langen Schöße des Fracks ängstlich nach vorwärts. „Wer sind die Herren?" fragte ich Herrn Polzer. „Alte Bekannte", erwiederte dieser, „Falschspieler, Bauernfänger, — Erzgauner. Der Eine lockt die Leute an, der Andere plündert sie. Der Alte ist ein zu Grunde gegangener Wirth, der Junge ein verlumpter Volksfänger."

Wir gingen. Unser Kutscher hatte inzwischen vor einer Schnapsboutike gehalten und sich darin gestärkt. „Da sitzt Einer, der sich aufhängen will", erzählte er uns lachend, als er auf unseren Ruf heraustrat. — „Wer denn?" — „Ein alter Bettler." — „Und warum?" — „Er halt's nimmer aus", sagt er. — „Kommen Sie", bat ich Herrn Hartl, und trat ein.

In dem kleinen, engen, schmutzigen Laden war außer dem Wirthe nur noch ein einziger Mensch. Das war ein alter Mann in zerlumpten Kleidern, der den Kopf auf die Arme stützte. Das graue Haar fiel wirr über die Stirne. „Misko", sagte Herr Hartl, „sieht man Dich wieder einmal, wo warst Du denn?" — „Zu Haus, Herr Kommissär." — „Und warum bist Du nicht dort

geblieben?" — „Dort kennt mich jedes Kind, dort kann ich nicht bleiben, ich schäme mich vor meinen Eltern, die dort geboren sind." — „Der Mensch ist erst 42 Jahre alt", flüsterte mir der Kommissär zu. „Er war ein Handwerker. Er hat vor siebzehn Jahren einen Mord begangen. Seit zwei Jahren ist er frei, und hat sich während dieser Zeit brav gehalten." — „Warum haben Sie gesessen?" fragte ich. — „Ich hab' einen todtgebimmt (erstochen), den ich bei meiner Kalle (Braut) getroffen hab'. Ich hab' ein neues Leben anfangen wollen. Aber das geht nicht, also muß ich Rest machen."

Er sprach nichts mehr. Tief aufathmend traten wir auf die Gasse, und gingen in der schönen, klaren Mondnacht neben dem Wagen her; die kühle Nachtluft that uns wohl nach den abscheulichen Dünsten, die wir hatten einathmen müssen. Es war wenig Leben mehr auf den Gassen, wir begegneten fast nur Arbeitern oder Strolchen.

Wir bogen in die Akaziengasse ein. Da tänzelte uns, die Cigarre im Munde, die Hände in den Hosentaschen, ein drolliges Männchen entgegen. Das dürre, verwachsene Kerlchen trug das verwegenste Sommercostüm, das nur immerhin erdenkbar, den Kragen seiner leichten Sommerblouse hatte es aber vorsorglich der Kälte wegen aufgeschlagen. Auf dem Haupte balancirte

es kühn einen Cylinder, an dem die Jahre überaus deutliche Spuren zurückgelassen; ein mächtiger schwarzer Bart wallte weit über die Brust hinab, auch das Haupthaar war eines Simson würdig.

So kam der Kleine heran und grüßte sehr herablassend: „Guten Abend, Herr Hartl!"

„Guten Abend, Herr Doctor", erwiderte dieser, „wie steht's mit den Processen?"

„So, so", sprach das Kerlchen würdevoll, „ich suche eben noch einen Clienten auf." Aber dann beschleunigte er seine Schritte und sah zu, daß er um die Ecke kam.

Wir mußten laut auflachen. „Ein sonderbares Subject", erklärte Herr Hartl. „In seiner Jugend war der Mensch Diurnist, dann Advokatenschreiber. Er beging eine Fälschung und kam nach Waitzen. Er scheint an dem Orte Gefallen gefunden zu haben; er hat zahllose Betrügereien begangen und ist immer wieder dahin zurückgekehrt. Jetzt ist er solid und Rechtsanwalt der Gauner, Schänker und Kuppler; er sinnt für Andere Gaunerstückchen aus und begnügt sich mit seinem Honorar. Dieses läßt er sich am liebsten in Naturalien auszahlen und am allerliebsten in einigen Gläsern gemeinen Fusels."

Wieder kam uns ein Strolch entgegen und auch dieser grüßte ehrerbietig, aber mit einer gewissen Vertraulichkeit: „Guten Abend, Herr Hartl!"

„Sie sind erstaunlich populär unter diesen Leuten", bemerkte ich, „wenn man so sagen darf — beliebt!"

„Ja", lachte Herr Hartl, „wenn man so sagen darf. Sehen Sie, die Sache liegt so. Ich kenne die Leute und sie mich. Die Meisten haben mich auch, ich darf dies ohne Ueberhebung sagen, ganz gehörig kennen gelernt. Die Leute wissen, daß ich unerbittlich streng im Dienste bin, daß ich aber Niemand überflüssig quäle und Niemand Unrecht thue. Die Hauptsache aber ist, die Kerle wissen, daß ich ihnen gewachsen bin und das imponirt ihnen eben am meisten. Meine dreizehnjährige Dienstzeit ist ein beständiger Guerillakrieg mit dem Gesindel, und mein silbernes Verdienstkreuz habe ich mir verdient wie ein Soldat. Sechsmal haben mich diese Kerle mit Waffen attaquirt, zweimal mit Schußwaffen, die übrigen Male mit Messern und Dolchen. Viermal bin ich verwundet worden, glücklicherweise niemals so schwer, daß ich dem Berufe, der mir lieb geworden ist, hätte entsagen müssen. Freilich schwebe ich dabei täglich in Lebensgefahr, besonders bei den Streifereien, die ich allein machen muß. Und ich bin Familienvater, habe Weib und Kind. Aber was nützt das! Seine Pflicht muß man eben thun."

Ich drückte dem Manne warm die Hand. Es lag etwas Rührendes und Achtunggebietendes in seinen schlichten Worten.

„In den meisten Fällen", fuhr Herr Hartl fort,

„kommt es darauf an, ob der Gauner seinen Knüttel zuerst schwingt, oder ich meinen Buzogany, oder wer von uns Beiden zuerst den Finger an den Drücker seiner Pistole legt. Ich mache von meiner Waffe nur ungern Gebrauch, aber komme ich einmal in die Lage, so denke ich, es ist besser, ein Gauner fällt, als ein ehrlicher Familienvater. So habe ich vor mehreren Jahren in äußerster Nothwehr den Dieb Maurer erschossen, und erst vor wenigen Tagen den Gauner Habowsky verwundet. Ich trieb ihn hier in der Akaziengasse auf und verfolgte ihn durch die Kerepeserstraße bis in die Spitalgasse. Hier ging er mit seinem großen Messer auf mich los. Zum Glück hatte er früher die Kugel im Schenkel, ehe ich den Stich in die Brust hatte. Aber das sind doch nur Ausnahmsfälle; meistens reicht mein Buzogany hier aus." Es ist dies in der That eine furchtbare Waffe und für die spitzen Zacken dieses schweren Metallknopfes mag kein Knochen zu hart sein . . .

Unter solchen Gesprächen waren wir bei dem Gasthause „Zum Nudelwalker" in der Akaziengasse angelangt. Wir traten einen Augenblick ein. „Das Gasthaus gehört nicht zu den Gauner-Lokalen", meinte Herr Hartl, „aber oft genug verirrt sich einer aus der Crême dieser Gesellschaft hierher. Auch treiben sich hier sehr sonderbare „Damen" herum!" Wir trafen in den schwach besuchten, ganz nett gehaltenen Räumen in der That manche

„Damen", aber nur einen Gauner. Der ehrenwerthe Herr heißt Kraus mit Namen und ist seines Zeichens Taschendieb. Ein ganz kleines Männchen, das noch um Vieles kleiner wurde und schier hinter dem Tische verschwand, als wir an ihm vorüberschritten.

Hier gab es auch schon Zeitungen. Wir sahen das „Illustrirte Extrablatt", den „Hanns-Jörgel" und den „Kikeriki" in den Händen fleißiger Leser.

„Aber", fuhr der Commissar fort, „Sie haben nun so viel Gesindel gesehen, daß ich Sie jetzt zur Abwechslung zu ehrlichen Leuten führen will; ich bin überzeugt, Sie werden das, was Sie nun sehen werden, nicht sobald vergessen. Die beiden Biedermänner, welche wir nun besuchen wollen, sind Nachbarn, sie hausen Beide in der Fiakergasse. Sie betreiben freilich verschiedene Gewerbe, der Eine ist Gastwirth, der Andere Greisler. Aber sie sind Beide ehrenwerth und einander ebenbürtig."

Nach kurzer Fahrt hielt der Wagen mitten im Kothmeer der Fiakergasse. Wir standen vor einem kleinen, ebenerdigen, baufälligen Häuschen, dessen morsches Holzdach tief hinabreicht. Durch die schmutzigen Fenster sahen wir Lichtschein, zahlreiche Schatten glitten hin und her; ein Leierkasten quiekte, knarrte und schnarrte die Melodie des schönen, auf Geist und Gemüth des Volks gleich veredelnd wirkenden „Fischerliedes". Zwei kleine Schusterjungen in Holzschuhen standen vor den Fenstern, lauschten

auf die Melodie und sangen die lieblichen Worte kräftig mit. Die Holzschuhe klapperten den Takt dazu.

In dieser Gaunerschänke sollten wir eine ganz eigenthümliche Scene erleben.

Wir treten ein; zuerst Herr Polzer, wir anderen hinter ihm. Wir sehen die beiden kleinen Stuben, die wir überblicken können, überfüllt mit zerlumpten Männern und frechen Dirnen. Die Gesellschaft ist sehr animirt; kläglich knarrt der Leierkasten die Melodie, aber fröhlich wird darnach getanzt und noch fröhlicher der Text gesungen. Bei unserem Eintritt wird es plötzlich still — todtenstill. Der Leierkasten verstummt, die Tanzenden stehen still, der Gesang verstummt. Das dauert eine Secunde. Da ruft eine Stimme im Hintergrunde, eine schrille, kreischende Stimme: „Epl! die Küberer sind da!" (Acht gegeben! die Polizei ist da!)

Und in der nächsten Secunde — dies Alles begiebt sich blitzschnell — ein ungeheurer Tumult. Wildes Rufen, Aechzen und Drängen. Wie das Wild vor dem Jäger, flüchtet sich Alles in das nächste Zimmer, und von da durch die breite Thür, breit wie ein Thorweg, in den Hof. Wir ihnen nach, aber wie wir in den Hofraum treten — unser Fuß versinkt fast im unergründlichen Kothmeer — ist alles verschwunden. Sie haben sich auf die Straße gerettet, in die Ställe verkrochen, der Himmel weiß wohin noch. Vielleicht fänden wir noch Einen oder

den Anderen, hätten wir Zeit und Lust, genauer Suche zu halten. So aber kehren wir in den „Tanzsalon" zurück und sehen uns die Dinge an, die nicht haben weglaufen können, und die Menschen, die nicht haben weglaufen mögen.

Da sind die schiefen, grauen Wände, an denen der Moder klebt, da sind die morschen Fenster, über die sich eine Schlammkruste gebreitet, da steht der verstummte Leierkasten und neben ihm schüchtern der Besitzer dieser Schänke, der Freund, Berather und Beschützer seiner Gäste, Herr Reich. Mir ist's noch jetzt, so oft ich an den Mann denke, jedesmal zu Muthe, als müßte ich nach der Tasche meines Beinkleides greifen und mich überzeugen, daß meine Geldtasche noch am Platze.

Der Mann steht lebhaft vor mir, wie er in jener Nacht vor uns stand; die schlauen Aeuglein fromm verkniffen, den Nacken demüthig gebeugt, die Knie schlotternd, die ganze Gestalt ein in Demuth ersterbendes Fragezeichen.

„Warum sind die Kerle fortgelaufen?" fragte ihn Herr Hartl.

„Wie kann ich das wissen, Euer Gnaden, gnädigster Herr Commissär?!"

„Wer waren sie? Nennen Sie die Namen!"

„Wie soll ich die Namen nennen, Euer Gnaden, wenn ich weiß sie selbst nicht?! Gnädigster Herr Com-

missär, schau ich denn an die Leut', die zu mir kommen, so genau, als wenn sie möchten kommen auf Brautschau zu meiner Tochter?"

„Also, Sie sehen Ihre Gäste gar nicht an?" frage ich. „Das ist doch merkwürdig."

„Was soll da merkwürdig sein?!" fragte er. „Warum merkwürdig, Euer Gnaden, gnädigster Herr — Herr —" er stockt und setzt dann schnell hinzu, „gnädigster Herr Stadthauptmann?! Brauch' ich denn auf mehr zu schauen, als daß ich bekomm' mein Geld und erhalte mein Geschäft als ein braves, solides, ehrliches Geschäft?!"

„Fragen Sie doch nicht immer, antworten Sie", rufe ich ungeduldig. „Warum ist denn die Thür in den Hof so auffallend breit?"

„Warum soll sie schmal sein?" erwidert er harmlos wie ein Kind. Dann aber sieht er in Herrn Hartl's Antlitz ein verdächtiges Zucken ob der Harmlosigkeit seiner Antwort und setzt schnell hinzu: „Wie kann ich das wissen, allergnädigster Herr Stadthauptmann?! Hab' denn ich so lassen machen die Thür? War sie denn nicht schon früher so?!"

„Das Wirthshaus war von jeher ein verrufener Schlupfwinkel für allerlei Ungeziefer", setzte Herr Hartl erläuternd hinzu.

Nun werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die

Gäste, die im Locale geblieben. Da sind einige Soldaten, einige Burschе, einige Dirnen. An den Ersteren ist nur der riesige Rausch erwähnenswerth, an den Zweitgenannten die riesige Zerlumptheit und an den Dirnen die riesige Frechheit. Aber unter den zerlumpten Burschen findet sich auch ein zerlumpter älterer Mann, und der ist richtig ein „alter Bekannter" von „Hartl-Bácsi".

Himmel, wie zerlumpt ist dieser Mensch! Die Stiefel sind nur noch ein idealer Begriff, denn die Sohle fehlt ihnen gänzlich und das Oberleder zum größten Theil. Die Hose war wohl ursprünglich eine Militärhose, aber jetzt sieht man das schmutzige Grau-Blau kaum vor den unzähligen grünen, rothen, weißen und schwarzen Tuchstücken, mit denen sie geflickt ist. Und die Kniee blicken vollends ungenirt in die Welt. Der Rock hat es sich wohl nicht träumen lassen, daß er einst diese Schultern umhüllen werde; es ist ein elegant geschnittener brauner Tuchrock, an dem jetzt freilich wohl kein Faden ganz oder unbefleckt. Und auf dem Kopfe trägt der Mensch einen Strohhut, und was für einen! — einen wirklichen, wahrhaftigen Damenhut!

Aber, was scheert das den Mann?! Er ist immens betrunken, ungeheuere Heiterkeit liegt auf seinem rothen, unförmlichen Gesichte, und als Herr Hartl auf ihn zutritt, jauchzt er auf und reißt ehrerbietig den Damenhut vom Kopfe.

„Hartl Bácsi!" lallt er und hält dem Commissär sein Schnapsglas zum Willkommtrunk entgegen.

„Schon gut, Georg", wehrt ihn dieser ab. „Also wieder betrunken, wirst bald wieder excediren?"

„Alliweil betrunken, Herr Commissär", gröhlt der Strolch, „alliweil betrunken, aber alliweil ehrlich. Oder war ich denn schon vielleicht wegen einer „schlechten Sache" eingesperrt?"

„Er hat in der That nur einige Rauf-Excesse begangen", bestätigt Herr Hartl.

Wir gehen und treten wieder auf die Gasse. „Den einen Biedermann kennen Sie", lacht Herr Hartl, „ich will Sie nun zu dem anderen führen."

Ich habe ihn kennen gelernt, diesen andern Biedermann, ihn und sein Haus, und nie im Leben werde ich seiner vergessen. Ich habe da einen Blick in eine Welt gethan, von deren gräßlichem, unaussprechlichen Elend kein dürftiges Menschenwort die rechte Kunde zu geben vermag.

Ich überwinde das Grauen; ich berichte kurz und schlicht wie ich es gesehen, wie es mir noch heute in quälender Deutlichkeit vor Augen steht.

Der Wagen steht im kniehohen Kothe der „Fiakergasse". Wir waten auf ein kleines, ebenerdiges, verfallenes Häuschen zu. Still und todt scheint es da, kein Lichtschein, kein Klang dringt uns daraus entgegen. Ueber

der verschlossenen Thüre hängt ein Täfelchen: „Greislerei des Samuel Quitt".

Wir pochen an die Thüre; sie bleibt geschlossen, nichts regt sich d'rinnen. Wir pochen noch einmal. Endlich hören wir schweren Männerschritt. Ein alter Mann öffnet die Thüre und leuchtet uns mit der flackernden Kerze ins Antlitz. Er fährt erschreckt zurück, als er Herrn Hartl erkennt.

Ein alter Mann, man sieht's an der Farbe des Bartes, der zottig das rothe, seltsam verkniffene Gesicht umgiebt; denn im Uebrigen ist diese Gestalt ungebrochen, wie von Eisen gefügt. Halb scheu, halb trotzig blicken uns die grauen Augen an, dann schielen sie wieder auf die Adlernase hinab.

„Haben Sie Leute im Hause?" frug Herr Hartl.

„Nicht solche, wie Sie suchen", erwiedert der Mann, „nur ganz wenige Slovaken, ehrliche Leute."

„Wie viele?"

„Nu, — vielleicht fünf."

„Wir wollen sehen!"

„Wollen Sie sich wirklich die Mühe machen, Herr Commissär? Und da die Herren, — es sind ja feine Herren!"

„Vorwärts, — leuchten Sie!"

„Ich habe gesagt, es sind fünf. Ich hab' sie nicht gesehen — vielleicht sind es zehn?"

„Vorwärts!“

„Vielleicht fünfzehn!“

„Vorwärts!“

„Nu — und wenn es zwanzig sind?“

Herr Hartl deutet stumm nach vorwärts.

Wir gehen durch die Greislerei und treten in den schmutzigen Hofraum, welcher, ein Kothmeer, im zitternden Scheine des Talglichts, vor uns liegt. Ihn umstehen kleine, niedrige Holzschuppen, wie langgedehnte Hundehütten anzusehen.

„Sind die Leute hier?“

„Nein — im Keller!“

„Gehen Sie voraus!“ Der Mann zögert. „Nun — wird's? Marsch!“

Er geht auf eine niedrige Thür zu — wir folgen ihm. Er klettert die Treppe hinab. Unwillkürlich zögern wir.

Das ist keine Treppe, das sind schlammige, terrassenförmige Erdschichten, jede mehr als knietief unter der anderen. Diese Treppe kann man nicht herabgehen, nur herabspringen. Herr Hartl ist der Erste und hilft uns der Reihe nach hinab. Es ist eine abscheuliche Tour. Endlich sind wir unten. Der alte Mann deutet auf eine niedrige Thüre. Wir öffnen sie und prallen entsetzt zurück.

Eine heiße Luft, von scheußlichen Dünsten geschwängert, schlägt uns entgegen.

Wir athmen mühsam, unsere Brust keucht, wie unter

centnerschwerem Druck, selbst das Licht der Kerze kann nur nothdürftig flackern, aber noch gräßlicher ist, was das Licht in zitternden, undeutlichen Umrissen unserem Auge enthüllt.

Ein kleiner, niedriger Kellerraum — so klein, daß man kaum fünf Schritte der Länge, drei Schritte der Breite machen kann darin, so niedrig, daß ein hochgewachsener Mann kaum darin zu stehen vermag. Und darin liegen rechts und links — in der Mitte ist ein Gang frei, so breit, daß man kaum seinen Fuß hinstellen kann, ohne auf Menschen zu treten — auf moderiger, faulender Holzstreu Männer, Weiber und Kinder aneinander geschichtet, wie Häringe in der Tonne. In ihren zerlumpten Kleidern liegen sie da auf dem alten Lager, ein Holzscheit als Kopfpolster, oder ein Säcklein Sand, hingesunken zu todesähnlichem Schlafe nach harter, mühevoller Arbeit. — Und das sind Menschen, ehrliche und arbeitsame Menschen, und mit denselben Ansprüchen auf Glück, Luft und Licht, mit denselben Ansprüchen auf Gottes Barmherzigkeit geboren, wie wir Andern alle.

Fünfundzwanzig Menschen in solchem Raume!

Sie liegen so dicht nebeneinander, daß ein Körper hart an den andern stößt. Denkt Euch die Dünste, denkt Euch die Miasmen, die diesen Ort erfüllen müssen! Und wie die Unglückseligen erwachten und angstvoll durcheinander schrieen und sich aufrichteten, und wie uns

die trüben Augen aus allen Winkeln und Ecken entgegenſtarrten, dieſe trüben Augen in den bleichen, fahlen Geſichtern, und wie wir bleich, zermalmt und entſetzt zurückwichen; da ging mir ein entſetzliches Gefühl durch die Seele, da wußte ich, daß es eine Thorheit iſt, wenn man ſagt, es gäbe keine Hölle. Es giebt eine Hölle auf Erden — Eine?! Tauſend! Vielleicht Millionen! . . .

Herr Quitt, der Biedermann, lächelte milde: „Die Armen ſind erſchreckt worden durch die Herren! Sie haben ſo gut geſchlafen!“

Ich hätte den Mann züchtigen mögen für dieſes Wort, züchtigen, wie noch kein Verbrecher gezüchtigt worden.

Wir klettern wieder empor.

„Wie viel laſſen Sie ſich per Kopf zahlen?“ frug Herr Hartl. „Aber wehe Ihnen, wenn Sie lügen!“

Der Mann fand es auch nicht gerathen. „Fünfzig Kreuzer in der Woche!“ geſtand er.

Das ſind etwa 26 Gulden im Jahr. So bezieht Herr Samuel Quitt für ſeinen Keller jährlich einen Zins von 6—700 Gulden!

Auch in dem Holzſchuppen fanden wir Menſchen. Männer, Weiber und Kinder bunt durcheinander gewürfelt. Wir ſahen Bilder des Elends, der Noth, des Laſters, wie ſie die wüſteſte Phantaſie nicht ekler und abſcheulicher erſinnen könnte. Erlaß' mir, ſie Dir zu

schildern, mein Leser! Wozu Dein Herz noch mehr belasten und empören! Denk' an das Wort des Dichters: „Danke dem Himmel für Dein freundliches Geschick und begehre auch Du nimmer zu schauen, was Dir gnädig in Nacht verhüllt ist!"

Wir bestiegen unsern Wagen und fuhren schweigend weiter. Wir waren tief bewegt und in solchen Momenten findet sich schwer das Wort zu leichter Plauderei.

„Die Herren scheinen erschüttert", nahm Herr Polzer das Wort. „Nun — bei uns ist dies anders — wir sind den Anblick des Elends gewohnt. Was wir gesehen haben, ist vielleicht noch nicht das Schlimmste. Da sollten Sie erst einmal ein Schlafhaus in der Tabaksgasse besuchen .... aber — wir müssen Sie ja aufheitern. Wollten die Herren nicht vielleicht Volkssänger hören?!"

Wir waren einverstanden, obwohl wir uns wohl allesammt hiervon keine Aufheiterung versprachen. Denn die Zote, mag sie nun gesprochen, gesungen oder gepfiffen sein, bleibt doch immer ein traurig Ding. Aber diese Nacht war nun einmal dem Studium der Gaunerwelt geweiht und darum wollte ich von den Kunstgenüssen auch dieser Welt nippen. So bat ich denn die Herren, ein Lokal zu wählen, dessen Auditorium ausschließlich oder doch vorwiegend aus „Dipplern", „Dorfdruckern",

„Passern", „Rollenläufern", „Schottenfelderdirnen" und ähnlichem Gelichter bestehe.

Die Herren dachten nach. „Ein solches Lokal existirt nicht", erklärte dann Herr Hartl. „Die Gauner sind in ihren Anforderungen an die göttliche Kunst sehr bescheiden. Ihre Gassenhauer pfeifen oder krächzen sie sich selber. Was Musik anbelangt, so genügt eine Drehorgel, um sie zu entzücken — es können sogar einige Stifte daran fehlen. Das Theater besuchen wohl die Vornehmeren unter ihnen, die Vornehmsten sogar Concerte, aber da blicken sie weniger auf die Bühne, als auf die Taschen ihrer Nachbarn . . ."

Wir fuhren gerade durch die Bräumeistergasse. „Halt!" unterbrach sich Herr Hartl, „hier ist das Wirthshaus „zur Stadt Nagy-Körös". Hier pflegen die Volkssänger zu singen, hier finden sich verdächtige Damen ein, und hier und da auch verdächtige Herren. Kommen Sie."

Wir traten ein — unbehindert — keine lächelnde Donna hinter wackeligem Tischlein hielt uns auf — die Künstler in diesen Räumen haben sich noch nicht zur Einhebung eines bestimmten Eintrittsgeldes emporgeschwungen. Dicht gefüllt war der langgestreckte, schmale Saal, an den schmalen, niedrigen Holztischen saßen die Gäste einander schier auf den Knieen, und mancher stämmige Gesell hatte sich wirklich und wahr-

haftig zum „Schemel der Geliebten“ gemacht. Natürlich wegen Raummangels.

Langſam und im Schritt, einer hinter dem Anderen, drängten wir durch den ſchmalen Gang in der Mitte und gegen die Tribüne hin. Und dabei hatten wir reichliche Gelegenheit, die Geſellſchaft zu muſtern.

Die Geſellſchaft war gemiſcht . . . gemiſcht . . . . mehr „Miſchung“ läßt ſich ſchon gar nicht mehr denken. Hier ein altteſtamentariſcher Tiſch; breit und ſtattlich ſitzt der wackere Trödler von der Ecke drüben da, breit und ſtattlich die Geſtalt, die Talmigoldkette, die Sammetweſte, das rothe Antlitz und der Backenbart, breit und ſtattlich vor Allem ſie, die in ſeltener Kühnheit und Mächtigkeit geſchwungene Naſe. O, wie behaglich dieſe Lippen ſchmunzeln, o, wie behaglich der Mann durch ſeine Sprache die Cedern des Libanon und die Gurgeltöne der Rombachgaſſe rauſchen läßt; o, wie behaglich dieſe runden, ſchwarzen, etwas glotzigen Aeuglein hinabſchielen auf die Naſe und auf die ſechs anderen Naſen, die in womöglich noch größerer Mächtigkeit und Biegung um ſie her glänzen, „wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt“. Eines dieſer Vorgebirge gehört ſeiner Gattin, drei Centner Liebreiz und Frauenwürde — die übrigen ſeinen Kindern, die der ſorgſame Vater hierher geführt, auf daß ſich ihr unſchuldiges Herz läutere und erquicke an der keuſchen Muſe des Volksſangs. —

Aber solche väterliche Fürsorge ist nicht etwa alttestamentarische Eigenthümlichkeit — seht dort am Tische gegenüber den christkatholischen Tischlermeister sammt Kind und Kegel. Es ist heute Sonnabend Abend; was für den Trödler die Nachfeier des Ruhetages ist, ist für ihn die würdige Vorfeier der Sonntagsfreude. Die Feier ist wirklich eine würdige .... es steht nicht nur eine Flasche auf dem Tische; die Nase der Hausfrau glüht und die Wangen der Mädchen nicht weniger. Wäre ich nicht so mitten im Gedränge und träte mich nicht der vierschrötige Schustergesell da, welcher seine umfangreiche Küchenmamsell soeben um die zarte Taille nimmt, im gleichen Momente sehr stark auf die Hühneraugen, ich würde mir Zeit nehmen, das hübsche blonde, fünfzehnjährige Tischlermeisterstöchterlein zu bedauern. Sehr hübsch ist die Kleine und das ohnehin kecke Stumpfnäschen hat sie noch insbesondere keck aufgerümpft und die Wänglein glühen — das macht der Wein — und die Aeuglein glänzen — das machen die „Lieder", und der fesche schwarze „Führer" dort, der, den „Giftstengel" im Munde, in siegesgewisser Don Juan-Haltung unter den Kameraden sitzt und seine Blicke so sicher und vernichtend nach der kleinen Blonden abschießt, als wären's Schüsse aus einem Zündnadelgewehr. Arme Kleine! Blick' nicht so verächtlich nach Deinen Nachbarinnen am Tische drüben, nach den armen, schönen, unglückseligen,

frechen Dirnen, die, für wenige Stunden dem Zwinger ihres fürchterlichen Institutes und der Aufsicht ihrer liebevollen „Frau Mutter" entronnen, nun den Wein in Strömen fließen lassen, auf Kosten ihrer Begleiter, blutjunger, übermüthiger Studenten! . . . Rümpfe Dein Näschen nicht so übermüthig, wenn die blonde „Mundi" drüben so frech aufjodelt . . ., wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert? . . . . Arme Kleine, wer — . . .

Aber, — Gottlob! — da sind wir schon vor der „Bühne". Einige alte Fässer, einige wurmstichige Bretter, zwei verschossene Coulissen, das ist der Tempel dieser Kunst. An einem Tische vor demselben sitzen seine Priester oder Priesterinnen, sieben an der Zahl. Drei Frauen, eine hochschwangere, plumpe, grell geschminkte Weibsperson, und zwei magere, blutjunge, gleichfalls hochgeschminkte Mädchen, sämmtlich in Balltoilette — aber fragt mich nur nicht, wie sie aussieht. — Dann vier Herren, sämmtlich befrackt — die Fräcke waren wahrscheinlich einst schwarz, jetzt glänzen sie so, daß man die ursprüngliche Farbe nur schwer erkennen kann. Einer der Herren, ein blasser, langer, schmächtiger Mensch mit sonderbaren Bewegungen — ich will Volkssänger werden, wenn der nicht früher Kellner war — erhebt sich, begrüßt den Herr Hartl kollegial, uns Andere herablassend und macht uns am Künstlertische Platz.

Ein junger Arbeiter, der bisher in einer Ecke gesessen, erhebt sich unterwürfig und grüßt Herrn Hartl.

„Nun, wie geht's Misko?" fragt dieser freundlich. „Wie schmeckt denn die Ehrlichkeit?"

Der Bursche wird roth. „Gut schmeckt sie, Herr Kommissär", erwiedert er fröhlich.

„Aber es ist spät — Du könntest schon nach Hause gehn, Misko."

„Das hab' ich eben thun wollen", erwiedert der Bursche und empfiehlt sich.

Rasendes Händeklatschen . . . einer der Priester ist auf die Stufen des Tempels getreten, das Volk empfängt ihn jubelnd; es weiß, daß er seinem Gotte besonders saftige Opfer zu bringen pflegt. Und er beginnt:

„Es giebt was G'wisses auf der Welt."

Aber halt! was er singt, kann hier nicht einmal angedeutet, geschweige denn wiedergegeben werden. Aber Publikus brüllt, der Trödler wird krebsroth vor Lachen und die Augen der blonden Tischlerstochter glänzen noch heller . . . Der Priester fühlt sich geschmeichelt, er beginnt „ein neuches Lied" . . .

„Wer ist dieser Misko?" frug ich Herrn Hartl.

„Ein ehrlicher Gauner."

„Das heißt wohl — ein ehrlich gewordener?"

„Natürlich! Und sehen Sie — daß dieser Bursche ehrlich geworden, daß er ehrlich werden konnte, das beweist am Besten, daß es neben der Erziehung und Umgebung doch auch sehr auf die Natur des Menschen ankommt, auf den angeborenen Kern. Mit diesem Misko hat es eine eigene Bewandtniß. Daß einer von den Gaunern Vater und Mutter kennt, gehört zu den Seltenheiten — ein solches Exemplar ist im Lokale, ich werde es Ihnen später zeigen. Die Allermeisten kennen eben nur die Mutter. Misko hat auch seine Mutter nicht gekannt, er ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Kind der Donau. In einem der Kähne am Ufer oberhalb der Kettenbrücke hat man vor zwanzig Jahren das Kind gefunden, da hat es die Mutter ausgesetzt. Es war in ganz feine Linnen gehüllt. Die Frau eines Schiffers nahm sich des armen Wurmes an und zog ihn einige Wochen lang mit Milch auf. Dann ward ihr die Plage zu viel. — Aber wohin mit dem Kinde? Da kam ihm eine Retterin von einem Orte, wo es am Wenigsten zu erwarten war. Eine Dirne in einem Freudenhause hatte geboren; ihr Kind war todt. Die Milch ließ sich nicht vertreiben. Sie nahm den kleinen Misko zu sich — so hatte ihn der Schiffer genannt, ob er je getauft worden ist, weiß Gott im Himmel! Sie wissen, „gutmüthig sind sie Alle" — sie zog den Jungen auf und gab ihn dann zu armen Leuten in die Pflege. Als er drei Jahre

alt war, blieben die Pflegekosten aus. Seine Wohlthäterin war verdorben und gestorben. Die Leute mochten ihn nicht ohne Entgelt zu Hause behalten, sie jagten ihn fort und sagten ihm, er möge zur Donau gehen, das sei seine Mutter. Der kleine Bube befolgte den Rath wirklich, und es ist ihm im Grunde gut dabei gegangen. Des Tags trieb er sich unter den Schiffern und um die Stände der Hökerinnen herum und erschnappte sich hier und da einen Bissen. Des Nachts schlief er in einem Kahne am Ufer und seine Mutter hat ihn gewiß ganz sanft geschaukelt. Als er größer wurde, bettelte er in Gesellschaft seiner Kameraden und stahl mit ihnen. So theilte er seine Zeit redlich zwischen Straße, Stadthauptmannschaft und Arbeitshaus. Mit fünfzehn Jahren beging er mit mehreren alten Verbrechern einen großen Diebstahl und zwar auf der Donau. Die Kerle stahlen in sehr raffinirter Weise eine Masse Passagiergepäck von einem Dampfboote. Unser „Misko" kam auf drei Jahre in's „Stöckel". Hier aber ging er in sich, der Priester des Hauses nahm sich seiner besonders eifrig an, und als er herauskam, wurde Misko ein ehrlicher Mensch und ist es bis heute geblieben. Und wer — denken Sie — gibt ihm Brot? Wieder seine Mutter, die Donau: er ist Knecht auf einem Lokaldampfer" . .

„Ja — es gibt oft manchmal im Menschenleben sehr merkwürdige Schicksale", mischte sich plötzlich eine

Frauenstimme ins Gespräch. Es war die obenerwähnte, schwangere Priesterin. Sie hatte offenbar sehr viel Mühe, ihr Ur-Lerchenfelderisch in ein gewähltes Hoch-deutsch umzuwandeln. „Und sehen Sie, meine Herren, da gibt es oft manchmal noch Menschen, welche an Gottes Allmacht zweifeln wollen . . ."

Aber plötzlich gab sie sich weiter keine Mühe mehr, rief: „Jetzt komm' i d'ran" und hüpfte so graziös, als eben eine dicke Frau in ihrem Zustande hüpfen kann, die Stufen empor. Dann verbeugte sie sich vor dem Publikum, warf speziell einen koketten Blick auf uns, hob das Kleid bis über die Kniee empor und begann kreischend zu singen.

Aber ein Weib in diesem Zustande, welches unter unzüchtigen Geberden Zoten kreischt — das ist mehr, als mein Magen verträgt. „Gehen wir"! bat ich. Eines der jungen Mädchen streckte uns einen Teller, bedeckt mit schmutziger Serviette, vor, wir legten unseren Obolus darauf.

In diesem Augenblick entstand an der Thüre ein heftiges Gedränge . . man schrie, fluchte und polterte . . ein Tisch fiel um, die Gläser klirrten zu Boden . . ein Knäuel streitender, prügelnder Menschen wogte hin und her . . die Gäste sprangen von ihren Sitzen empor . . die Trödlerin stieß einen durchdringenden, sehr nationalen Wehruf aus . . selbst das blonde Tischlermädchen kehrte

seine Augen von ihrem „Führer" ab . . auf dem nächsten Tische sprang die schöne, freche „Mundi" wie besessen umher und schrie: „Schlagt's ihn todt .. Dös giebt a Hetz" .. Herr Hartl schwang seinen Buzogany und drängte vorwärts.

Aber im nächsten Augenblick verschwand der Knäuel durch die geöffnete Thüre. Diese ward wieder geschlossen, der Tisch wieder aufgerichtet, auch der Lärm auf der Straße verstummte und die Priesterin oben „improvisirte":

Hat a die Tricot zerrissen,
D'rum hat man ihn aussi g'schmissen
Den feschen Franzl und die Sali a.

Das geistreiche Impromptu wirkte auch durch den wahren Inhalt. In der That war ein Herr Franzl und ein Fräulein Sali durch die Kellner vor die Thüre gesetzt worden, aber nicht wegen mangelhafter Beschaffenheit ihrer Tricots (dann hätte die Priesterin von Rechtswegen das erste Opfer sein müssen), sondern weil sie ihre Zeche nicht bezahlen konnten. Der „schwarze Wallfisch" zu Askalon und die Stadt „Nagy Körös" in der Braumeistergasse scheinen in diesem Punkte gleichen Prinzipien zu huldigen.

Wir gingen. Als wir eben den Wagen besteigen wollten, kamen ein Mann und ein Weib in heftigem Streite die Straße herauf. Die Vertreterin des Ewig-

Weiblichen hielt den Mann bei den Haaren und zog ihn zwar nicht „hinan", aber heftig zurück. Dieser aber äußerte trotz heftigen Hin- und Herschwankens den festen Entschluß, in's Wirthshaus zurückzukehren, und wollte dort „den Lackeln zeigen, was der gelbe Franzl is." „Also das ist der Hinausgeworfene, der gelbe Franzl", meinte Herr Hartl, und im Wagen erzählte er mir: „Das ist das Gauner-Exemplar, welches ich erwähnt, als ich Ihnen die Geschichte meines ehrlichen Gauners erzählte. Der „gelbe Franzl" — er hat den Namen, weil er lange an der Gelbsucht gelitten hat — hat Vater und Mutter gekannt und ist der Sohn ganz achtbarer Pester Bürgersleute und gelernter Schlosser. Der Kerl ist ganz geschickt in seinem Handwerk und darum auch ein gefährlicher Einbrecher. Mit der Sali — sie hat den Namen „Kroboten-Sali" — zieht er schon seit drei Jahren umher. Es ist ganz merkwürdig, wie diese Dirnen, — die meisten treiben daneben ihr trauriges Gewerbe — an ihren „Geliebten" hängen. Sie werden von denselben oft in grausamster, wahrhaft unerhörter Weise mißhandelt und gequält, gleichwohl macht keine von ihnen jemals eine strafgerichtliche Anzeige."

Es war 1 Uhr. Wir waren vier Stunden gefahren und hatten eben etwa ein Dutzend Lokale besucht. Wir waren todtmüde und wollten uns in einem Kaffeehause

eine Erfrischung und vor Allem eine Erholungspause gönnen. Als pflichtgetreuer Mensch schlug ich vor, ein Gauner=Café zu wählen.

Aber dagegen legten meine Freunde entschieden Protest ein, sie wollten vor allem einen anständigen Thee trinken. So schlossen wir denn ein Compromiß und wählten ein Kaffeehaus mit „gemischter" Gesellschaft: das Szabo'sche in der Hollundergasse.

Das Kaffeehaus war überfüllt, wir konnten kaum ein Plätzchen bekommen. Das Nachtleben Pest's ist überhaupt ein ungemein reges, es ist z. B. relativ weit lebhafter als das Wien's. Die Gesellschaft im Szabo'schen Lokale bot nichts Charakteristisches, mindestens nicht für das ungeübte Auge. Das schienen sammt und sonders Beamte, Handwerker, Studenten und dergleichen zu sein. Ich äußerte dies gegen Herrn Hartl. „O, es sind ein paar sehr gefährliche Subjekte darunter", belehrte mich Herr Hartl; „daß ihre saubere Arbeit ihnen ermöglicht, sich anständig zu kleiden, beweist eben ihre Gefährlichkeit. Für was halten Sie z. B. den Mann da drüben?

Er deutete auf einen höchst anständig gekleideten, ältlichen, starken Herrn mit schwarzem Bart und Haar, der an einem Erkertischchen unweit von uns saß, und mit voller Gemüthsruhe einen Eierpunsch verzehrte. Von Zeit zu Zeit erhob er sein Auge und warf einen ruhigen, gleichgültigen Blick auf uns.

„Das ist der ehrenwerthe Herr Ernstl", erklärte Herr Hartl, „ein sehr oft abgestrafter und besonders gefährlicher Dieb. Er ist sehr listig und schlagfertig, sogar witzig."

Von diesem Witz sollte ich heut noch eine Probe erhalten. Wir waren in lebhaftem Plaudern, bei dem mir Herr Hartl insbesondere interessante Details aus seiner Amtspraxis erzählte, u. A. auch auf die Diebssprache gekommen, das sogenannte „Jenisch." Es ist dies bekanntlich ein Mischmasch von verstümmelten Worten aus dem Hebräischen, Deutschen, Französischen u. s. w. Herr Hartl, der die Sprache vollkommen geläufig spricht, hatte die Güte, mir zahlreiche Proben mitzutheilen*).

---

*) Da wohl den allermeisten Lesern und gewiß sämmtlichen geneigten Leserinen das „Jenisch" nicht geläufig sein dürfte, so sind ihnen vielleicht folgende, auf's Geradewohl herausgerissene Proben nicht unerwünscht: Jaß (Rock), Buxen (Hose), Tritt (Stiefel), Umifirschel (Gilet), Breh (Hut), Ponim (Gesicht), Fuchserne Scheu (goldene Uhr), Fuchserne Schlange (goldene Uhrkette), Küberer (Polizist), Käsen (Trabanten), Zengerer (Soldatenpatrouille), Schmecker (Zuschauer), Jergel (Schub), keilen (schlagen), schimmeln (davonlaufen), Malochim-Beis (Arbeitshaus), Spise (Gasthaus), Brontio (Branntwein), Scheidling (Fenster), Tele (Thür), Kistel, Chsiwemihl (große — kleine Brieftasche), Passer (Hehler), Kalle (Geliebte), Hoschek (Liebhaber), Rolle (Wagen), Rollenläufer (Wagendieb), Sack (Fuhr), Hamkeulen (Todtschlagen), Hambimmen (Todtstechen), Chosen (das Opfer, welches geplündert werden soll), Schnee (weiße Wäsche), Schuster (Truthahn), Strohbeißer (Gans), Slowak (Ente) u. s. w.

Herr Ernstl sah und hörte von seinem Platze aufmerksam zu. Dann gingen wir. Als wir an Ernstl vorüberkamen, blieb Herr Hartl stehen und fragte ihn, seit wann er schon aus dem „Stöckel" (Strafhaus) entlassen sei.

„Seit drei Monaten", erwiederte Ernstl gelassen.

„Und wie oft waren Sie schon im „Stöckel", frug ich.

„Stöckel", meinte der Mann, anscheinend auf's Tiefste erstaunt. „Waren denn Sie im „Stöckel?"

„Nein!"

„Warum sagen Sie dann nicht „Strafhaus?" frug Ernstl würdevoll. Und mit imponirender sittlicher Entrüstung fuhr er fort: „Gott über die Welt! Ist das eine verdorbene Zeit! Jetzt unterstehen sich sogar schon die ehrlichen Leute die Diebssprache zu reden."

„So! — jetzt kann's losgeh'n", sprach Herr Hartl behaglich und steckte sich eine neue Cigarre an. „Wir haben bis jetzt nur um das Laster herumgeplänkelt, jetzt will ich Sie so recht mitten hineinführen. Nach dem Hirschmann'schen Hause, Uellöerstraße!" befahl er dem Kutscher.

An dem großen, schmutzigen, dichtbewohnten Bau waren sämmtliche Fenster dunkel; nur aus der Schänke rechts vom Thorwege drangen Licht, Lärm und Gesang auf die Straße. Es waren die Klänge des Fischerliedes.

Dieses Lied ist so recht die Marseillaise der Volksvertrottelung und der lüsternen Gedankenlosigkeit.

Vor der Thür stand eine Gruppe von drei Personen: zwei streitende Bursche, zwischen welche sich begütigend eine Dirne drängte. Sie lachte frech, strich bald den Einen, bald den Andern um das Kinn und rief einmal über das andere: „Des Narren, ös, weg'n a Madel wie i bin, wollt's enck streiten?"

Wir traten näher, die drei blickten auf. „Küberer!" schrie das Mädchen gellend und nahm Reißaus die Straße hinab. Einer der Burschen folgte ihrem Beispiel und verschwand spornstreichs um die nächste Ecke. Der zweite hatte nicht übel Lust, es ihm nachzuthun. Aber er kam nicht mehr dazu. Herr Hartl hatte ihn schon beim Kragen.

„Laß Dich einmal anseh'n, mein Sohn", sagte der Commissär und wandte das Antlitz des Menschen mit heftigem Rucke der Straßenlaterne zu. Es war ein blutjunges, todtblasses, sehr verwüstetes Antlitz. „Ah! der Vambersky", machte Herr Hartl etwas erstaunt. „Bist schon wieder frei?"

„Ja, der Vambersky", erwiederte der Bursche mit verlegenem Grinsen. „Gestern haben's mi außag' lassen. . . ."

„Weswegen sind Sie denn gesessen?" frug ich.

„No, . . wissen's . . halt . . wissen's", er zögerte und sagte dann rasch — „es war halt so a G'schicht . ."

„Was für eine Geschichte?"

„S' war halt a klaner Irrthum vom Richter."

„Vambersky!" machte Herr Hartl drohend.

„No, — wenn Sie's halt just wissen wollen — a Schand ist's nit — Schnee hab i gelibert" (Wäsche gestohlen).

„Was für einen Stand haben Sie?"

„I bin Fabriksarbeiter."

„Und was gedenken Sie nun zu thun?"

„Zu leben." Er lachte frech.

„Aber nicht zu arbeiten?"

Der Bursche sah mich mit sonderbarem Blick an. Alle Frechheit, alle Lustigkeit war aus seinem Antlitz geschwunden, es war furchtbar schlaff und düster. „Herr", sagte er und schüttelte heftig den Kopf, „meinen Sie, i könnt ehrlich werden und arbeiten, selbst wenn i wollt?! Wer nimmt denn mi an, so wie i jetzt bin? an abg'strafter Dieb, krank bis in die Knochen? Na — Herr — ich bleib' schon dem Schinder! . . ."

Dann lachte er sehr lustig, wünschte uns höflichst „gute Nacht" und ging.

„Daß Du mir gleich nach Hause gehst", rief ihm Herr Hartl nach.

„Nur noch a Schalerl Schwarzen bei der Wasser=

berger", rief er lachend zurück und war um die Ecke verschwunden.

Wir traten in die Schänke. Ein ekler, lauer Qualm schlug uns entgegen, Commißtabak und Fusel waren seine fühlbarsten Ingredienzien. Aber, wer Samuel Quitt's Schlafstätten schon durchwandert, scheut vor keinen Gerüchen der Welt mehr zurück. Und wer die Gestalten dort geschaut, dem mußten die Gäste der Hirschmann'schen Schenke noch als relativ reinliche Menschen erscheinen.

Und an und für sich waren sie es freilich weniger. Etwa vierzig Menschen, Männer und Weiber, füllten den kleinen, schmutzigen Raum, der niedrig zugleich war und dessen Wände eine eigenthümliche Färbung zeigten; der grünliche Schimmel vermählte sich sonderbar mit dem grauen Tabakdampf. Nur drei Holztische hatten in der Schänke Platz. Wer keinen Sitz bekommen konnte, der trank eben, wenn's ein Mann war, den Fusel stehend, und war's eine Dirne, so setzte sie sich dem ersten Besten auf den Schooß. Aus Dirnen und aus Soldaten bestand die Majorität dieses Publikums. Der Rest waren Fabrikarbeiter oder Gauner. Im Locale waltete als geschäftige Hebe eine dicke, ganz überaus häßliche Weibsperson.

Sie gab den Quell der Labung nur gegen baar — sie wußte wohl, warum.

Ein sonderbarer Mensch trat auf Herrn Hartl zu und bot ihm einen „guten Abend". „Immer fleißig bei der Arbeit, Herr Commissär!" sagte er mit anerkennendem Wohlwollen. „Ja — man darf diesen Lumpen gegenüber nicht ruhen. Was jetzt die Leute schlecht sind, es ist gar nicht zu sagen, man kann die Ehrlichen an den Fingern zählen. Wahrscheinlich wieder eine Streifung", setzte er fragend hinzu und warf einen prüfenden Blick auf mich und meine Freunde. „Darf man fragen, wen Sie eigentlich suchen?"

„Du bist der Erste, dem ich's auf die Nase binde", erwiederte Herr Hartl lachend. — „Weiß', wann giebst Du endlich das Heucheln auf?"

„Ich — heucheln?" erwiederte der Mann gekränkt, fast entrüstet. „Was werfen Sie mir da vor, vor den fremden Herren? Was sollen die von mir denken? Ich bin ein ehrlicher Mann und verdiene mir mein Brod sauer, Herr Hartl, die Kränkung hab' ich nicht verdient!"

Der ehrliche Mann ging traurig zum Schänktisch und ließ sich dort von der dicken Hebe um fünf Kreuzer Lethe für die Kränkung einschenken. Er goß sie hinab, trat wieder auf uns zu, sagte noch einmal: „Ich bin ein ehrlicher Mann" und setzte sich dann mit lauerndem Blick in eine Ecke.

Wenn irgend einer, so hatte allerdings dieser Mann

nöthig, seine Ehrlichkeit demonstrativ zu betonen, geglaubt hätte sie ihm sonst schwerlich Jemand.

Ich hatte heute schon an manchem Exemplar beobachten können, welche Furchen das Laster, die List, die Heimtücke in das Menschenantlitz graben — so furchtbar deutlich hatte ich sie aber bisher nirgendwo gefunden, als in den Zügen dieses Menschen. Aus dem rothen, aufgedunsenen Gesichte, welches ein spärlicher, wie zerfressener, mißfarbiger Backenbart umrahmte, blitzten unter buschigen Brauen, die unheimlichen, heimtückischen Aeuglein hervor; in die niedrige, tiefgefurchte Stirn drückte sich das wollige Haar. Auch die Bekleidung der robusten Gestalt mit dem Stiernacken war von der anderer, ehrlicher Leute etwas abweichend. Stiefel, die mit der Zeit blos zu Sandalen geworden, Beinkleider, die ihrem Namen Schande machten und das Bein nur wenig bekleideten, ein defecter Soldatenrock, eine dito Holzmütze, und um den Hals ein buntes, neues, modernes Foulardtuch.

„Das ist der berüchtigte Leopold Weiß", flüsterte mir Herr Hartl zu. „Er ist ebenso gefährlich als Dieb, wie als Hehler, dabei von unglaublicher Frechheit. Im Herbste wohnte ich einem Verhör bei, in welchem ihn der Untersuchungsrichter als der Hehlerei dringend verdächtig vernahm. Der Kerl fühlte sich sicher, weil er das Corpus delicti rechtzeitig bei Seite schaffte, und er-

laubte sich daher in seiner Art einige Späße. Auf die natürlich nur pro forma an ihn gerichtete Frage: „Waren sie schon abgestraft?“ erwiederte er entrüstet ins Wort: „Was soll das beweisen? Das beweist nur, daß es den ehrlichen Leuten schlecht geht in dieser Welt von Schurken.“ Ja, Leopold Weiß ist ein Biedermann. . . . Da ich Sie nun in die Schlafstellen des Hirschmann'schen Hauses führen will, und der ehrenwerthe Herr gleichfalls in diesem Hause wohnt, so wollen wir gleich das „Angenehme mit dem Nützlichen“ verbinden und seiner Wohnung einen sehr eingehenden Besuch abstatten.

Wir traten nun in einen dunklen, kothigen Hofraum. Beim ersten Schritte versanken wir weit über die Knöchel und blieben unschlüssig stehen. An uns vorbei huschte eine dunkle Gestalt, Herr Hartl erhob seine mächtige Stimme und rief nach der Hausmeisterin. — Lange, bange Pause. Endlich erschien am entgegengesetzten Ende des Hofes ein flackerndes Talglichtlein, und bewegte sich langsam gegen uns. Eine alte, starkknochige Dame — Himmel, was war das für eine Nase! — stellte sich uns als die Meisterin des Hauses vor, und erkundigte sich überaus lakonisch nach unseren Befehlen:

„Nu — u?“ machte sie.

„Wir wollen die Kellerwohnung sehen.“

Die Dame wurde gesprächig. „Die Keller? Jetzt

mitten in der Nacht? Und dann — was ist da zu sehen? Lauter arme, ehrliche Menschen, welche schon schlafen!"

„Vorwärts!"

Die Dame gehorchte. Das Lichtlein zitterte vor uns her, und wir wateten ihm mühsam und vorsichtig nach, so gut es eben ging. Endlich standen wir vor einem großen, langgedehnten Seitentrakte; eine große, schmutzige Kellerthüre that sich vor uns auf. Wir stolperten eine steile, schlüpfrige Stiege hinab und traten in einen langen, niedrigen Corridor. Auf diesem Corridore mündeten rechts und links die Eingänge zu den einzelnen Wohnzimmern. Kein Laut war hörbar, mühsam kämpfte das Lichtlein gegen die moderige Luft.

Wir schritten den Corridor hinab. Hinter unserem Rücken ward leise eine Thüre aufgeklinkt, und als wir aufblickten, sahen wir eine dunkle Gestalt die Treppe hinaufhuschen. Mir schien's, als wäre es der weiße Soldatenrock des ehrlichen Leopold gewesen.

Wir öffneten eine der Thüren und traten in einen langgestreckten, niedrigen Raum. Abermals schlug uns eine von eklen Miasmen geschwängerte Luft entgegen, nur am entgegengesetzten Ende flackerte eine Oellampe. Aber das Kerzlein der Dame spendete hinreichend Licht, daß wir das sonderbare Bild überschauen konnten.

In dem Raume war nur ein schmaler Gang in

der Mitte frei, rechts war ein Holzschragen aufgeschlagen, links bildete die Mauer selbst, beiläufig in Kniehöhe, eine breite Bank; und rechts und links lagen Männer, Weiber und Kinder aneinandergereiht, schier wie die Heringe. Sie schliefen in ihren Kleidern, ihr Sonntagsputz, dann einiges Arbeits- und Küchengeräth hing ihnen zu Häupten an den Mauern, hier und da sah man auch einen Koffer. Das war der Wohnraum für fünf große Familien, zusammen über 30 Menschen.

Ihr schlagt die Hände zusammen über die geistige und körperliche Verkommenheit der niederen Stände. Ihr schreit Zeter über ihre Sittenlosigkeit, Ihr fragt, woher das komme. — Blickt einmal gefälligst in solche Räume — es ist etwas unbequem, aber lehrreich; Ihr werdet nicht mehr fragen, und wieder geräuschvoll und tugendhaft zetern. . .

Vorsichtig aber leise schritten wir den Gang hinab; nur ein Mann erwachte — wir waren über seine lang herabbaumelnden Beine gestolpert. . . So kamen wir zu jener Oellampe. Eine blasse, kranke Frau hockte auf dem Mauervorsprung neben ihren schlafenden Kindern und nähte eifrig an groben Linnen. Das sei Commißwäsche, sagte sie uns; es sei freilich ein kümmerlicher Erwerb, aber so brauchten die Kinder wenigstens nicht zu hungern. Daß sie selbst zuweilen hungerte, die arme, ewig hüstelnde Mutter, das sagte sie uns nicht,

das sahen wir ihr deutlich genug an. O, wenn sie erst wieder gesund wäre, meinte sie, jetzt habe sie es „halt gar so schlimm auf der Brust". Sie habe die Krankheit von ihrem Lager da, das sei so feucht, und sie fürchte jetzt nur der Kinder wegen. . . .

„Das ist kein Wunder", bemerkte Herr Polzer. „Diese Bank ist eigentlich eine Röhre, hier drinnen fließt der Kanal des Hauses".

Ich sah ihn starr an. „Giebt es in Pest keine Sanitätspolizei?" frug ich.

Er zuckte die Achseln. „Neulich waren einige Herren da", bemerkte die Frau, „sie haben aber gemeint, es sei nicht schädlich" . . .

„Was zahlen Sie für diese Wohnung?" frug ich.

„Allwöchentlich dreißig Kreuzer per Kopf".

So wirft denn dieser einzige Raum im Jahre über fünfhundert Gulden an Miethzins ab. — Die Vermiether werden reich und die Miether gehen zu Grunde.

„Hier daneben ist noch ein Keller", sagte die Frau und öffnete eine Thüre, „da sind die Wohnungen billiger, da zahlt Jeder nur zwanzig Kreuzer. Es ist dort bei Tage ganz dunkel und dann kann man drinn kaum athmen. Denn frische Luft kommt nur herein, wenn wir diese Thüre hier und dann unsere Thüre auf den Gang hinaus öffnen".

„Wie viel Parteien wohnen dort?"

„Acht Parteien — vierzig Menschen".

Ich that nur einen Schritt in diese Hölle und wich entsetzt zurück. Diese Luft schnürte die Kehle zusammen, mir flimmerte es vor den Augen ....

Wir traten wieder auf den Corridor. In einem der Räume ging es noch lebhafter zu. Da wohnten lauter Wäscherinnen und plätteten unter lautem Schwatzen und Keifen. Vielleicht hielten sie sich durch die Stichelreden wach und munter. Die Wäsche muß eben spätestens bis Sonntag Morgen den Kunden zugestellt werden.

Herr Hartl öffnete noch auf's Geradewohl eine andere Thüre. Dieser Raum war viel kleiner; hier schliefen nur vier Parteien, etwa zwanzig Menschen. Zwei hievon, die auf der Bank der Thüre zunächst lagen, erregten unsere Aufmerksamkeit. Es waren Mutter und Tochter, Beide höchst ärmlich und dürftig gekleidet — der Laib Brod, der da aus ihrem Bündel hervorlugte, war vielleicht ihr größter Schatz. Aber Beide mochten wohl einst bessere Tage gesehen haben. Es bot ein unendlich rührendes Bild, wie sie so ruhten mitten in Noth und Elend, die greise, gebrochene Frau mit den krankhaft blassen Zügen und das holde, zarte, fünfzehnjährige Mädchen. Ein Madonnenantlitz, süß, rein und sanft, wie es gottbegnadete Meister gemalt ... goldene Locken um Stirn und Antlitz ... und ein Lächeln

fliegt über das Antlitz, als fühlte es ſich im Traume von Engeln behütet und geküßt....

„Eine Schreiberswitwe und ihre Tochter", erklärt die Hausmeiſterin. „Die Zwei müſſen mir morgen aus dem Hauſe. Wir dulden hier nur anſtändige Parteien. Die Alte lebt von der Jungen und die Junge iſt . . ."

Ich mag das häßliche Wort nicht niederſchreiben. Stumm gingen wir weiter.

„Einen Augenblick noch", erſuchte uns Herr Hartl, und erkundigte ſich bei der Hausmeiſterin, welchen Keller der ehrliche Leopold inne habe.

„Gar keinen", war die Antwort.

„Aber er wohnt doch hier?"

„Ja — als „Zimmerherr" — bei der „böhmiſchen Marie".

Wir klopften an die Thüre dieſer Dame, ſie war verſchloſſen. Endlich ward uns geöffnet; wir ſahen eine Frauengeſtalt im tiefſten Negligé, in ihr Lager zurückhuſchen . . . „Jeſſas, bin i' ſchrucken", tönte uns ihre Stimme entgegen. „Cert a peklo, wos wullen's denn?"

Wir ſahen uns in der kleinen Kellerſtube um. „Wenn die Inhaberin derſelben „ſchrucken" war, ſo war es gewiß nicht, weil wir ſie überraſcht. Aus manchen Spuren konnte das kundige Auge erkennen, daß erſt vor einigen Minuten eine haſtig ordnende Hand unter dieſen Kiſten und Bündeln gewaltet. Hatte ich

wirklich recht gesehen, war Herr Leopold Weiß wirklich zu kurzem Besuche in seiner Wohnung gewesen!

Das holde Weib da stellte es in Abrede. „Ich, hob' ich ihm schon seit früh nit g'sehn", schwor sie. „Ich bin ich ehrliche Person".

Also auch sie war ehrlich, gerade wie ihr „Zimmerherr".

Aber diese seine letztere Eigenschaft stellte sie in Abrede. „Leopold is nit Zimmerherr bei mir, grod verkehrt, bitt' ich Ihne, bin ich „Quartiermensch" bei ihm. Heiß ich Marie Schwetschka, ich bin ich ehrliche Person, ich bin, ich Nätherin gaiselige. . . ."

Sie nähte nämlich Commißwäsche.

Wir wollten die Trägerin so hoher Würden nicht länger belästigen und stiegen wieder die Treppe empor. Auf dem Hofe begegnete uns Herr Leopold. „Es ist Zeit, daß ein ehrlicher Mensch schlafen geht", sagte er uns. „Heute habe ich mir nur dreißig Kreuzer verdient, — aber was thut das? Manchmal fünfzig, manchmal dreißig und manchmal nur zehn Kreuzer; aber ehrlich, immer ehrlich — . . . Gute Nacht, meine Herren!"

Wir bestiegen wieder den Wagen. „Und nun", sagte Herr Hartl, „wollen wir dem Beispiele Vamberskh's folgen und der Frau Wasserberger einen Besuch machen, sie hält einen berüchtigten Kaffeeschank in der Kirchengasse."

Wir hielten an der berüchtigten Kaffeeklappe in der Kirchengasse.

Die Thüre war gesperrt. Mächtig donnerte Herr Hartl mit seinem Buzogany an die niedrigen Thürflügel. Anfangs blieb Alles still. Dann hörten wir drinnen Geflüster von vielen Stimmen. „Oeffnen — augenblicklich!" befahl Herr Hartl. Darauf wurden die Riegel zurückgeschoben. Eine alte, dicke, häßliche Frau, die Wirthin ließ uns ein. Der Raum war klein, eng, schmutzig — zwei Tische standen darin.

An diesen Tischen saßen sechs Kerle und schlürften einen Mokka, der sicherlich kein Mokka war. Diese scheußlich zerlumpten Menschen waren von anderem Schlage, als wir ihn bisher kennen gelernt. Die Physiognomien sind nicht zu beschreiben.

Jeder von ihnen sah aus, als hätte er noch vor einer Stunde in den Lüften geschwebt, und sei eigens dazu abgeschnitten worden, damit dieses Lokal nicht ohne eine seiner würdigen Staffage bleibe. Das waren im Zuchthaus alt gewordene Menschen, denen das Leben eine Last war und das Laster noch der einzige Kitzel in diesem Leben. Diese Menschen hatten nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren. Darum kamen sie uns weder verlegen noch unterwürfig entgegen, wie die Anderen, sie blieben ruhig sitzen, und sahen uns mit unverhohlenem Grimme an.

Besonders Einer von ihnen hatte geradezu eine fürchterliche Physiognomie. Ein Mann in den Dreißigen, schlank und gewandt wie eine Katze, mit brennend rothem Kopfhaar und unheimlichen grünen Augen, ein unsäglich abscheulicher Mensch.

„Das ist der Karl Rosner", flüsterte mir Herr Polzer zu. „Sein Vater ist am Galgen gestorben, sein Bruder im Zuchthaus. Er selbst ist der gefährlichste Mensch in unserem Polizeirayon." — „Rosner", wandte er sich darauf an den Verbrecher, „es ist neulich in der Akaziengasse ein Einbruchsdiebstahl geschehen — ein großartiger, ganz in Deiner Art, — weißt Du nichts davon?"

„Nein — ich war nicht dabei."

„Das Schloß war so durchfeilt, wie Du es zu machen pflegst, von oben nach unten."

„Wie Sie das so genau wissen", höhnte der Kerl. „Am End' waren Sie selber dabei!" Die Anderen wieherten.

„Hund!" schrie Herr Hartl zornglühend und gab ihm einen Backenstreich, daß er an den Tisch taumelte.

„Hoho! Hier wird nicht geschlagen", schrieen die Anderen wild und sprangen empor. Rosner hatte sich zusammengeduckt wie ein Raubthier — er nestelte in der Tasche seines Beinkleides, dort hatte er ein Messer verborgen.

„Hund!" schrie Herr Hartl noch einmal, und warf ihn mit einem zweiten Schlage unter den Tisch.

„Auf die Plätze!" — Den Buzogany in der Linken, den Revolver in der Rechten, stand er da. „Wer muckst sich?" rief er.

Die Kerle blickten scheu zu Boden und schwiegen. In dieser dumpfen Stille verließen wir den wüsten Ort . . .

Der Morgen graute. „Und nun", meinte Herr Hartl, „will ich Sie zum guten Schluß an einen sonderbaren Ort bringen."

Wir fuhren durch die Josefsstadt.

„Wir haben uns in der Franzstadt zu lange aufgehalten", bemerkte Herr Hartl. „Es ist drei Uhr; auf die Kneipen der Franzstadt müssen Sie verzichten." („Gottlob," seufzte ich trotz aller Pflichttreue erleichtert auf). „Aber einige Nacht-Kaffee's werden wir noch besuchen können", setzte er tröstend hinzu.

Da war zunächst also das „Kaffee Ullrich" in der Sorokšárer-Gasse, schon nahe der Donau. Ein großes, schönes Lokal, die Einrichtung fast elegant und darum seltsam kontrastirend mit den Besuchern, die alle Billardtische umlagerten und jedes Sitzplätzchen in Beschlag genommen. „Bei Tage kommt die feinste Gesellschaft zu mir", erklärte uns der Besitzer stolz, „lauter Re-

präsentanten*), auf Ehre, lauter Repräsentanten, aber Nachts! . . . Sie wissen, ein öffentliches Lokal . . . Sie wissen, Jeder muß auf sein Geschäft schauen, Nachts kommen eben die Va . . . . . diese Herren."

„Diese Herren" waren aber gleichfalls „Repräsentanten"; Repräsentanten der Knappenschaft sämmtlicher Donau-Mühlen, Repräsentanten der „Milchverschleiß-Etablissements" der Franzstadt, vulgo Kuhhirten und Milchmeier, und schließlich in sehr respektabler Anzahl Repräsentanten der löblichen Gauner-Innung „vom Grund".

Und da „diese Herren" so zahlreich erschienen waren, so fehlten natürlich auch „diese Damen" nicht. Sie tranken Liqueur, rauchten Cigarretten, führten erbauliche Gespräche und tranken wieder Liqueur. Aber das thun sie alle und allüberall.

Um so charakteristischer jedoch müssen die Herren erscheinen. Oder erscheinen sie nur so durch den Kontrast mit dem eleganten Lokale?!

Denn — elegant sind diese Herren nicht und auch von ihren Manieren läßt sich das nicht mit gutem Gewissen behaupten. Seht Euch nur dort die vier jungen Burschen mit den schmutzigrothen Jacken und den zerlumpten grauen Unaussprechlichen an. Daß sie treffliche

---

*) Offizieller Titel der Pester Gemeinderäthe.

scharfgebeizte k. k. Virginier rauchen, erkennt man nicht blos, weil man sie eben rauchen sieht, sondern auch, wenn man den Boden betrachtet, auf dem sich — rings um das Billard, auf dem die Herren eine „Kriegspartie" spielen, — eigenthümliche Seen gebildet, die sich von Minute zu Minute vergrößern. Auch die Handhabung des Billardstockes und die Regeln des Spiels sind hier etwas absonderlich; die Herren gerathen zuerst mit dem Kellner, dann unter einander in ernstlichen Prinzipienstreit und dokumentirte sich Herr Ullrich nicht als ein wahrer Talleyrand im Verkehre mit Milchmeiern, so könnte aus der edlen Kriegspartie — leicht eine kommune Ohrfeigenpartie werden. Die Gefahr ist gehoben. Talleyrand regalirt seine nächtlichen Stammgäste mit einem Extra-„Punscherl" und beschwichtigenden Händedrücken. Aber horch! — donnernder Kampfruf hallt plötzlich aus der entgegengesetzten Ecke des Lokals; das Quiken einer Frauenstimme mischt sich kläglich in das Zornesgebrülle mehrerer Männerlungen. Herr Ullrich geht eilends nach dem Kriegsschauplatze ab; wir drängen ihm nach, so gut und so schnell es eben geht, vorüber an qualmenden und politisirenden Fiakern, an qualmenden und Domino spielenden Müllerburschen, an qualmenden und kosenden Schönen . . und wir stolpern über unterschiedliche Beine und unsere Nasen leiden Höllenqualen . . das heißt: nicht etwa, als ob . . o nein! aber dieser ärarische Tabak.

Und ach! der Nasen Müh' ist umsonst.

Denn als endlich auch wir auf dem Schlachtfelde eintreffen, ist dieses kein Schlachtfeld mehr, sondern ein gewöhnlicher Tisch mit gewöhnlichen Stühlen ringsumher, auf denen einige gewöhnliche Schneidergesellen der Franzstadt sitzen. Nur in ihren zornglühenden Gesichtern — aber das schmächtige Schneiderlein da glüht nur auf einer Wange, bei dem scheint's nicht aus Zorn zu kommen, — leuchtet noch ein Wiederschein der Kampfeslohe, und der Kampfesruf hallt nur noch in vereinzelten, halbgemurmelten: „Räuberbua" oder „Dö Bagaschi" fort. — „Dö Bagaschi" aber wird soeben in Gestalt eines riesigen, vollgetrunkenen Fiakerknechtes, der mit den friedlichen Schneidern Streit gesucht, von Herrn Ullrich vor die Thüre gesetzt. Und als sich die Thüre hinter dem „Störenfried" geschlossen, da springt das schmächtige Schneiderlein heldenkühn auf und schlägt auf den Tisch und ruft: „Himmelkreuzdonnerwetterfixlaudon noch amol! fuchsteuxelwild bin i! Wann der Ullrich nit dazwischen kommt, so derschlog i den Kerl! . . ." Ja! ja! diese verdächtige Röthe auf der einen Wange scheint nicht vom Zorne zu kommen.

Dicht hinter dem grimmigen Helden, halb durch den Ofen gedeckt, saß eine harmlose Gesellschaft von vier harmlosen Herren bei harmlosem Tarokspiel. Es hatte alles einen so solid bürgerlichen Anstrich: sie selber, ihr

Verkehr, ihre Spielweise. Ich blickte Herrn Hartl erstaunt an, als er mir zuflüsterte: „Berüchtigte Falschspieler und Bauernfänger."

„Aber diese Herren sehen so solid aus."

„Natürlich!" erwiederte Herr Hartl, „das gehört ja zum Handwerk. Ich wette, die Herren haben, ehe sie mich gesehen, ein ganz anderes Spiel gespielt. Das ist eben die eine Methode. Einige Verbündete setzen sich in einem stark besuchten öffentlichen Lokale dieser Art zusammen, sie spielen ein Hazardspiel, einer hält die Bank. Das Spiel zieht Zuschauer an, ab und zu wagt einer von ihnen einen Einsatz, das Beispiel wirkt, bald ist das Geschäft in vollem Gange. Eine andere Methode, das Solofassen, Anlocken und Ausplündern zugereifter Handwerksburschen, Landleute u. s. w., wird zwar gleichfalls sehr häufig geübt, ist aber lange nicht so lukrativ. Auch wird die Unerfahrenheit und Dummheit mit der Zeit gewitzigt und die biederen, um das Wohl der Fremden besorgten Männer müssen unverrichteter Dinge abziehen."

Der Eine aus der Sippe kam mir bekannt vor. Ein alter Mann, sehr anständig gekleidet, etwa wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher am Sonntag.

„Erkennen Sie den Menschen", fragte mich Herr Hartl.

„Ich muß ihn vor einiger Zeit schon gesehen haben", erwiederte ich, „ich entsinne mich nur nicht wo?"

„Vor einiger Zeit?" lachte Herr Hartl. „Heute, oder vielmehr gestern Abend haben Sie ihn gesehen — bei Beginn unserer Fahrt, im „Hirschenkeller".

Sechs Stunden kaum! Sie dünkten mir, wie eben soviel Wochen! Welche Fülle von Bildern und Eindrücken war in diesen wenigen Stunden auf mich eingestürmt!

„Ah, der Verderber", rief Herr Hartl plötzlich ganz freudig — er hatte einen alten Bekannten entdeckt. „Komm nur hervor, Verderber, das Verstecken nützt nichts mehr."

Aus dem engen Raume zwischen der Wand und der dicken Ofenröhre wand sich ein hübscher, schlanker Bursch und trat vor Herrn Hartl. Ein leichtes, verlegenes Lächeln lag auf dem braunen Gesichte, aber die schwarzen Augen blitzten uns trotzig an.

„Was beliebt?" fragte er kurz.

„Warum hast Du Dich versteckt?"

„Versteckt?" Er lachte kurz auf. „Ich und verstecken?" Und stolz und steif wie ein Hidalgo setzte er hinzu:

„Der Verderber versteckt sich nie — das wissen Sie."

„Manchmal doch — wie jetzt. Wieder einmal gestohlen — böses Gewissen? — he?!"

„Auf die Ofenröhre hab' ich mich gestützt und dem Spiel zugeschaut." Dann hielt er inne und richtete sich

wieder einmal stolz auf und sagte: „Nein — nein! Sie sollen dem Verderber nicht nachsagen dürfen, daß er gelogen hat. Nein! — nicht einmal ein Küberer soll mir das nachsagen dürfen: Ich hab' mich versteckt, nicht weil ich wieder gestohlen hab', sondern weil mir das ewige Herumfragen ekelhaft ist."

Herr Hartl fuhr wild auf; ich hielt ihn begütigend zurück — der Mensch interessirte mich.

„Schlagen Sie nur zu", rief er; sein Auge flammte, die sehnige Gestalt reckte sich empor. „Sie können mich sogar todtschießen, den Revolver dazu haben Sie. Das ewige Herumfragen halt ich nicht mehr aus, sag' ich. Ihr kennt mich, ich kenne Euch. Ich führ' Krieg mit den ehrlichen Leuten, das ist wahr, ich thue ihnen Schlechtes, das ist wahr, und darum verdien' ich, daß ich geplagt, geschunden und eingesperrt werde, das ist auch wahr. — Aber ich führ' den Krieg ehrlich, wie ein Soldat, und darum will ich so behandelt werden."

„Sie waren wohl früher Soldat?" fragte ich.

„Ja — sieben Jahre."

„Und Sie, ein ehemaliger Soldat, ein starker, gesunder, vernünftiger Mensch, schämen Sie sich nicht, ein Verbrecher zu sein?"

Er sah mir erst zornig, dann prüfend in's Gesicht. Dann schlug er den Blick nieder. „Mir scheint gar", sagte er halblaut, „Sie meinen es gut mit mir. Das

ist mir schon lange nicht passirt. Aber jetzt nutzt's nichts mehr."

„Was hat Sie denn nur dazu gebracht?"

„Was mich dazu gebracht hat?"

Sein Blick haftete noch immer am Boden.

„Wenn man mich sonst so gefragt hat, so pflegte ich zu sagen: „Der Verderber — das liegt schon im Namen." Aber Ihnen mag ich die Antwort nicht geben. Sehen Sie, — es war so eine Geschichte — man liest das sonst nur so in den Büchern — Sie werden's mir nicht glauben wollen."

„Was war das für eine Geschichte?"

„Mit einem Mädel. Sie . ." Er hielt plötzlich inne, schluckte heftig, als wollte er die ganze Erinnerung und seine Aufregung mit hinabschlucken, und ging im Sturmschritt ab.

„Wie amüsiren sich die Herren?" tönte eine ergebenst höfliche Stimme hinter uns; es war der Besitzer des Café's. Unser frühes Scheiden bedauernd, begleitete er uns bis zur Thüre, und bat uns recht dringend, ihm der eigenthümlichen Gesellschaft wegen, die er Nachts in seinen Räumen dulden müsse, nicht zürnen zu wollen.

Als wir auf die Gasse traten, wankte ein windiges Kerlchen jammernd und klagend auf uns zu. Er war schwer besoffen und gröhlte: „Hohe Obrigkeit . . gnädigste Polizei . . schützen Sie mein Leben . . ich bin kein

Sazialdemagrad . . ich bin ein Schneider." Es war der grimmige Held mit der einen glühenden Backe.

„Was giebt's denn?" fragte Herr Hartl.

„Hohe Obrigkeit!" schluchzte das Schneiderlein. „Ich zahl' meine Steuern . . der Raubersbua, der „rothe Schani", lauert mir auf . . er schlagt mich todt, wenn ich allein nach Hause gehe."

„Warum denn?"

Das Kerlchen warf sich in die Brust. „Weil ich ein hübscher Kerl bin . . weil ich ihm sein Mädel weggefischt hab', weil ich ein gebülteter Mann bin . . weil ich mit den Mädeln zu reden weiß."

Wir machten uns an's Einsteigen.

„Gnädigste Obrigkeit . . allergnädigste Stadthauptmannschaft!" schluchste das Kerlchen wieder demüthigst, „haben Sie die Gutigkeit, retten Sie mich, begleiten Sie mich nach Hause."

Unser Wagen setzte sich in Bewegung.

„Pfui, Teuxel!" rief das Kerlchen giftig. „Wozu haben wir unsere Konschstitution! Pfui Teuxel, so ein Rechtsstaat! . . Ich muß mir einen Komfortable nehmen! Hoch die Sazialdemagradie! . . Hoch die Republik! . . Hoch Lassalle! . . Wenn der amal über dös Glumpert kommt, der Lassalle! . . Hoch die Komunarren!"

„Hoch die Komunarren!" stimmten wir laut lachend bei.

Wir fuhren längs der Donau hin, gegen die Concordia-Mühle zu.

„Ich will Sie nur noch in ein Lokal führen", sagte Herr Hartl. „Da treibt mich selber die Neugier — ich war schon lange nicht dort."

Wir hatten die Concordia-Mühle passirt. Der Wagen fuhr langsam durch den unergründlichen Schlamm der Straße, die sich dicht an der Donau hinzieht. Rings kein Haus, kein Licht, keine Menschenspur. — Eintönig schlugen die Wellen des Flusses an das Ufer, der blasse Strahl des untergehenden Mondes zitterte über ihnen.

„An dieser einsamen Stelle", erzählte Herr Hartl, „hab ich einmal ein komisches Abenteuer erlebt. Jetzt kann ich darüber lachen, damals hab' ich vor Wuth gezittert. Vor drei Jahren machte ich einmal Nachts allein Streifzug durch die Franzstadt. Meine einzige Waffe war der Buzogany hier, den Revolver hatte ich zufällig nicht mit. In einer Kneipe der Franzstadt stöberte ich einen besonders gefährlichen Menschen auf, er wurde damals wegen Einbruchs verfolgt und ist seitdem im Zuchthaus gestorben. Er machte sich eiligst aus dem Staube, ich ihm nach. So liefen wir im Galopp die Sorokšárergasse hinab bis an die Donau, dann längs des Flusses bis hierher. Ich bin ein sehr ausdauernder Schnellläufer, aber dem Menschen gab die Angst Flügel, er behielt stetig einen Vorsprung von etwa zwanzig

Schritten. — An dieser Stelle war an einem Pflocke ein einzelner Kahn angehängt, in diesen sprang der Gauner, zerschnitt blitzschnell den Strick und ruderte bis in die Mitte des Flusses. Hier hielt er an und rief mir, der ich in ohnmächtiger Wuth am Ufer auf und ablief, eine ganze Serie auserlesener Schimpfnamen zu. Ich mußte sie geduldig hinunterschlucken und ruhig zusehen, wie der Kerl, nachdem er sich die Lunge heiser geschrieen, gemächlich nach der Ofener Seite hinübersteuerte."

„Halt!" unterbrach sich Herr Hartl — der Wagen hielt.

„Hier ist das Lokal", sagte Herr Hartl, als wir ausstiegen. Wir wateten dabei fußhoch in dem Schlamm.

„Wo?" fragten wir erstaunt. Wir hielten auf freiem Felde, zur Rechten rauschte die Donau, zur Linken dehnte sich schlammiges Ackerland. Von einem Hause vermochten wir bei dem ungewissen Scheine des Mondes nichts zu entdecken.

„Dort!" sagte Herr Hartl, und wies mitten in das Ackerland hinein. Dort schimmerte, etwa in der Entfernung von hundert Schritten, ein hellerer Fleck. „Das sind die Wände einer Holzhütte", erklärte Herr Hartl, „Eine furchtbar wüste, unheimliche Feldschenke, der Zufluchtsort für allerlei Ungeziefer. Ein Zigeuner hält sie, — ich bin selber schon lange nicht dort gewesen. Wer wagt die Partie mit mir?"

Natürlich wir Alle. Feldeinwärts ging's — es war eine unbeschreibliche Tour. — Dunkel ringsum. — Der Schlamm schier fußhoch. Nach fünf Minuten erst standen wir vor dem wüsten, verfallenen Baue. Kein Lichtschein, kein Ton — die Hütte schien ausgestorben.

Mächtig donnerte Herr Hartl mit seinem Buzogany an die Thüre. Sie krachte in ihren Fugen, aber nichts regte sich.

Wir standen rathlos. Da hörten wir drinnen einen schleichenden Schritt, die Riegel wurden zurückgeschoben, ein altes, scheußlich zerlumptes Zigeunerweib erschien auf der Schwelle.

„Sind keine Gäste mehr da?" fragte Herr Hartl.

„Dies Haus ist keine Schänke mehr", erwiederte die Alte dumpf.

„Wo ist denn Dein Herr?"

„Todt."

„Und Deine Frau?"

„Todt."

„Woran sind sie denn gestorben?"

„An der Cholera."

Sie schlug die Thüre zu.

Wir wateten zu unserem Wagen, fuhren im dämmerigen Tageslichte zur Stadt zurück und der Morgen graute vollends, als ich die Klingel meines Hauses, todtmüde, zog.

So schloß meine Wanderung durch Pest's Verbrecherhöhlen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Franzos, Karl Emil,

Vom Don zur Donau Neue Culturbilder aus 'Halb-Asien.'

Bd.: 2

Leipzig 1877
P.o.germ. 2049 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11360086-2